







Digitized by the Internet Archive
in 2014

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 1. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Erster Band.

— 88 —

Leipzig,

Ernst Julius Gänther.

1873.

Erstes Kapitel.

Ein schöner milder Octobertag neigte sich bei klarem, wolkenlosem Himmel zum Abend. Wie vom Widerschein eines großen Feuers schimmerte im Sonnenuntergang der kahle, fast von jedem Baumwuchs entblößte Marmorfelschen des Traunsteins am jenseitigen Ufer des See's. Aus den hohen Fenstern des Schlosses, die zum Theil offen standen, gab es ein prächtiges Schauspiel auf die Landschaft. In mäßig ansteigenden und sich wieder senkenden Hügelwellen zog sich von der Höhe, auf der das Schloß lag, mit Feldern und Wäldern, mit einzeln stehenden Häusern und kleinen Ortschaften das Land sanft niederwärts nach Gmunden und Altmünster hin, wo der See vielfache hinjenumbüschte Einschnitte und Buchten bildet.

Während drüben auf der Ostseite hohe und schroffe

Felsen bis hart an das Wasser treten, gleicht das Westufer des See's von dem Städtchen Gmunden bis nach Traunkirchen einem in Terrassen abfallenden Parke. Auf der Mitte des Weges, zwischen dem Traun- und dem Attersee, zwischen Gmunden und Schörfling gelegen, richtete sich die vordere Front des Schlosses gen Morgen; ihm gleichsam zu Füßen dehnte sich die Landschaft aus, schimmerte grüngoldig die gewaltige Wassermasse wie in einer ungeheuren Steinschale. Im Süden springt bei Traunkirchen ein Fels — ein Kirchlein krönt inmitten einer Baumgruppe, ein feierliches und rührendes Wahrzeichen, seine Spitze — weit in den See vor und theilt ihn in zwei ungleiche Hälften: breiter, mannichfaltiger durch die wechselnde Gestaltung der Ufer, schön geschwungener in ihren Linien, freundlicher ist die untere; die obere, nach Ebensee zu, liegt finster in einem engen, düstern Felsthale, durch das nur schmale Pfade sich mühsam winden und dem das Höllengebirge im Süden mit seinen steil und schauerlich aufragenden Gipfeln den stimmungsvollsten Hintergrund gibt.

Von den Damen, die an den Fenstern des Saales in bunten Festkleidern standen, betrachtete indessen nur die Eine das Landschaftsbild, das sich doppelt großartig und ergreifend im Frieden des Abends, in den Farben des Herbstes, vor ihren Augen entrollte. Sie

war auf den kleinen Balkon hinausgeschritten, der, vor dem mittelften Glashürfenster angebracht, ihr noch eine freiere Umsicht gewährte. Dabei winkte sie wie die übrige Gesellschaft mit ihrem Taschentuche, ohne daß ihre Seele das Geringste von dieser Bewegung zu wissen schien. Die Anderen lachten, jubelten, Namen wurden gerufen, Scherze ausgetheilt.

Dies Grüßen galt den im Schloßhose versammelten Herren. Da stampften die Pferde, da klang noch zuweilen lockend ein Jagdhorn, bellend und heulend sprangen die Hunde um den Wagen mit dem erbeuteten Wild. Die Taschen wurden geleert, die Flinten von den Schultern genommen, hier und dort ein letzter Schuß herausgezogen; die Diener leisteten überall hilfreiche Hand. Am Thore besprachen sich leise die Jäger über die besten Schüsse, die gethan worden waren; die Herren tauschten ihre Bemerkungen über die Schnelligkeit ihrer Pferde, die Gewandtheit ihrer Hunde, die wunderlichen Launen des Glückes im Kriege wie auf der Jagd aus. Der Eine lockte schmeichelnd den schlanken Windhund herbei und kraute ihm den Kopf, ein Anderer schlug gelangweilt mit der Reitpeitsche gegen die Stulpstiefel und erwartete ungeduldig den Aufbruch in das Haus, um sich an reichbesetzter Tafel und bei wohlgefüllten Flaschenkörben von allen Anstrengungen des Tages

auszurufen und zu erholen. Die Jüngeren grüßten nach den Fenstern hinauf und riefen, so gut es bei dem allgemeinen Lärm und dem Stimmengebrause gehen wollte, den Damen ihre Huldigungen zu.

In diesem Gewirr fielen zwei Männer durch den Gegensatz ihrer Ruhe und gemessenen Haltung gegenüber der Hast, Geschäftigkeit und Geschwätzigkeit der Uebrigen auf. In der Mitte des Hofes stehend, überragte der Eine, eine kräftige ritterliche Gestalt, die Andern alle; eben hatte er die Büchse dem Diener gegeben und kurz und bestimmt seine Befehle ertheilt. Den Hut mit der Auerhahnfeder, den er, die Damen begrüßend, vom Haupt genommen, hielt er noch in der Hand. Ein Zug der Güte und des Wohlwollens um seinen Mund milderte ein wenig den strengen Ausdruck seines starken, gebräunten Gesichtes und den stolzen Blick seiner stahlblauen Augen. Unter dem kurzgeschnitzenen, blonden, hier und dort schon in's Graue spielenden Haar trat die Stirne in mächtiger Wölbung breit hervor. Hart unter dem linken Auge lief ihm eine tiefe Narbe über die Wange: die Spur eines feindlichen Säbelhiebes. Ebenso kräftig wie die Stirn war das Kinn entwickelt, nur der Mund erschien für das Ganze dieses Antlitzes, in dem das Starke und Große vorherrschte, zu klein und zu fein geschnitten. In jeder

Bewegung prägte sich mit einer bewußten Entschiedenheit der geborene Edelmann aus, der nicht nur seines Ranges, sondern auch seiner selbst sicher ist und in seiner vornehmen Weise eine unsichtbare, schützende Schranke zwischen sich und der übrigen Welt besigt.

Seinen kurzen, grünen Jagdrock mit goldenen Knöpfen trug er offen, eine schwarze Cravatte fiel in zwei langen Zipfeln auf die gestickte seidene Weste; in den Stiefeln von weichem, braunen Leder, die ihm fast bis zu den Knien hinaufreichten, steckten die weißen Lederhosen.

Gelassen überschaute er den Schloßhof. Zuweilen nickte er Diesem oder Jenem zu und sprach ein einsilbiges Wort; sein ganzes Wesen und das Benehmen der Dienerschaft gegen ihn verrieth in unbedeutenden und doch untrüglichen Zeichen, daß er auf diesem Boden der Herr sei.

Daß er noch im Hofe zögerte, statt seine Gäste in's Haus zu geleiten, erklärte sich durch den ungeduldigen Ausruf eines der Herren, den der Hunger, nach seiner umfangreichen Körperlichkeit zu schließen, am empfindlichsten plagen mußte:

„Wo bleibt nur der Marquis?“

„Was hat nur der lange Buchheim vor?“ setzte schwer athmend ein Anderer hinzu. „Er hat doch sonst den stärksten Durst.“

Der Schloßherr erwiderte Nichts, obwohl Frage und Klage sich halbwegs auch an ihn richteten, und blickte unverwandt durch das weit geöffnete Thor auf die von Kastanienbäumen eingefasste Straße, die in sanfter Steigung den Hügel hinaufgeführt war.

Noch regungsloser und theilnahmsloser, als er, saß auf der Steinbank in einer Wandnische dicht am Haupteingange in das Schloß ein Capuziner, die Hände gefaltet, seinen Bettelsack neben sich. Meist hielt er seinen Kopf auf die Brust herabgesenkt, so daß im eigenthümlichen Widerspiel nur sein kahler, glänzender Scheitel und sein langer rother Bart sichtbar wurden. War er im Gebet und in andächtiger Betrachtung begriffen, oder im Halbschlummer eingenickt? In keinem Falle störte ihn das Geräusch der Menschen und Thiere umher, so laut es war. Ein- und ein anderes Mal erhob er das Gesicht, ein echtes scharfgeschnittenes Fuchsgesicht, das sich trotz vieljähriger Uebung nicht recht in den Schleier von Demuth und Stumpfsinn, wie sie sich für einen Capuziner schicken, einhüllen konnte.

Gerade als er jetzt wieder aufsaß, mit schläfrigen Augen unter den buschigen Wimpern hervorlugend, wendete der Mann im grünen Jagdrocke sich halb zur Seite nach dem Schlosse hin, und sein Blick begegnete dem des Mönches. Der Capuziner griff nach seinem

Rosenkranze, der von dem Gürtel herabhing, als wolle er eine Anzahl vergessener Ave's und Paternosters rasch abbeten, ehe er sich zum Heimgange nach seinem Kloster in Gmunden anschiedte.

Leise, beinahe unmerklich neigte der Schloßherr das Haupt nach ihm hin.

Das Eine wie das Andere konnte zufällig und unabsichtlich sein, und doch schien zwischen beiden Bewegungen ein Zusammenhang zu bestehen, als würde auf eine stumme Frage eine stumme Antwort gegeben. Schon aber hatte der Capuziner seine Augen blinzeln wieder geschlossen und den so rasch erfaßten Rosenkranz fallen lassen.

Der Edelmann schaute nach dem Thore und der Straße.

„Da sind sie“, sagte er, die Hand ausstreckend.

Ein leichter Jagdwagen rollte rasselnd die schlecht gepflasterte Straße einher.

Der lange Buchheim lenkte die beiden Apfelschimmel, die tüchtig ausgriffen; der alte Marquis auf der Hinterbank mochte ein Unglück befürchten und bat ihn vergebens, langsamer zu fahren. Buchheim, der sich an der Angst seines Gefährten ergözte, trieb im Gegentheil durch seinen Zuruf und sein Peitschengeknall die Thiere zu noch größerer Eile an. Es war, als gälte es einen

Wettstreit, denn jetzt hinter, jetzt neben dem Wagen sprengte dicht unter den Bäumen auf einem Klappen ein Reiter dahin und suchte ihm zuvor als Erster an das Thor zu gelangen.

Lachend kamen die Herren ihnen entgegen.

Buchheim blieb Sieger, indem er mit einer geschickten Schwenkung, die den Marquis hoch von seinem Sitz auffahren ließ, dem Reiter die Einfahrt versperrte und unter lautem Beifall durch das Gitterthor in den Hof bog.

„Triumph! Triumph!“ riefen die Zuschauer und schüttelten dem kühnen Wagenlenker, als er trotz seiner langen Beine behend von der Bank herabgesprungen und die Zügel der Pferde den herbeilaufenden Stallknechten zugeworfen hatte, die Hände.

„Das heißt gefahren!“

„Immer im Sturmschritt!“

„Als handelte es sich darum, eine Batterie zu nehmen!“

„Achill und sein Wagenlenker!“ lachte ein Aunderer.

Mit solchen Reden umdrängten die Männer, alte und junge, die Angekommenen.

Der Marquis, ein feines Männchen mit geistvollem Ausdruck in dem durchfurchten Gesicht, trocknete sich

mit dem Tuche die Stirn, sah auf sein zerknittertes Jabot und mit einem Blicke, der immer wehmüthiger wurde, an seiner ganzen Figur hernieder: bestäubte, beschmutzte Kleider und Stiefel.

„Nie wieder mit Ihnen, Buchheim, nie wieder!“ jagte er feierlich in einem halbgebrochenen Deutsch-Französisch, das seinem Ernst eine ungewollte komische Färbung gab. „Mit sechzig Jahren fängt man an, mit seinem Leben zu geizen; mein Leben gehört meinem König und“ — er lüftete grüßend den Hut nach den Frauen an den Fenstern hinauf — „den Damen, aber nicht Ihnen, Buchheim, und Ihren verwünschten Pferden.“

Mit unerschütterlicher Gelassenheit hatte bei dem Jubelgeschrei der Freunde und der Klage des Marquis der lange Buchheim aus seiner Hosentasche eine große altmodische Uhr im silbernen Gehäuse gezogen.

„In weniger als zehn Minuten den Berg hinauf und immer steil an! Freuen Sie sich, Herr Marquis von Gondreville, kein Kaiser und kein König hat das bis jetzt fertig bekommen! Keiner, selbst Napoleon nicht! Halloh, hui da, hui do!“

„Ja wol, halloh! Wenn Oesterreichs Wagen so gefahren würde!“ rief Einer der Edelleute hitzig aus. „Aufwärts und immer aufwärts, durch alle Hindernisse

siegreich hindurch, siegreich darüber hinweg — über die Revolution, über Napoleon!“

„Still doch, Aueršperg! Keine Thorheiten!“ hieß es im Kreise. Besonnen, besonnen!“

Und wie von einer nämlichen Kraft bewegt und nach demselben Punkte hingetrieben, richteten sich die Augen Aller auf den Besiegten im Wettkampf — den Reiter, der eine halbe Minute nach dem Wagen das Hofthor erreicht hatte. Er war dann, da seine Niederlage entschieden, bedächtigt von seinem Rappen gestiegen, hatte das edle, schweißtriefende Thier eine Weile auf- und niedergeführt, ehe er es den Dienern übergab, darauf die Damen an den Fenstern und besonders die schöne Einsame auf dem Balcon gemustert und näherte sich erst jetzt den Anderen, die sich um Buchheim und den Marquis drängten.

Sein ganzes Benehmen zeigte von großer Klugheit und Ruhe; er hatte den Sturm des Jubels vorüberbrausen lassen, ehe er sich bemerklich machte. Die Rechte ausgestreckt, kam er Buchheim entgegen; seine Bewegungen waren leicht, gewandt und anmuthig, sein Gruß verbindlich, in keinem Zuge verrieth er Schmerz oder Verdruß über seine Besiegung. Aber von Natur hatte sein Gesicht einen schwermüthigen Ausdruck, und es erschien jetzt mit seinen dunklen Augen, in seiner tiefgebräunten

Farbe, die, wenn es ein Abendsonnenstrahl traf, wie Bronze schimmerte, noch um so anziehender: eine Erscheinung, an der Niemand vorüberging, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen.

„Nichts für ungut, Herr Ritter Zambelli“, rief Buchheim und ergriff die dargebotene Rechte des jungen Mannes, ihm jedes Wort abschneidend. „Im Kriege wie im Spiele ist das Glück eine wetterwendische Dirne, heute mir, morgen Dir! Sie werden mir's heimzahlen, Sie werden!“

„Entschiede im Kampfe nur die Geschicklichkeit,“ entgegnete mit höflichem Verneigen rings in die Runde der Angeredete, „so würde ich mich wohl gehütet haben, mit dem Baron von Buchheim um die Wette zu jagen. Daß Sie von uns Beiden der bessere — wie sag' ich nur? — ein Centaur ohnegleichen sind, wußte ich längst, nun habe ich zu meiner Beschämung auch erfahren, daß Sie trefflichere Pferde haben als ich.“

Der junge Mann hatte in tadellosem Deutsch, wenn auch mit einem unverkennbaren wälschen Anflang gesprochen, mit einer tiefen, angenehmen Stimme.

Während die Aufmerksamkeit Aller auf ihn gewendet war und seine Bemerkung über Buchheim's Pferde hier Zustimmung, dort Widerspruch fand und bald ein lebhaftes Gespräch über einen Gegenstand her-

vorrief, der dieser Gesellschaft so mächtig am Herzen lag, hatte der Schloßherr mit schneller Wendung einige Schritte zu dem Capuziner gethan; er schien nur einen Blick durch die weitgeöffneten Thüren in die untere Halle des Hauses zu thun, ob dort Alles in der gewünschten Ordnung sei.

„Steckt die Wandlichter an“, hörte man ihn laut zu den Dienern sagen; „ehe wir hinaufgehen, dunkelt es bereits.“

So dicht stand er bei dem Mönche, daß ihre Kleider sich fast berührten, und er ihn mit seinem ganzen Leibe deckte.

„Ist er abgereist?“ fragte er leise.

„Heute in der Frühe; er ist wohl schon über Böckla-
bruck hinaus“, antwortete eintönig, als spräche er ein Aue Maria, der Capuziner.

„Und der“, hier zeigte der Schloßherr mit dem Finger hinter sich, „hat ihn nicht gesehen?“

Es wäre für jeden Uneingeweihten unmöglich gewesen, die Richtung dieses Fingerzeiges genau zu bestimmen und zu errathen, wem er galt, aber der Mönch erwiderte:

„Nein, außer uns Klosterleuten hat ihn in Gmunden Niemand gesehen. Der war bald nach Tagesanbruch auf Lambach zu geritten.“

„Nach Lambach? Was hatte er dort zu suchen?“

Einer der Diener ging in ihrer Nähe vorüber und der Schloßherr sagte laut:

„Ihr bleibt doch noch eine Weile, Pater Marcellus? Ein Glas Wein für die Wanderung hinab werdet Ihr nicht verschmähen; übrigens haben wir Vollmond.“

„Ich habe Urlaub, die Nacht außerhalb des Klosters zuzubringen.“

Nun war der Diener weiter gegangen. Der Herr fiel wieder in seinen leisen Ton:

„Martin Teimer aus Klagenfurt ist oben im im Schlosse. Ihr müßt ihn sprechen, er war in Tirol. Es gährt im Volke; ein heimliches Feuer glüht von Thal zu Thal, noch unter der Asche. Bläst, bläst, damit es in die Höhe schlage und diesen Lucifer verschlinge.“

„In die Hölle zurück, aus der er gestiegen“, setzte der Capuziner in seiner singenden Weise hinzu.

Damit schritt der Schloßherr wie ein sorgsamer Wirth, der seine letzten Anordnungen getroffen hat, wieder zu seinen Gästen und der Mönch fiel auf's Neue in die Arme einer dumpfen Schlafsucht.

„Mir will es scheinen, ihr Herren“, sagte jener heiter, „als hätten wir nun lange genug im Hofe gezögert; Alle sind herein, selbst der Ritter Zambelli, der uns

während der ganzen Jagd im Stich gelassen hat. Ich hoffe, er macht sein Versäumniß bei Tische wieder gut; ein geistreicher Gesellschafter ist im Speisesaal noch mehr werth, als ein sicherer Schütze im Walde. Die Damen sind auch schon ungeduldig geworden und haben die Fenster verlassen — Alle, bis auf meine Nichte Antoinette. Eine kleine Schwärmerin, die den Aufgang des Mondes über dem See erwarten will. Bringt sie auf andere Gedanken, ihr jungen Leute! Wenn wir noch jung wären, Liechtenstein, nicht wahr? Ach, was ist die Jugend hölzern und nüchtern geworden!“

„Ja, ja, zu Tisch! Zu den Damen!“

„Wolfsegg, wehe Deinen Flaschen, ich habe einen Wolfshunger!“

Es war Buchheim, der sich in diesem Witz versuchte. Ein allgemeines Gelächter belohnte ihn.

Paarweise, Arm in Arm geschlungen, traten die Einen, Andere einzeln in's Schloß. Diese stürmten lärmend die steinerne Treppe hinauf, Jene verweilten stillstehend, sich umschauend, mit einander redend in der Halle; auf den Stufen aber war Alles in Bewegung. Oben im Saale schlossen die Diener die Fenster, die Glaskronen strahlten im Lichte der Wachskerzen, und weit hinaus in die abendliche, graubläuliche Dämmerung schimmerte der Widerschein.

Die letzten im Zuge waren der Schloßherr und der junge Mann mit dem bronzefarbenen Gesicht.

Was der Eine an männlicher Kraft und Stärke besaß, ersetzte der Andere durch jugendliche Beweglichkeit und Frische. Die blauen Augen des Deutschen hatten einen festen, stolzen Blick, in den schwarzen des Wälschen funkelte es zuweilen unruhig und unheimlich auf; als der Aeltere gestattete sich Wolfzegg in seinen Bewegungen eine größere Freiheit, Zambelli hielt sich gemessener, entgegenkommender und geschmeidiger.

„Vielmals, Herr Graf, bitte ich Sie um Entschuldigung,“ sprach er, „daß ich trotz meines Versprechens auf dem Sammelplatze bei der Dohlenmühle gefehlt habe. Der Bote, den ich von Gmunden zum Schlosse hinaufschickte, hat sich verspätet und Sie nicht mehr angetroffen. Sie waren schon in den Wald hinausgeritten. Wenn ich nicht aus Allem, was ich hier gewahre, den Schluß ziehen müßte, daß Sie, Herr Graf, die politischen Geschäfte und Neigungen draußen gelassen haben, um unbelästigt die Freuden des Landlebens zu genießen, so dürfte ich vielleicht eher auf Vergebung meines Fehlers rechnen“.

„Sie ist Ihnen im Voraus gewiß, um so gewisser, da ich hier wie in Wien gern von Weltdingen reden höre. Froh, von jenen Geschäften ferne zu sein und

still an meinem Herde zu leben, und doch angezogen von dem Großen und Schrecklichen, das sich draußen abspielt. Sie lächeln? Nun ja, es mag ein gutes Stück Selbstsucht darin stecken; ich habe etwas von einem Strandbewohner, der mit schaurigem Vergnügen im Meeresturme die gewaltigen Schiffe scheitern sieht. Haben Sie Neuigkeiten aus Wien oder gar aus Paris erfahren?“

„Noch bessere — besser, weil sie Ihre Theilnahme in erhöhterem Grade fesseln werden. Ich war heute Morgens in Lambach . . .“

„In Lambach,“ wiederholte der Graf. Sie schritten an dem dumpf schnarchenden Capuziner vorüber und standen eine Weile in der Halle unter der erleuchteten Glasfugel, die in der Mitte von der Decke herabhing, still.

„Einer meiner Freunde — ich habe ihn am Hofe des Vicekönigs in Mailand kennen gelernt — reiste von Wien nach Paris durch; er hatte mich von seiner Ankunft in Lambach benachrichtigen lassen, und da er von Erfurt kam . . .“

„Von Erfurt? Er war bei der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's?“

„Benigstens hat er die erste Begegnung der beiden Kaiser mit angesehen. Napoleon sendete ihn mit Depeschen zum General Andreoffy nach Wien, andere hatte

er darauf nach Paris zur Kaiserin Josephine zu bringen. Sie entschuldigen, Herr Graf, daß ich dem Drange, von einer Begebenheit, die ganz Europa in Aufregung, Bewunderung und Furcht versetzt, mehr Wahrheit zu erfahren, als das Gerücht erdichtend erzählt, nicht widerstehen konnte.“

„Und eine Jagd eben Jagd sein lassen? Vollkommen, Herr Ritter! Wo es sich um Cäsar und Alexander handelt, wer wird einem Hirsch nachlaufen? Sie steigen rasch, junger Mann, rasch! Einen Freund in der unmittelbaren Umgebung des französischen Kaisers zu haben, das ist eine Glückskarte. Nur vorwärts, Herr Ritter! *Nec aspera terrent!* Aber brauche ich Ihnen den Spruch zuzurufen?“

Die Blicke beider Männer trafen sich; der des Wälshen hatte das Gefunkel des Bliges, die blauen Augen des Grafen glänzten ruhig.

„Mein Herz“, sagte dann Zambelli und legte die Hand wie bethauernd auf dasselbe, „zieht mich nicht auf die Seite des Imperators. Ich bin ein geborener Unterthan des Hauses Habsburg und hoffe lebend und sterbend ein guter Oesterreicher zu sein und zu bleiben.“

„Amen!“ entgegnete der Graf feierlich. „Aber wohin sind wir gerathen? Welches Gift entnehmen Sie meinen Worten? Ist unser Kaiser nicht im besten Frieden

und Einverständniß mit dem größten Manne des Jahrhunderts? Ist es eine Schande, einem Helden zu dienen? Einem Helden, dem wie einem zweiten Alexander überall Goldstücke und Fürstenkronen aus der Tasche fallen? Zu den Damen, Herr Ritter! Diesen Abend schießen Sie bei denselben den Vogel ab. Sie können von Erfurt erzählen, von den Festlichkeiten und Theater-Vorstellungen dort. Bis in unsere Einöde ist noch keine Kunde von diesen kaiserlichen Tagen gedrungen, keine! Wahrhaftig, es ist wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht."

„Sie vergessen, daß ich nicht dabei gewesen bin und nur ungeschickt und bruchstückweise berichten kann, was ein Glücklicherer, der noch ganz trunken davon war, mit eigenen Augen angeschaut hat."

„So malen Sie aus der Phantasie! Die beiden mächtigsten Monarchen vereint bei Fest und Spiel, bei glänzenden Aufzügen, um sie ein Gefolge von Königen. Die kühnste Dichtung lahmt hier der Wirklichkeit nach. Ich freue mich schon auf Ihre Schilderungen, Herr Ritter. Wir müssen Ihnen dankbar sein, daß Sie unsere Jagd versäumt haben. Nachrichten aus Erfurt! Das ist ein Nachtisch!"

Während sie, als müßten sie die durch ihr längeres Verweilen verlorene Zeit wieder einholen, schneller

die Wendeltreppe hinaufeilten und alle Kerzen im Saale angezündet worden waren, hatte die Dunkelheit den ganzen Hof erfüllt.

Tiefe Stille herrschte in dem weiten, noch eben von so lautem und fröhlichem Lärme widerhallenden Raume. Pferde und Hunde waren zur Ruhe, die Wagen unter Dach gebracht.

Sorglich, obgleich kein Ueberfall zu befürchten, hatte der Hausmeister das Gitterthor in der starken, moos- und ephruüberwachsenen Steinmauer, die das Schloß mit einem Theil seiner Nebengebäude und den Garten schützend umgab, verriegelt und verschlossen. Je finsterner und stiller es unten, um so heller und lustiger wurde es oben. Ueber den Gipfel des Traunsteins kam der Mond herauf, zuerst nur ein schmaler, matt glänzender Bogen, der einen lichten Schein um sich verbreitete und gegen Süden hin die Ränder der dunklen, auf den Höhen des Höllengebirges wie ein Heer riesiger Schatten hingelagerten Wolken versilberte.

Höher hinaufsteigend flimmerte das Mondlicht um die Giebel des Schlosses und umfloß die schlanke Mädchengestalt auf dem Balcon, daß sie in ihrem weißseidenen Kleide einer zwischen Himmel und Erde schwebenden Lichterscheinung glich. Jetzt mochte innerhalb des Saales ihr Name gerufen werden, denn sie wendete das Ant-

lich zurück. Eine ältere Frau zeigte sich auf der Schwelle der Glasthür und winkte ihr, hereinzutreten.

Als das Mädchen dem Winke gefolgt war und den Altan verlassen hatte, erklang eine Glocke; sie rief den Theil der Dienerschaft, der nicht zur Aufwartung im Saale bei den Herrschaften nöthig war, zum Abendbrot in das große, nach dem Garten gelegene Zimmer neben der Küche.

Auch der Capuziner erhob sich bei diesem Geläut von der Bank, mit munteren Augen umher spähend, um den breiten Mund ein verschmitztes Lächeln, und strich mit der knöchernen, harten Hand den rothen Bart hinter. Er wußte, wohin die Klänge riefen, und empfand ein unwiderstehliches Bedürfniß, ihrem freundlichen Gebot zu gehorchen.

Die Jäger, die Kutscher, die Stallknechte schritten durch die Halle; er wollte sich ihnen anschließen, als ein älterer Mann, ganz in Schwarz gekleidet, dem die Anderen mit einer gewissen Unterwürfigkeit begegneten, ihm die Hand auf die Schulter legte:

„Nicht da hinein, Bruder Marcellus, Ihr geht mit mir in's Hinterstübchen; wir stechen ein Fläschchen aus, eine Flasche vom Tiroler Rothen.“

„Ihr kennt meinen Geschmack, Gevatter“, schnalzte der Bettelmönch mit der Zunge. „Ihr kennt ihn, als

ob es Euer eigener wäre. Das Laufen macht die Beine, das Beten die Zunge müde, aber der Wein frisch beide auf."

„Teimer ist drinnen“, fuhr der Alte leiser fort; „er hat den Sandwirth im Passeyer gesprochen. Gott erbarm's! Es steht jämmerlich um's Land Tirol! Wirthschaften die Baiern darin, ärger wie die Türken!“

„Wenn nur der Wein gut bleibt“, meinte der Capuziner und kraute in seinem Barte. „Was man so die Welt nennt, seht, Gevatter, das ist schon längst aus den Fugen. Kaiser und Könige, Prinzen und Ritter, Bürger und Bauern, Alles ist durcheinander geschüttelt, kopfunten, kopfoben oder wohl gar kopfab. Die Welt ist ein ungeheurer Kessel, in dem der Satan einen Hirsebrei kocht; er rührt und rührt darin herum, daß es überfließt; bald fließt Feuer und Menschenblut, bald aber auch pures Gold über den Rand; seine Kelle ist ein furchtbares Schwert, und um die Flammen unter dem Kessel zu nähren, wirft er Dörfer, ja ganze Städte hinein. Er braucht Holz, aber bis zu den Weinbergen ist er noch nicht gekommen, das ist mein Trost!“

„Mir ist schwer im Gemüth“, sagte der Andere darauf. „Ihr nehmt's leichter.“

„Ich bin ein armer Sohn St. Francisci und

meine einzige Bürde ist mein Sack. Den lasse ich draußen. Kinder“, er wendete sich zu den Dienern und Mägden, „daß ihr mir nichts stiehlt! So viel Sterne, so viel Augen am Himmel, die Alles sehen. Wenn Ihr die Aepfelbäume plündert und wenn Ihr Euch küßt! Allein was könnt Ihr dafür? Warum seid Ihr hungrig und verliebt geschaffen worden? Hm, das ist eine Nuß zu knacken, das ist eine Nuß!“

Lachend gingen die Anderen mitten durch die Halle.

Der Capuziner bog mit seinem Führer in einen Korridor linker Hand ein. Hier war es dunkel und eng; der Alte, der mit den Gelegenheiten und Gängen des Hauses so bekannt war wie mit den Linien seiner Hand, schritt sicher aus, der Mönch stolperte hinterdrein.

„Fallt nicht“, warnte der Diener, „es steckt Unglück in der Luft.“

„Seid doch kein Narr. Der Wälſche hat's Euch angethan. Er hat einen bösen Blick, aber ſieht quer, wenn er auf Euch ſchaut, dann ſchadet er Euch nichts.“

„Er iſt nicht umſonſt gekommen, urplötzlich, wie der Blitz bei heiterem Himmel in ein Haus ſchlägt. Das hat was zu bedeuten.“

„Euch hängt man nicht, Gevatter, Euch nicht!“

Laßt es ruhig blißen und geht drunter weg. Und was die Herren anbetrifft — Hals ist Hals und Jeder hat nur einen; sorge darum Jeder für den seinen.“

Darüber hatte der Alte die Thür seines Gemaches erreicht, öffnete sie und hieß den Mönch eintreten. Der Tisch war gedeckt, eine Lampe brannte darauf und beschien verlockend die Speisen und die Flaschen, Teller und Gläser.

„Erst das Essen“, sagte Marcellus und lüftete den Strick, „dann die Politik.“

Und wie im Erdgeschoß, so verstummte auch im Speisesaal oben auf eine längere Frist jedes ernstes Gespräch, hier wie dort war Nichts vernehmlich, als das fröhliche Klappern mit Messern und Gabeln, das Klingen der Gläser, das eilige Laufen der Diener, welche Flaschen und Schüsseln hinauf- und hinabtrugen.

So wie heute, ging es schon eine Reihe schöner Tage, seit dem Anfange des Octobermonats, heiter und vergnüglich in diesem Hause her. Seit dem traurigen Jahre der Austerlitzschlacht, die den Herzen aller echten Oesterreicher eine noch nicht vernarbte Wunde geschlagen, war es das erste Mal, daß der Graf Ulrich Wolfsegg sein Schloß, das wegen seiner Geräumigkeit und prächtigen Ausstattung, in seiner herrlichen

Lage zwischen den beiden Seeen, im Kranze seiner Waldberge, kaum eine Sehnsucht nach einem anderen Sommer- und Herbstaufenthalte in der Seele seines Besitzers hätte aufsteigen lassen sollen, wieder besuchte.

Bis dahin war es gewesen, als hätte ihn eine Erinnerung ferngehalten. Denn die alten Diener wußten von der Vorliebe des Herren gerade für dies Schloß so viel zu erzählen, daß sie sich seine plötzliche Abneigung nicht anders erklären konnten. An jenem zweiten December 1805 war aber in diesem Schlosse der Vater des Grafen, Anton Wolfsegg, hoch bei Jahren, in den Armen seines Sohnes und seiner Tochter, — drei andere Kinder hatten vor ihm das Zeitliche gesegnet — nach schwerem Todeskampfe gestorben. Unter der Dienerschaft lief die Sage, daß der Alte sterbend auf das ferne Schlachtfeld in Mähren, wo zu derselben Stunde der Kampf wüthete, im Geiste entrückt worden sei und den unheilvollen Ausgang des Tages prophezeit habe. Seit jenen Geschichten hatte Graf Ulrich das Schloß gemieden, und der Hausverwalter, der jetzt mit dem Vater und dem Tabaksverkäufer Teimer aus Klagenfurt „den rothen Tiroler“ prüfte, war nicht wenig erstaunt gewesen, als er im August einen Brief erhalten: Alles hübsch sauber in Stand zu setzen für Festlichkeiten, Jagden und Fremdenbesuche.

Das war nach Kräften und Vermögen geschehen und ebenso hatte der Graf Wort gehalten. In einer Weise, daß der gute Haushofmeister bei all seiner Gewandtheit und Klugheit oft hundert Hände und hundert Augen zu haben wünschte.

In diesen zehn Tagen hatte es im Schlosse ein beständiges Kommen und Gehen gegeben, von hohen und niederen Leuten. Nicht nur österreichische Herren, die nahen und fernen Verwandten, Nachbarn und Bekannten der Familie, auch Fremde aus fernen Ländern, Norddeutsche, Russen und Engländer hatten die Gastfreundschaft des Grafen in Anspruch genommen. Einmal war sogar der Erzherzog Johann aus Steiermark herübergekommen, eine Fahrt auf dem Attersee mitzumachen.

Die Einen verweilten oft nur wenige Stunden, die Anderen blieben über Nacht und Tag. Aus ihnen und den Herrschaften in der Umgegend, bis hinauf nach Lambach und Wels, nach Böcklabruck und Warthenburg, bildete sich der feste Kern der Gesellschaft im Hause; um ihn in ewiger Bewegung ein Getümmel von flüchtigen Besuchern, die außer der Neugierde, das stattliche Schloß zu sehen, oder um der Höflichkeit Genüge zu thun und den Grafen nicht zu kränken, kaum einen bessern Grund ihres Kommens zu haben schienen.

Wohl lohnte die Gegend, das Haus, die prächtige Jagd einen Besuch; denjenigen, welche nicht so leicht zu befriedigen waren und geistig anregende Genüsse suchten, kam die Persönlichkeit des Hausherrn zu Statten. Eine reichbesetzte Tafel, ein Weinkeller, der seinesgleichen nur in der kaiserlichen Hofburg finden sollte, waren für Manche von unwiderstehlicher Anziehungskraft; alle jüngeren Edelleute hatten ihr Herz, wenigstens behaupteten sie es, an des Grafen Richte, die schöne und übermüthige Antoinette von Gondreville, verloren.

Nur Grübler, Narren oder Böswillige konnten sich darum wegen des Zusammenlaufes so vieler Fremden auf dem Schlosse Seeburg mit Grillen plagen und hinter den Spazierfahrten, den fröhlichen Ausritten, den Gelagen, dem Umherstreifen in Wäldern und Bergen Geheimnisse wittern.

Und wiederum erklärte die Vereinigung so vieler reicher und vornehmer Herren das Zusammenströmen geringerer Leute; dieser brachte seine Diener, jener in seinem Gefolge einen bekannten guten Schützen aus seiner Gegend mit. Umherziehende Bettelmönche sprachen ein, solch' günstige Gelegenheit, Almosen für ihr Kloster zu sammeln, begierig ausnützend. Unter dem Vorwande der Aushilfe hatten die oberen Diener des Hauses den einen oder die anderen ihrer Verwandten

eingeladen, aus den Ortschaften am Traunsee kamen die Bewohner, die Herrschaften und ihre Herrlichkeit staunend anzugaffen. Weit umher war der Graf Ulrich wegen seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit beliebt; er hatte nie geduldet, daß seinen Gutsunterthanen von seinen Beamten hart und unbillig mitgespielt wurde; halbwegs galt er bei seinen Standesgenossen für einen Jacobiner. Diejenigen, die ihn besser kannten und tiefer in sein Wesen und seine Grundsätze eindringen, pflegten zu sagen, daß er in den Ansichten Joseph's II. groß geworden sei und dieselben trotz des entscheidenden Umschwunges in der Regierung, die unter dem Neffen Franz II. ächtete, was sie unter dem Oheim Joseph verehrt, nie verleugnet habe, noch je verleugnen werde.

Die Städter, die Dörfler, die Hausfirer und Waldleute verstanden von diesen feinen Unterscheidungen nichts; sie richteten den Grafen nach seinen Handlungen und seinem Benehmen. In beiden gefiel er ihnen, er war streng und gerecht, wußte mit Jedem zu verkehren, sprach, wenn es ihm passend dünkte, in derbsten Worten wie sie, nahm Theil an ihren Freuden und Leiden; Alles in einer Weise, die sie zutraulich machte und doch seinen Rang nicht beeinträchtigte.

In dieser Festzeit nun übertraf er sich selbst. Die

Bitten, welche die Armen an ihn richteten, bewilligte er beinahe alle; den alten wohlhabenden Bauern schüttelte er die Hand; neulich war im Schloßhose ein großes Tanzfest der Burschen und Mädchen gefeiert, Speise und Trank in Hülle und Fülle ausgetheilt worden. Ja mehr noch, mit dem und jenem Manne, der in seiner Ortschaft durch Vermögen oder klugen Sinn, durch sein Gewerbe oder seine Geschicklichkeit hervorragte, auf den die Uebrigen als ihren natürlichen Führer in Gefahren zu schauen sich gewöhnt hatten, sprach er von den Dingen, die weit draußen in der Welt, jenseits der Berge, vorgegangen. Wie der Bonaparte einen neuen Krieg mit den Spaniern angefangen, schlichte Leuten, Bauern, Hirten und Jägern, wie sie selbst, und dabei gute katholische Christen; wie er den König, die Königin und die Prinzen listig in sein Land gelockt und in ein festes Schloß geworfen habe; wie seine Soldaten das spanische Land verwüstet, zertreten, zerstampft, die Städte geplündert, die Kirchen geschändet hätten; darüber wäre ein Aufstand ausgebrochen über Berg und Thal, lichterloh, und die Franzosen seien besiegt worden, ihrer Zwanzigtausend hätten sich schimpflich den Bauern ergeben müssen.

Er erzählte so lebendig, daß den Leuten, wie sie sagten, das Herz an die Rippen pochte, und setzte am

Schlusse hinzu: wenn die Franzosen wieder nach Oesterreich kämen, was Gott und die Heiligen verhüten möchten, dann wüßte man doch, wie man sie zu empfangen hätte, die Spanier hätten ein Beispiel gegeben.

Ihrerseits trugen die Zuhörer, die über das Vernommene ebenso aufgeregt waren, wie sie sich durch das Vertrauen des Grafen geehrt fühlten, diese Geschichten in wunderlichsten Ausschmückungen weiter; wie ein Blitz schlug es in alle diese schlichten und einfachen Seelen: Bonaparte ist geschlagen!

Aber diese gelegentlichen Mittheilungen konnten das festliche Gepräge der Woche, die heitere Stimmung der Gesellschaft nicht trüben. Wenn es hinter dem Allen ein Geheimniß gab, so lag es, wie der treue Hausverwalter versicherte, mit jenem bestimmten Tone, der seiner Sache sicher ist, brummentief und gewöhnliche Augen würden es nicht gewahren.

Vielleicht ungewöhnliche Augen, wie sie der Ritter Vittorio Zambelli, ein Wälschtiroler aus der uralten Bischofsstadt Trient, besaß. Hatte er nun in Wahrheit die Macht und Kunst, den Menschen und Dingen in's Innere zu schauen, oder war es nur das Mißtrauen, das der Graf gegen ihn hegte und seinen Gästen einzulösen wußte, — die Ankunft des Ritters hatte die Ungezwungenheit und Harmlosigkeit des Verkehrs

gestört. In die bestehende allgemeine Harmonie war ein greller Mißklang gekommen. Sobald Zambelli erschien, legte es sich wie ein Schauer auf die Gesellschaft. Und all seine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, welche die Frauen bestrickte und die jüngeren Männer anzog, vermochten diese Kälte nicht zu verbannen.

Die Wissenden — so nannte man scherzweise den engeren Kreis der Vertrauten um den Grafen — waren in des Ritters Gegenwart zurückhaltend, wortkarg, immer auf der Huth, als ob sie auf gefährlichem Gebirgspfad wanderten, wo unerwartet ein Abgrund dicht vor ihnen aufgähnen könnte, und unterdrückten durch Winke und Mienen jeden Ausbruch der unvorsichtigeren Jugend. Niemand sprach es aus, aber Alle empfanden den Bann: Vittorio Zambelli ist ein französischer Spion.

Zum Glück waren die wichtigsten Verabredungen schon getroffen, hatten die Personen, die der Ritter vermuthlich auf dem Schlosse zu überraschen gehofft, dasselbe schon verlassen, als er vor drei Tagen von Wien kommend, im „goldenen Schiff“ zu Gmunden abgestiegen war. Ihn offen zurückzuweisen, hätte der Klugheit ebenso wie der Sitte widersprochen. Der Ritter bewegte sich in Wien mit der Freiheit und dem

Anstände eines Edelmannes in allen ersten Häusern; er war in den Abendgesellschaften des leitenden Ministers, des Grafen Stadion, und bei dem russischen Gesandten gleichwohl wie bei dem französischen Gesandten gelitten; beinahe mit allen Gästen Wolfsegg's hatte er engere oder losere Verbindungen, mit manchen war er durch gemeinsame Abenteuer verknüpft; aus den Ballsälen, von Schlittenfahrten und Hausconcerten — Vittorio hatte eine viel bewunderte Tenorstimme — kannten und schätzten ihn die Damen, von den Spieltischen her die Männer, die sein Glück beneideten.

Ohne Aufsehen hätte darum der Graf den Ritter von keinem seiner Feste ausschließen können, und was würde auch damit gewonnen worden sein, wenn Vittorio in Wirklichkeit war, wofür er gehalten wurde: ein verzwegener und verschlagener Diener des französischen Imperators?

Gerade dadurch, daß Wolfsegg ihn an Allem, was im Schlosse geschah, theilnehmen ließ, täuschte er ihn vielleicht am sichersten.

Wie immer, war auch an diesem Abend der Ritter der belebende Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Die langweiligen und eintönigen Jagdgeschichten der anderen Herren verstümmten, als der Graf die Bemerkung hinwarf:

„Zu etwas Besserem! Ihr ermüdet ja die Ohren der Damen mit Euren Pferden und Hunden! Das Leben ist freilich nur eine Jagd, Glücks- und Todesjagd, aber doch mit Unterschied! Während wir einen armen Hirsch, oder wenn es hoch kommt, eine Gemse jagen, theilt man in Erfurt auf einer Hasenjagd die Welt. Der Herr Ritter hat heute in der Frühe Nachrichten von dort erhalten. Wenn die Damen schön bitten, wird er nicht unbarmherzig sein.“

Bescheiden lehnte Vittorio jede Wichtigkeit, die ihm aus der Aeußerung Wolfszegg's angedichtet werden könnte, ab; der Adjutant des Kaisers Napoleon, der über Wien nach Paris eile, sei sein Freund, in Mailand, am Hofe des Viceröngs von Italien, habe er ihn kennen gelernt; sein Verlangen, von einer Vereinigung, die so ganz den Zusammenkünften und Besprechungen des Cäsar und Pompejus, des Augustus und Antonius gleiche, als sie die römische Welt unter sich getheilt, mehr zu erfahren, würde Jeder begreiflich finden, aber ihn auch zugleich entschuldigen, wenn er die angeregte Neugierde nur sehr oberflächlich bei einem so großartigen Stoffe befriedigen könne; er sei nichts als eine der tausend Trompeten des Gerüchtes.

Nachdem er so seine Stellung angedeutet und die günstige Meinung der Hörer für die Wahrheit seiner

Mittheilungen gewonnen, berichtete er von der ersten Begrüßung Napoleon's und Alexander's.

Am Nachmittag des siebenundzwanzigsten September läßt sich die beiden Imperatoren, der eine von Erfurt, der andere von Weimar her, auf der Mitte des Weges getroffen; geraume Zeit seien sie abseits von ihrem Gefolge nebeneinander zu Fuß einhergegangen und nach diesem vertraulichem Gespräche auf prächtig geschirrten Pferden, an der kaiserlichen Grenadiergarde vorüber, im Triumph in die festlich geschmückte Stadt eingezogen. Um sie ein zahlloses Gefolge: die Rheinbundskönige von Sachsen und Westphalen, von Baiern und Württemberg, viele andere deutsche Fürsten, die französischen Marschälle, die russischen Großen; von Nah und Fern sei das Volk herbeigeströmt, die beiden Kaiser zu sehen und ihnen zu huldigen. Vor einem Parterre von Königen hätten die Schauspieler des Theatre Français, den berühmten Talma an ihrer Spitze, gespielt; am ersten Abend den „Cinna“ des Corneille. Bei der bekannten Stelle: „Soyons amis, Cinna“, hätten sich die beiden Imperatoren, die nebeneinander auf rothsamntenen Armstühlen mit goldenen Adlern auf den Lehnen gesessen, die Hände gedrückt.

In Vittorio war etwas von einem Maler, anschaulich und wirksam wußte er ein glänzendes Fresco-

bild vor der lauschenden Gesellschaft zu entrollen. Er selbst trat hinter seinem Gemälde ganz zurück und enthielt sich jeglichen Urtheiles über die Hauptpersonen. Schon aus Achtung für die Dame, der er am Tische gegenüber saß, und die gleichsam als Herrin des Hauses betrachtet wurde.

Leopoldine Wolfzegg, die Marquise von Gondreville, war die um fünf Jahre ältere Schwester Ulrich's und pflegte bei feierlichen Gelegenheiten im Hause ihres Bruders den Vorsitz zu führen. Eine treuere Anhängerin hatten die Kinder und Enkel Maria Theresia's, eine erbittertere Feindin der Kaiser Napoleon nicht. Im einundachtzigsten Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte sie ihren Gemahl, einen Mann aus dem alten Adel Lothringens und der Champagne geheirathet; er war von der Königin Frankreichs Maria Antoinette mit einem Beileidsschreiben wegen des Todes der Mutter zu ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph II., gesendet worden. Die junge Frau folgte ihrem Gatten nach Paris und gehörte bald zu den innigsten Freundinnen der Königin; es gab für Maria Antoinette kein größeres Vergnügen, als mit Leopoldine von Oesterreich und Wien zu plaudern. Die Tochter der Freundin, die sie aus der Taufe hob, erhielt nach ihr den Namen Marie Antoinette.

Wie in den guten Tagen der Lust, theilte die Marquise auch in den schlimmen die Sorgen und den Schmerz ihrer Königin. Um keinen Preis wollte sie sich von ihr trennen. Sie war an der Seite Maria Antoinettens in Versailles, als die wüthende Schaar bacchantischer Weiber und Männer mit Piken, Beilen und Fackeln durch das goldene Gitter brach. Erst zwei Wochen vor dem zehnten August 1792 ging sie auf einen ausdrücklichen Befehl der hochherzigen Fürstin, die ihre Freundin nicht in das Verderben mit sich hinabreißen wollte, aus den Tuileries.

Ausgeweint, glühend in Zorn und Rache gegen die fürchterlichen Menschen, die nach ihrer Meinung allein die Schuld des greuelvollen Umsturzes in Frankreich trugen, kehrte sie mit ihren beiden Kindern über Brüssel zu ihrem alten Vater nach Oesterreich zurück. Ihr Gemahl, der Marquis von Gondreville, diente im Heer der Emigranten unter dem Prinzen Condé, die an der Spitze der Preußen in Frankreich einfielen, Thron und Altar und ihre zerstörten Schlösser wieder aufzurichten. Damit hatte das bewegte Leben Leopoldinens geendigt. In Wien, auf den Gütern ihres Vaters, war sie mit der Erziehung ihrer Tochter, mit der Pflege des Greises beschäftigt. Vollauf fand sie Gelegenheit, die sanften Tugenden des Weibes zu

üben und in der Sorge für ihre Familie und ihr Haus ihres Wesens besten Theil zu erfüllen.

Aber so mild und läßlich, wie sie in diesem Kreise war, so heftig loderte auch in ihr die Flamme des alten ungestillten Hasses. Sechszehn Jahre hatten nicht vermocht, dieß Feuer in ihr zu löschen.

Mehr noch als die beständige Unruhe und der kriegerische Lärm, mit dem die Revolution und der neue Cäsar die Welt durchtobten, hatten die Schicksale, die sie unmittelbar, an der empfindlichsten Stelle ihres Herzens, der Liebe zu ihren Verwandten, berührt, diese Gesinnung wach und die Erinnerungen aus den ersten Tagen der großen Umwälzung lebendig erhalten. In Bitterkeit und Galle tauchte sich ihre Seele gegen Alles, was aus dem Schooße der Revolution emporstieg. Unterschiedslos verdamnte sie das Gräßliche wie das Erhabene, das Schlimme wie das Gute in diesem vulcanischen Ausbruch.

Diese Revolution hatte sie nicht nur ihrer Güter in Frankreich beraubt, ihrem König und ihrer Königin das Haupt abgeschlagen, bei Marengo hatte sie ihr den einen Bruder getödtet, den andern bei Hohenlinden gefährlich verwundet. Sie ließ es sich nicht ausreden, daß ihr Vater an dem Donner der Kanonen von Musterlitz gestorben sei. Jahrelang war sie von ihrem

Gemahl getrennt gewesen, in beständiger Todesangst um ihn, der, so furchtsam er war; wenn der lange Buchheim seine tollen Wagenlenker-Kunststücke versuchte, in der Vendée Auge in Auge jedem Schrecken gegenübergestanden. Und als sie über den Gatten beruhigt sein durfte, den das Alter und wachsende Kränklichkeit zum Stillsitzen zwangen, begann dieselbe noch größere und leidenschaftlich zärtlichere Sorge um den Sohn. Von dem Vater hatte Franz die Don Quixote'sche Tapferkeit und Abenteuerlust, von der Mutter den brennenden Haß gegen das neue Frankreich geerbt. Mit dem achtzehnten Jahre war er in das österreichische Heer getreten, bei Hohenlinden hatte er an der Seite seines Oheims Ulrich gefochten und in der Drei-Kaiser-Schlacht durch die Rettung einer Fahne sich ausgezeichnet.

So viel Triumphe und zugleich ebenso viele Bekümmernisse für das Mutterherz! Jetzt nun gar, wo er unter erborgtem Namen in Spanien weilte!

Die friedliche Unthätigkeit Oesterreichs war seinem feurigen Geiste unerträglich geworden, er lebte nur wahrhaft im Kriege und war bei der ersten Nachricht von der spanischen Bewegung, von der Landung der Engländer in Portugal nach der pyrenäischen Halbinsel geeilt. „Wo wir auch gegen Napoleon kämpfen“,

agte er mit seinem Vater, „überall vertheidigen wir Gott und den König, das alte Frankreich und unser Recht.“

Diese politischen Neigungen und Abneigungen waren zu berufen, als daß der Ritter thöricht und unartig die leicht verletzbare und auf diesem Gebiete immer schlagfertige und streitsüchtige Frau durch die leiseste Anspielung herausgefordert hätte. Wenn nichts Anderes, so hätte ihn schon ihr altmodischer Putz — das graue Moiréekleid mit eingestickten, bunten Blumen über dem Reifrock, der reich mit Blonden und Spitzen besetzte viereckige Ausschnitt, die hohe Haarfrisur mit Federn und Bändern im Geschmack der Königin aus ihren Sonnentagen von Trianon — fortwährend daran gemahnt, daß eine noch stattliche Frau des alten Frankreichs ihm gegenübersaß.

So hütete er sich wohl, als sie jetzt, da er eine Pause in der Erzählung machte, mit geröthetem Gesichte — etwas Roth malte sie noch immer auf die Wangen — ausrief: „Wie kann es nur ein Czaar aller Russen über sich bringen, seinen Arm in den eines ehemaligen Unterlieutenants zu legen! Eines corsischen Advocatensohnes!“ widersprechend zu antworten.

Ein feines Lächeln mit einer Verneigung gegen sie verbunden war seine einzige Erwiderung; die weitere Ergänzung überließ er dem Grafen Ulrich.

„Die Frau Schwester“, sagte der, „vergibt, daß der talentvolle Mann im neunzehnten Jahrhundert schneller vorwärts kommt als im achtzehnten. Wer sich damals nur bis zu der Stellung eines berühmten Kunstreiters emporgeschwungen hätte, hat jetzt Anwartschaft auf Königskronen. Der Unterlieutenant Bonaparte ist durch seine Siege zum Kaiser Napoleon, zum erlauchten Verbündeten Oesterreichs geworden. Wir sind in eine schnellere Bewegung aller Dinge gerathen, wie in einem Wagen, der ohne Hemmschuh einen Berg herniederrollt. Je schneller die Bewegung, desto jäher und überraschender der Wechsel. Heute oben, morgen unten. Schicken wir uns in die Zeiten, liebe Schwester! Was hilft's, einem Kometen zu grollen, der am Himmel in flammenden Lichte aufgeht? Ich für mein Theil bin dem Herrn Ritter dankbar für die Schilderung, die er uns gegeben. Kein Zweifel, daß sich an diese Zusammenkunft in Erfurt die folgenschwersten Ereignisse knüpfen werden.“

„Der französische Kaiser“, meinte Zambelli, „wünscht, wie ich vermuthe, die Arme gegen Spanien frei zu haben; die Freundschaft mit dem Kaiser Alexander sichert ihn vor einer Kriegsdrohung von Seiten Preußens oder Oesterreichs.“

„Oesterreich?“ rief der lange Buchheim. Wo denkt

der Herr Ritter hin! Fällt uns nicht ein, mit den Franzosen anzubinden! Wir wollen nichts als den schwer erkauften Frieden genießen. Hab' ich nicht Recht?"

Und mit einem eigenthümlich forschendem Blicke überjah er die Gesellschaft.

„Ja wohl, Buchheim hat Recht!“ schallte es allgemein. „Es lebe der Friede! Oesterreich bedarf seiner! Wozu ein neuer Krieg? Das ist ja zehnfach bewiesen, daß Napoleon unüberwindlich ist! Unüberwindlich wie Cäsar und Friedrich der Große!“

„Die Herren haben mich durchaus mißverstanden“, versetzte geschmeidig Zambelli. „Ich würde der Letzte sein, die Friedfertigkeit Oesterreichs zu beargwöhnen. Den Kaiser der Franzosen reißt sein Dämon dahin, überall Gründe zu neuen Kämpfen und neuen Eroberungen aufzusuchen. Wie der Forschungszeifer den Reisenden in der Südsee von Insel zu Insel, so treibt ihn seine Unerfättlichkeit von einer Hauptstadt zur anderen. Wo wird er enden? Wer weiß es? Selbst die Frau Marquise, wenn sie zurückdenkt, aus welcher Dunkelheit und Tiefe er emporgestiegen ist, wird seine Laufbahn wunderbar nennen müssen. Und einen wunderfamen Ausgang wird sie haben, wenigstens glaube ich es. Er wird nicht untergehen wie ein gewöhnlicher Mensch. Wehe darum, wer sich ihm entgegenstellt!“

Der gigantische Imperator wird ihn zermalmen! Unser theures Vaterland genießt nach harten Unglückschlägen des Friedens, warum sollen wir die rohe Stärke anrufen? Allein wagen, was wir vereint mit Rußland und England nicht vermocht?“

Er sah sich langsam im Kreise um, als erwarte er Zustimmung oder Widerspruch.

Nur ein Gemurmeln erfolgte, das er je nach seinem Sinn als Beifall oder Beurtheilung auslegen konnte.

Inzwischen reichten die Diener Gläser mit einem besonders kostbaren und seltenen Wein den Gästen herum, und die Bewegung und das Geräusch, die dadurch entstanden, ließen die bedenkliche Stille, die den Worten des Ritters gefolgt war, nicht auffällig werden und zerstreuten die Spannung.

Der junge, hitzige Auersperg jedoch näherte sich dem Sessel Ulrich's und flüsterte ihm in's Ohr:

„Wirfst Du diese Herausforderung dulden, Better? Wie er uns zum Narren hält, dieser wälische Lump! Laß mich machen und ich werfe den Wicht zum Fenster hinaus!“

„Was wir lieben, Better!“ antwortete lachend Ulrich, drängte ihm ein Glas auf und stieß kräftig mit ihm an. „Was wir lieben, unser deutsches Vater-

land, unsere Berge! Zuerst und zuletzt die Frauen!
Im Uebrigen Ruhe und Frieden allzeit und allüberall!"

Darauf hin klangen die Gläser munter zusammen und der Miston schien in der allgemeinen Harmonie zu verhalten. Doch hielt es der Graf für nöthig, mit seinem Ansehen und Gewicht für die Meinung, welche den Frieden mit Frankreich versocht, einzutreten, um der fecken Jugend jede vorlaute Aeußerung abzuschneiden.

„Gewiß“, sagte er in seiner fesselnden, klaren und bestimmten Weise, „es ruht sich gut im Schatten des Delbaumes. Nicht leichtsinnig wollen wir wieder die Pferde an den Wagen des Krieges schirren. Der Herr Ritter kann nicht sehnlicher als ich die Erhaltung des Friedens wünschen, und auch darin stimme ich ihm bei, daß keine höhere Pflicht, keine Rücksicht auf die bedrohte Selbstständigkeit des Vaterlandes uns das Schwert in die Hand zwingt. In dem armen zertretenen Preußen mag man Rachepläne ersinnen, schonungslos, wie der Kaiser dies Volk mißhandelt hat, darf er auch von ihm keine Schonung erwarten. Weder er noch seine Franzosen, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Der Himmel hat uns Oesterreicher vor solch äußerster Schmach und Knechtschaft bewahrt. Aber freilich, und dies möchte ich dem Herrn Ritter doch zu bedenken geben, unsere Freiheit und Ehre darf nicht

angetastet werden, sonst haben wir Alle nicht umsonst gelernt, die Büchse und den Degen zu führen. Wer uns angreift, ist in diesem Falle gleich. Und wenn es ein Göttersohn wäre oder ein Drache, wer würde nicht gegen ihn kämpfen wollen, wenn es den letzten freien Fleck deutscher Erde gilt?„

Er hatte in's Schwarze getroffen und die Stimmung mächtig erhöht.

„Hoch Oesterreich! Hoch Deutschland!“

„Das ist ein Mann!“

„Wolfsegg, Du redest wie Demosthenes! So etwas zu hören, erwärmt das Herz wie edelster Wein!“

So durcheinander schallten nun die Zurufe.

„C'est beau comme Corneille!“ freischte, Alle überschreiend, mit seiner dünnen und scharfen Stimme der Marquis.

Die Männer waren zum Theil aufgestanden und drängten sich um den Sessel des Grafen, ihm die Hände schüttelnd, mit ihm anklingend.

Ohne Verlegenheit, wie ohne Schmeichelei brachte ihm auch der Ritter seinen Glückwunsch für die begeisternden Worte.

„Wo es sich um die Ehre oder eine muthige That handelt“, sagte er, „können wir nichts Besseres thun, als Ihrem Beispiel folgen, Herr Graf.“

„Götterjohn!“ reckte sich der lange Buchheim noch höher auf. „Nicht übel! Alle Göttersöhne sind verwundbar. Achill an der Ferse, der hörnerne Siegfried zwischen den Schultern. Sollte der große Napoleon keine Ferse haben?“

Die Marquise hatte für ihr hitziges Gemüth lange genug geschwiegen.

„Wie heißt es in der Heiligen Schrift?“ sagte sie. „Die Schlange stach ihn in die Ferse. Die Schlange, die er mit ehernem Fuße zu zertreten meinte, ist Spanien, das edle Spanien!“

„Ja wohl, ein Volk von ritterlichen Helden!“

„Voll Treue; Tapferkeit und Gottesfurcht! Da sieht man, daß unter der Herrschaft des Königs und der Kirche nicht Alles morsch und faul war, wie die Jacobiner schreien!“

„Die Enkel des Cid sind wieder auferstanden!“ antwortete man ihr von allen Seiten.

„Sublime!“ wendete der Marquis in Gedanken an seinen Sohn die Augen empor. „Sie rächen den Duc d'Enghien.“

Die peinliche Erinnerung wurde durch Auersperg beseitigt, der um jeden Preis seinen besondern Streit mit dem Ritter haben wollte. Nicht sowohl aus politischem Gegensatz, als weil er mit steigender Ungeduld.

die Blicke bemerkte, welche Zambelli auf seine Verwandte, die schöne Antoinette, richtete, huldigende, schwärmerische Blicke, die zwar von dem Fräulein nicht erwidert, vielleicht kaum beachtet wurden, nichtsdestoweniger aber die Eifersucht des jungen Aueršperg erweckten. Er schalt es bei sich eine Annahmung ohne gleichen, daß ein hergelaufener Abenteurer seine Augen zu einem Fräulein von Wolfšegg-Gondreville erhob, und hatte längst beschlossen, bei der ersten Gelegenheit unter einem günstigen Vorwande den frechen Wälschen dafür zu bestrafen.

„Ihnen“, sagte er jetzt, auf Zambelli zuschreitend, mit polterndem Tone, „Ihnen, Herr Ritter, scheint es nicht zu gefallen, daß die Spanier Ihrem vielbewunderten Götzen zu widerstehen wagen?“

„Ich bewundere den Kaiser Napoleon nicht“, entgegnete Vittorio mit höflicher Kälte, die sehr zu seinem Gunsten gegen die Aufdringlichkeit des Andern abstach, „ich bewundere sein Glück. Das ist es, was mich für die Spanier fürchten läßt. Ein tapferes Volk unternimmt einen Verzweiflungskampf wider einen Mann, den das Schicksal — ich weiß nicht, zu welchem unersforschlichen Zwecke sich auserkoren hat. Wird es ihn bestehen, diesen Kampf? Die Siege, welche die Spanier bis jetzt über die Franzosen leicht davongetragen, haben

den Kriegsrubm des Kaisers nicht erschüttert; wenn er in den nächsten Wochen, in der gewissen Zuversicht, daß ihm Rußland die Ruhe im Osten verbürgt, über die Pyrenäen eilt, dann, Herr Graf Auersperg, wird es sich zeigen, was Spanien vermag.“

„Sie sagten: das Glück des Kaisers“, kam einer der älteren Herren der Antwort Auersperg's — während ein Anderer den Hitzkopf am Arme zurückzog — zuvor; „halten Sie sein Glück für bedeutender als seine Gaben?“

„Was ist der größte Genius, der sich in erfolglosen Bemühungen quält und verzehrt? Glück ist Alles. Nur erscheint es mir nicht als eine freundliche, sondern als eine furchtbare Göttin. Sie zerschmettert und zermalmt jeden Widerstand, der ihren Liebling auf seiner Bahn aufzuhalten versucht. Von dem Hauche ihres Mundes, der für ihn Leben und für die Anderen Tod ist, unwittert, zieht er dahin. Zu welchem letzten Ziel weiß er selbst nicht. Er nennt es Weltherrschaft, Welteroberung, die Vernichtung Englands; aber das sind nur Worte. Alexander träumte davon, am Ganges Halt zu machen und hier die Grenzsäulen seiner Herrschaft aufzurichten — glauben Sie nicht, daß er über den Ganges gezogen wäre, wenn er sein Ufer erreicht hätte? Mit Napoleon ist es nicht anders, sein Glück

reißt ihn dahin. Nicht vor dem Menschen, vor dem Dämon, der hinter ihm steht, beuge ich mich."

Die Weise, in der er sprach, verstärkte noch das Gewicht seiner Worte.

In der Stille, die um ihn eingetreten war, als wünsche man, daß er fortfahren möge, sagte endlich Ulrich:

„Wie wahr, Herr Ritter! Sie haben den unklaren, unbestimmten Gedanken und Empfindungen, die mich diesem außerordentlichen Manne gegenüber bewegen, einen beredten und tiefsinnigen Ausdruck geliehen. Ja, er ist mehr als wir, ein erhöhter, ein dämonischer Mensch. Sind wir ihm aber darum rettungslos als Sklaven hingegeben?“

„Ich fürchte, ja, bis zu der Stunde, wo ihm das Glück den Rücken kehrt. Er hat seinen Stern, aber die Sterne erbleichen.“

„Sieh, sieh, der Ritter Zambelli ist abergläubisch!“

„Mehr als Sie ahnen.“

„Ich bin kein Sterngucker“, scherzte Buchheim, „ich bin zu kurzsichtig dazu. Ich harre geduldig, bis der Herr Ritter mir sagen wird: der Stern hat sich geschnäuzt.“

„Das kann urplötzlich geschehen. Gewaltig wie das Glück des Kaisers ist der Haß, den er erweckt, bei den Großen und Kleinen, von Madrid bis St.

Petersburg, und gegen den echten Haß ist Niemand gefeit“, sagte Zambelli, jede Silbe betonend. „Allein das Gespräch paßt nicht für die Damen. Vergebung“, lenkte er ein, wie Ciner, der sich fürchtet, von seinen eigenen Gedanken übermannt zu werden.

Die Männer waren lautlos geworden, die Marquise aber rief:

„Fürchten Sie, daß wir so schwache Nerven haben und in Ohnmacht fallen werden, wenn Sie uns verzeihen, daß der Bonaparte einmal sterben muß?“

„Ich dachte nicht an ein solches Sterben; ich dachte im Gegentheil, daß der neue Cäsar wie der alte auf dem Gipfel seines Glückes ermordet werden kann.“

„O, welche Abscheulichkeit!“

„Unerhörte Grausamkeit!“

„Eine Verschwörung, ein Mord!“

„Das ist zu viel! Wir leben nicht im Zeitalter der Borgia's!“

„Warum sind Sie entrüstet?“ entgegnete Zambelli. „Haben Sie die Höllemaschine schon vergessen? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Und tödtet ein armseliger Mörder einen solchen Helden? Nein, das Geschick borgt nur den Arm des Mörders. Nicht ungestraft reizt der Glückliche den Neid der Götter, er büßt es mit einem jähen Ende.“

Um die Schwüle, die von den vielen Kerzen her im Saale sich verbreitet hatte, durch einen frischen Luftzug zu mildern, hatten die Diener die Thür nach dem Balkon und einige Fenster geöffnet. Hell und scharf tönte das Geläute der großen Hausglocke am äußersten Thor von unten herauf, gerade als der Ritter schwieg, doch achtete Keiner darauf; der Eindruck, den Vittorio's Worte gemacht, war zu gewaltig. Er stand da, unbeweglich wie eine Figur von Erz, und so wie aus ehernem Munde, kalt, klar und unbarmherzig waren seine Worte erklungen.

„Es ist doch etwas Satanisches in ihm“, flüsterte der Graf seinem Nachbar zu und trat einige Schritte zurück, zufällig nach dem Haupteingange des Saales zu, um Gambelli besser und ungestörter beobachten zu können.

Obgleich ihm Vittorio seit Jahren bekannt war, hatte er ihm niemals eine tiefere Theilnahme, eine solche Mischung von Abneigung, Furcht und Staunen eingeflößt, als an diesem Abend.

Um den Ritter ging indessen die Unterhaltung weiter.

„Das ist eben der sicherste Trostgrund für die Menschheit“, behauptete der Fürst Liechtenstein, „daß Weltherrschaften selten von langer Dauer sind. Sie

überleben ihren Gründer nicht und gleichen in ihrem schnellen Aufbau wie in ihrem noch schnelleren Verfall phantastischen Wolkengebilden. Die Menschheit leidet immer nur zehn, zwanzig oder dreißig Jahre unter einem Karl den Großen oder einem Napoleon. Ein wohlthätiges Naturgesetz scheint solchen Heroen die wahren Erben versagt zu haben. Hier nun gar können wir triumphiren: er hat keine Kinder!“

Zustimmend winkte Zambelli.

„Dieser Punkt soll auch den Kaiser auf das Angelegentlichste beschäftigen. Ja, meine Damen, dies gehört recht eigentlich in Ihr Gebiet. Man läspelt sich in Erfurt zu — aber die Winde wehen es in alle Weiten — der Kaiser werbe um die Hand einer russischen Großfürstin und werde sich, wenn sein Antrag angenommen werde, von Josephinen scheiden lassen.“

Diese Enthüllung rief auch unter den Frauen einen Sturm des Erstaunens hervor; die politischen Erwägungen wichen vor dem Reiz des persönlichen Schicksals zurück. In dem Geschick, das sich für eine anmuthige und wegen ihrer Herzensgüte verehrte Frau unheimlich vorbereitete, lag ein so menschlich rührender und ergreifender Zug, daß jedes Herz sich gleichsam unmittelbar davon berührt fühlte.

Alle drangen nun in den Ritter, mehr zu erzählen,

seine ganze Wissenschaft von dieser Angelegenheit zu offenbaren.

Inmitten dieser Bewegung war der Haushofmeister leise in den Saal getreten und redete eifrig mit dem Hausherrn. In dem sonst so heitern und offenen Gesichte Ulrich's stieg ein Schatten auf; er schüttelte den Kopf und schlug ein paarmal mit der rechten Hand in die linke.

Auf eine Weile näherte er sich dem Kreise, der um den Ritter stand, während der Diener sich lautlos, wie er gekommen war, wieder entfernte.

Im Augenblick war von Zambelli keine Ueerraschung zu befürchten, die Frauen nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Dennoch flüsterte Ulrich im Vorübergehen seiner Nichte zu:

„Laß ihn nicht aus dem Saal; bis ich wieder komme, suche ihn festzuhalten.“

Draußen auf dem Gange wartete der Haushofmeister auf den Herrn.

„Ein Fremder“, sagte der Graf, rasch den Corridor bis zur Wendeltreppe entlang gehend. „So spät!“

„Ich würde gräßliche Gnaden nicht belästigt haben, aber er ließ sich nicht abweisen und wollte auch nicht sagen, was ihn in das Schloß geführt, Keinem als

Euer Gnaden. Sein Name würde ihm bei dem Herrn Grafen unfehlbar Gehör verschaffen."

„Sein Name! Und Du hast Dich nicht getäuscht, Anton? Er sagte, Egbert Heimwald?"

„Egbert Heimwald aus Wien."

„Und wo hast Du ihn gelassen?"

„Er sieht zu wohlgekleidet aus, als daß ich ihn hätte bitten können, in der Halle bei den Dienern zu verweilen, und hinauf wagte ich ihn nicht zu bringen. Es hätten ihn Leute sehen können, vor denen er besser unsichtbar bleibt, so habe ich ihn denn in mein Stübchen zu dem Capuziner geführt."

„Das hast Du brav gemacht, Anton! Egbert — sollte dem Kinde ein Unfall zugestoßen sein?" murmelte Ulrich vor sich hin und stieg so leichtfüßig und geschwind die Stufen hinab, daß der Alte Mühe hatte, ihm zu folgen

Zweites Kapitel.

Mit einem ernstern: „Gott zum Gruß allerseits!“ war der Fremde, von Anton geleitet, in das lauschige Hinterstübchen — sein Fenster schaute in den Garten hinaus — getreten. An dem Tische aus Nußbaumholz saßen bei den Resten ihres Abendbrodes der Capuziner und Martin Teimer. Der Eine strich sich seinen Bart und schlürfte dazwischen seinen Wein, der Andere, ein kurzleibiger breitschultriger Mann mit dunklen Haaren, in halb städtischer, halb bäuerischer Tracht, mit Kniehosen und Nägelschuhen, rauchte unablässig aus seiner Meerchaumpfeife.

Das Licht der kleinen Lampe auf dem Tische reichte nicht aus, die Schatten und die immer dichter werdenden Rauchwolken zu durchdringen; ein dämmeriges Dunkel herrschte in diesem Raume, aus dem nur der

scharfgeschnittene Kopf des Pater Marcellus, vom Lichtschein getroffen, deutlich hervortrat. Um Martin Teimer schwebte es wie ein grauer Schleier. Die heiße Luft, von der die Insassen wenig zu fühlen und noch weniger zu leiden schienen, fiel schwer und bedrückend auf den jungen Mann, der aus der frischen Kühle des Abends, aus dem leichten, von See und Wald aufsteigenden Nebel in ihre Schwüle hereinkam.

„Jesus, Maria und Joseph“, brummte aus seiner Wolke Teimer.

„Der Frieden Gottes sei mit Euch“, sagte salbungsvoll der Mönch als Erwiderung auf den Gruß des Eingetretenen.

Geschäftig hatte der Hausmeister einen braunen Holzstempel mit kurzer geschnitzter Rücklehne herbeigeschoben und ihn sauber mit einem Tuche abgewischt.

„Setzt Euch, lieber Herr, setzt Euch ein Weilchen, bis ich den Herrn Grafen von Eurer Ankunft und Eurem Begehren in Kenntniß gesetzt habe.“

„Gilt Euch, ich bitte, es geht um's Leben“, entgegnete drängend der Fremde.

Während Anton aus dem Zimmer ging, nahm der Blondhaarige — das blonde, gelockte Haar, das auf den steifen hochstehenden Kragen seines blauen Rockes herabfiel, war das Erste, was die beiden am

Tische sitzenden Männer an dem Ankömmling als hervorstechende Eigenthümlichkeit bemerkten — auf dem Schemel Platz; nur eine kurze Weile, die Ungeduld schien ihn nicht lange auf dem Sitz aussharren zu lassen.

„Wenn's Euch nicht uneben dünkt“, fing der Capuziner nach einem Austausch von Blick und Gegenblick mit seinem Nachbar an, „nehmt ein Glas Wein, junger Herr, Ihr seid müde, das stellt wieder her.“

Der Angeredete trat an den Tisch und leerte das dargebotene Glas zur Hälfte.

„Ich dank' Euch, Vater.“

„Trinkt nur ganz aus, ganz! Es schadet Euch nicht und uns macht es nicht ärmer.“

Zur Bestätigung griff er unter den Tisch und langte eine neue Flasche herauf.

„Habt wohl einen weiten Weg hinter Euch?“

„Die Weite des Weges ertrüge sich schon. Ich komme von Salzburg und noch weiter westwärts aus dem Lande Tirol.“

„Heiße! Ihr redet doch nicht wie aus den Bergen?“ mischte sich Teimer in das Gespräch; er hatte einen Grundbaß in der Stimme.

„Ich bin ein Wiener Kind.“

„Jesus, aus Wien! Das ist eine verteuft große

Stadt. Groß und windig! Und seid in die Berge gezogen?"

„Ja, ich wollte das Land einmal kennen lernen.“

In seinen Wolken schüttelte Teimer den Kopf; er verstand den Fremden nicht.

Der Mönch war weiter in der Weltlichkeit umhergekommen und durchschaute Menschen und Dinge besser.

„Ja so, Ihr reist aus Vergnügen! Unjereins reist um zu betteln, der da“, und er zeigte auf den Raucher, „seines Handels wegen und Ihr aus Lust. Alles Leben ist eine Wanderung, alle sind sie verschieden und haben doch alle dasselbe Ziel.“

„Ja, ja“, jagte der Fremde zerstreut; seine Gedanken weilten weder in diesem Raume, noch bei diesen Männern.

„Weht's baierisch in Tirol?“ ließ sich wieder der Baß brummend vernehmen.

„Baierisch, was meint Ihr?“

Teimer drückte auf den silbernen Deckel seines Pfeifenkopfes und stieß mit dem Ellbogen und einer Bewegung, die zugleich Enttäuschung und Geringschätzung sein sollte, den Capuziner an. „Das ist ein Dummkopf“, mochte diese stumme Sprache ausdrücken.

Bruder Marcellus trank sein Glas leer, als wollte

er damit die Meinung seines Gefährten bestätigen oder neue Weisheit, um den Fremden auf den Zahn zu fühlen, aus dem Nothen schöpfen.

„Baierisch“, sagte er, den Kopf erhebend; „Ihr wißt doch, daß Tirol jetzt den Baiern gehört?“

„Ja freilich, aber was geht's mich an? Ich hab' nicht dafür zu sorgen.“

„Ich auch nicht, aber es ärgert einen doch baß, daß sie uns das schöne Ländlein genommen haben, diese sacramentschen Franzosen.“

„Sie waren eben stärker als wir. Uebrigens bin ich kein Kriegsmann und keiner von den Räthen aus der Hofburg; mich kümmert kein Kaiser und kein König.“

„So seid Ihr wohl ein Gelehrter? Die dünken sich Wunder was Großes und möchten am liebsten zu unserem Herrgott in den Himmel steigen.“

Der Capuziner bemühte sich nicht, seine Verachtung des Gelehrtenstandes zu verbergen, so wegwerfend war sein Ton. Teimer ließ ein tiefes Grunzen aus seiner Brust aufsteigen und schaute zu der Decke hinauf, als müsse er sich von dort oben die Antwort herabholen, warum es auf Erden so viele Narren und Lumpe gäbe?

Der Fremde achtete aber gar nicht auf diesen unzweideutigen Ausdruck der Geringschätzung.

„Ein Gelehrter, Vater?“ sagte er. „Leider nur ein Stück von einem.“

„'s halt närrisch oder ein Lausbub“, brummte Teimer in seinem Gebirgsdialekt, in so unverständlichen Lauten, daß der Wiener Bürgerssohn, dem die wenig schmeichelhafte Bezeichnung galt, auch wenn er darauf hingehört, sie nicht enträthselte hätte. Seine ganze Aufmerksamkeit war indessen auf das Geräusch gerichtet, das in der Halle laut wurde.

„Licht für den Herrn Grafen, Licht!“ hieß es.

Männerschritte, die von den Fliesen widerhallten, kamen näher. Jetzt ward die Thür rasch geöffnet.

„Also doch“, sagte über die Schwelle schreitend der Graf und streckte dem jungen Manne die Rechte entgegen. „Egbert Heimwald, Sie sind's!“

Seine Hand zitterte.

„Aus Wien? Darf ich Sie ohne Sorge so herzlich in meinem Hause willkommen heißen, als meine Freundschaft für Sie es verlangt?“

Der Fremde, der durch diesen Empfang geehrt wurde und dadurch vollends für den Capuziner und den wandernden Kaufmann aus Klagenfurt zu einem lebendigen Räthsel aufwuchs, war eine jener Erscheinungen, auf denen ein künstlerisches Auge oder ein nachdenklicher Sinn mit einem gewissen Wohlbehagen

verweilen, weil sich in ihnen eine Art von Vollkommenheit ausprägt, die, wie unzulänglich sie auch an einem idealen Maßstab gemessen sein mag, in einem beschränkteren Kreise schon durch ihren Anblick befriedigt, wirkt und erfreut. Eine ebenmäßige, schlanke und kräftige Gestalt, eine hohe, frei hervortretende Stirn, unter dichten hochgeschwungenen Brauen blaue, klare Augen voll gutmüthigen und schwärmerischen Ausdrucks; die Wangen von einem blonden Bart umrahmt, um den Mund, dessen wohlgeformte Lippen einen Mangel an Willenskraft anzudeuten schienen, ein schalkischer Zug spielend, während die Nase etwas von dem kühnen Schnitt der Adlernase geborgt hat, so stand Egbert in hochhinaufgehenden, jetzt stark bestäubten Stiefeln, in denen die weißledernen Hosen steckten, in dem langen blauen Rock mit schwarzen Hornknöpfen vor dem Grafen.

„Aus Wien kann ich dem Herrn Grafen keine Nachricht mittheilen“, antwortete er, mit bescheidener Freimüthigkeit die Begrüßung Ulrich's erwidern; „ich komme von der entgegengesetzten Seite, von Salzburg.“

„Dann willkommen, von ganzem Herzen willkommen!“ unterbrach ihn aufathmend der Graf. „Sind Sie endlich meinem Rathe gefolgt, mein lieber Egbert, sich die Welt jenseits des Stephansthurmes anzusehen?“

Der Sinn wird dumpf in den engen Mauern. Was auch Ihr würdiger Vater sagen mochte, nicht die Bücher, die Welt und das Leben erziehen den Mann. Hier ruhen Sie nun eine Weile von Ihrer Reise bei mir aus. Ja, das müssen Sie schon! Lustige müßiggängerische Tage erwarten Sie. Warum haben Sie sich in die Höhle des Löwen gewagt!"

In der Freude, sich in seiner Besorgniß getäuscht zu sehen, schnitt er dem Anderen das Wort ab und vergaß ganz, daß für einen gewöhnlichen Besuch der junge Mann eine ebenso absonderliche Stunde wie Art der Einführung gewählt habe.

„Wir sind spaßige Leute; die warme Sonne hat's uns angethan, wir arbeiten nicht und leben wie im Schlaraffenlande.“

„Ach, Herr Graf“, gelang es jetzt Egbert, sich inmitten dieses Redestromes Gehör zu verschaffen, „welch' eine traurige Schickung ist es, daß gerade ich Ihre fröhliche Stimmung betrüben und unser Wiedersehen zu einem schmerzlichen machen muß! Nicht einen heitern Gast . . .“

Er stockte und streifte mit einem verlegenen Blicke die Männer, die sich bei dem Eintritt des Grafen von ihren Schemeln erhoben und nach der Fensternische zurückgezogen hatten.

„Reden Sie ohne Furcht, es sind treue Leute. Aber was verkündigt mir Ihr Gesicht?“

„Ein Verhängniß. Ich bringe Ihnen einen Sterbenden ins Haus.“

„Jesus Maria, mir hat's geschwant!“ rief der Haushofmeister aus und bekreuzigte sich.

Der Graf winkte ihm Ruhe zu und blieb erwartungsvoll, die Arme auf der Brust verschränkt, vor Egbert stehen.

„In einer Felschlucht, etwa halbwegs zwischen Omunden und Böcklabruck —“

„Böcklabruck?“

Der Graf ließ die Arme niedersinken; auch der Capuziner war näher geschritten.

„Ich weiß nun schon den Namen des Verunglückten. Nicht wahr, es ist ein Franzose, ein ältlicher Mann . . .“

„Ja; er nannte sich mir Jean Bourdon“, ergänzte Egbert.

Sowohl der Mönch wie der alte Diener öffneten den Mund zu einem Aufschrei, als der Graf, die Hand erhebend, ihnen Schweigen gebot.

„Was ist dem Unglücklichen geschehen? Lebt er noch? Wo ist er?“ fragte er.

„Unten am Fuße des Schloßhügels, in dem Hause

Ihres Waldhüters liegt er. Wir hörten, daß eine frohe Gesellschaft bei Ihnen versammelt wäre, Herr Graf . . .“

„Sie ließen den Mann dort. Das ist gut. Ich dank' Ihnen, Egbert. Welche Geistesgegenwart! Aber ich muß zu ihm, sogleich . . .“

„Ich bin hinaufgekommen, Sie darum zu bitten. Der Arme verlangt sehnlichst nach Ihnen.“

„Einen Hut, Anton! Rasch! Sie begleiten mich, Egbert, nicht wahr? und erzählen mir auf dem Wege hinab diese entsetzliche Begebenheit.“

„Ja wohl, entsetzlich, Herr Graf. Wenn mich nicht Alles trügt, ist hier ein Raubmord verübt worden.“

„Jean Bourdon ermordet, beraubt! Der Unselige! Hätte er meine Warnung beherzigt, hätte er einige Diener mitgenommen! Ist denn alles Ringen, alles Kämpfen gegen dies dämonische Glück vergeblich?“

Die letzten Worte hatte er vor sich hin gesprochen, vielleicht waren sie wider seinen Willen die laut gewordene Frage seines Geistes.

Der Diener hatte ihm inzwischen einen grauen Hut mit einem verwelkten Alpenstrauß daran gereicht und legte ihm seinen eigenen grauen Mantel um die Schultern.

„Es ist wegen der Nachtfälte, gräfliche Gnaden“,

bat der versorgliche Mann, als Ulrich abwehrte; „thun's mir zulieb den Mantel um, mir und der Comtesse Antoinette, die immer gar besorgt um Sie ist.“

Der Graf hatte den Hut aufgestülpt und Egbert's Arm ergriffen.

„Ihr, Pater Marcellus, könnt der Dritte in unserem traurigen Bunde sein; ein Sterbender hat mancherlei Bedürfnisse. Und Du, Anton, Augen und Ohren auf, daß uns Niemand nachschleicht! Kein Laut darf in den Saal dringen, kein Laut von dem, was hier geschieht. Laß noch mehr Wein hinausschaffen, den besten, es soll tüchtig eingeschenkt werden. In einer Stunde denke ich zurück zu sein. Nimm Dein Gesicht zusammen, Mann! Es ist keine Zeit zum Seufzen und Weinen. Im Kampf der Welt, was ist der Einzelne werth?“

Bald waren die Männer außerhalb des Schlosses auf dem Wege, der, von rothen Kastanien und Nußbäumen umstanden, den Schloßberg hinabführte. Um das harte Pflaster des Dammes in der Mitte, der für Wagen angelegt war, zu vermeiden, schritten sie dicht unter den Bäumen dahin; voran der Graf mit dem blonden Egbert, scharf auftretend und stark ausschreitend, hinter ihnen mit fast unhörbarem, nachschleifendem Tritt der Bettelmönch. Da das Mondlicht nur

hier und dort durch eine Lücke im Blätterdach glitzernd auf den Pfad fiel, glichen sie Schatten, die sich in der Nachtdämmerung kaum von den Bäumen abhoben.

Mit gedämpfter Stimme erzählte Egbert sein Abenteuer.

„Wir waren gestern von Salzburg aufgebrochen“, begann er.

„Wir?“ unterbrach ihn Ulrich. „Sie waren nicht allein?“

„Nein; ich war in Prag mit einem jungen Künstler bekannt geworden, Künstler in dem Sinne, daß er von allen Künsten Einiges versteht, und in keinem, weil er zu viele Talente besitzt, um eines erfolgreich auszubilden . . .“

„Und Sie machten die Reise mit ihm zusammen? Das heißt, aus Ihrem Beutel! Ob in Wien, ob auf den Bergen, Sie bleiben doch ein Träumer! Und wo haben Sie Ihren Reisegefährten gelassen?“

„Er wacht unten an dem Bett des Sterbenden. Wenn der Unglückliche noch einen letzten Wunsch hat, wird er meinen Freund gern in seiner Nähe wissen und sich ihm anvertrauen können.“

„Ihr Freund versteht die französische Sprache?“

„Ein wenig.“

„Hm!“ machte der Graf.

Es schien ihm Etwas aufzufallen oder nicht genehm zu sein. Doch unterdrückte er jede fernere Frage.

„Erzählen Sie weiter“, bat er, „und fürchten Sie keine Unterbrechung mehr.“

„Die Nacht brachten wir in Böcklabruck zu und wollten nach unserem Plane geradewegs über Lambach auf Linz gehen, um dort das Schiff zu besteigen, das uns nach Wien bringen sollte. Am Morgen aber schilderte uns der Wirth die Schönheit des Sees bei Gmunden mit dem rothen Traunstein, dessen Spitze uns schon lange aus der Ferne zugenickt, so verlockend; dazu sei der Weg von Böcklabruck nach Gmunden nur ein Razensprung, daß wir uns entschlossen, am Guten, das so nahe lag, nicht vorüberzueilen. Meinen Diener mit dem schwereren Gepäck schickte ich nach Linz voraus, wir gingen wie Handwerksburschen mit leicht gepacktem Känzel auf dem Rücken, von dem verständigen Wirthe über den Weg unterrichtet, auf Gmunden zu. Nicht auf der geraden Straße, die uns allzu staubig und sonnig dünkte, sondern auf Fußwegen, durch Wald und Schlucht, wohl auch die Kreuz und Quer. Bald wollte der Eine auf diesen Fels klimmen, um die Rundschau zu genießen, bald der Andere dem Laufe des Baches folgen, der zu einer Mühle im Thal geleiten müsse. Selten begegneten uns Menschen; ein paar

Kinder, die Reifig oder Beeren im Walde suchten; vereinzelt einmal ein Hirt, ein Waldgänger, ein Bauer, der nach seinem Heimathsdorfe zurückging, oder von dort hinaus in die Stadt wanderte. Zuweilen klang bei der Stille der Luft Hörnerklang zu uns herüber.“

„Es war unsere Jagd“, sagte abgebrochen Wolfs-egg dazwischen.

„Die Töne kamen und gingen; sie schwebten gleichsam mit den weißen Fädchen, die in der Luft umherflogen, auf und nieder. Es war eine der entzückendsten Wanderungen, die wir noch gemacht; die Farben des Herbstes erhöhten den Reiz der Landschaft und sein frischer Athem stärkte die Brust. Wenn wir geahnt, Welch ein Ende diesem so schön beginnenden Tage bevorstand! Im Wechsel von Schweigen, Gesang und lustigen Reden schritten wir auf einem mäßigen Höhenkamm hin, gen Südosten zu begrenzten ihn mit Wald bestandene Hügel, über ihnen allen ragte der Gipfel des Traunsteins empor, uns immer gegenüber und unser sicherster Führer. Eben hatten wir einen schattigen Baum gefunden, unter dem wir uns lagern wollten, uns an den mitgenommenen Borräthen zu erquicken, es mochte eine Stunde über Mittag sein, als mein Begleiter nach dem Rande der Höhe zuging.

„Hörtest Du nichts?“ fragte er.“

„Nein“, antwortete ich.

„Mir war's, als käme aus der Schlucht ein leises Wimmern herauf.“

„Und indem ich nun schärfer hinhörchte, glaubte auch ich dies Nechzen und Stöhnen zu vernehmen, undeutlich, verloren, es konnte ebenso gut Wahrheit, wie eine Täuschung unserer Sinne sein. Der Höhenrücken dehnte sich im Westen nicht weit aus; während er auf der andern Seite allmählig in sanften Abstufungen mit dem tiefer gelegenen Thal sich verschmolz, fiel er auf dieser steil und schroff wohl hundert Fuß tief hinab. Gebüsch, Gestrüpp, auf einander geworfene größere und kleinere Steine machten den Weg hinab in die Schlucht beschwerlich. Jenseits stieg wieder eine Hügelreihe auf. In der Schlucht war es von den Schatten der Bäume auf den Höhen dämmerig. Der Boden von Quellen und Wasseradern, die aus dem Gestein brachen, tiefgrün, Alles wild verwachsen. Wir schauten von oben hinein. Das Gestöhne und Geseufze drang jetzt vollkommen deutlich zu unserem Ohr, aber entdecken konnten wir weder Mensch noch Thier, von dem es herrührte.

„Rasch entschlossen kletterten wir hinab und durchsuchten den tiefen Grund. Es dauerte auch nicht lange und ein schrecklicher Anblick bot sich unseren Augen dar.

„An der jenseitigen Felswand, die niedriger war als die östliche, von der wir herabkamen, in einem dichten Gebüsch, lag ein verunglückter, verwundeter Mann; verwundet, denn eine Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, verunglückt, denn er war, wie der Augenschein lehrte und wie er es mir später bestätigte, von der Höhe herabgefallen und hatte sich den Arm gebrochen. So kläglich meine medicinischen Studien auch geendet, so viel wußte ich doch noch von ihnen und von chirurgischen Hilfsleistungen, um den Arm wenigstens in eine bessere Lage bringen und der Brustwunde einen ersten nothdürftigen Verband anlegen zu können. Die Kugel steckte in der Wunde, das Wundfieber hatte sich eingestellt, der Mann mochte wohl schon an die zwei Stunden hilflos und verschmachtet hier gelegen haben. Ihn zu retten, war nicht möglich, die inneren Theile hatten eine unheilbare Verletzung erhalten, ihm die letzten Stunden zu erleichtern, konnte unser einziges Bestreben sein. Wasser war zum Glück in der Nähe, wir schöpften es aus der Quelle, Wein hatten wir bei uns, einige stärkende Tropfen, die ich auf alle Fälle mit mir führte, thaten auch hier ihre Wirkung. Im Uebrigen war guter Rath theuer. Kein Haus in der Nähe, keine menschliche Seele.

„Mein Begleiter schrie die Schlucht hinauf und

hinab nach Hülfe, klonn die Höhe wieder hinan und ließ dort seinen Ruf erschallen. Immer umsonst. In-
 dessen blieb ich bei dem Verwundeten. Ich hatte ihn
 ein wenig aufgerichtet, von einem Felleisen und der
 Decke darauf ihm eine Art Kissen bereitet, das Haupt
 darauf zu lehnen. Der Verband, so schlecht er war,
 that ihm wohl; nachdem er ein- und ein anderes Mal
 einen Trunk aus der Mischung, die ich ihn bereitet,
 genommen, stammelte er einige Worte. Daraus erfuhr
 ich, daß er Jean Bourdon heiße und nach Ihnen, Herr
 Graf, begehre; bevor er sterbe, wolle er Sie noch ein-
 mal sehen. Wie war er in diesen Zustand gekommen?
 Ich weiß nicht, ob ich seine unzusammenhängenden,
 geflüsterten, wieder und wieder durch seine Schmerzen
 unterbrochenen Reden, noch dazu in der fremden Sprache,
 richtig deute, aber mir stellte sich der Vorfall so dar:
 Er war auf der Höhe mit einem Manne in eifrigem
 Gespräch dahingegangen, plötzlich überfallen und von
 einer Kugel dahingestreckt worden. Wie todt hatte er
 eine Weile in dem glühenden Sonnenbrand gelegen;
 auf allen Vieren fortkriechend, hatte er in seiner höch-
 sten Noth Wasser und einen schattigen Fleck gesucht
 und war dabei dem Rande des Abhanges zu nahe ge-
 kommen und hinabgestürzt. So fanden wir ihn.

„Unaufgeklärt blieb mir, wer jener Mann, mit

dem er geredet, gewiesen, ob von ihm oder einem Dritten der verrätherische Angriff und Mord geschehen sei.

„Wiederholt ächzte der Unglückliche nach seinem Sohne Benjamin, dann nannte er wieder Ihren Namen und bejammerte den Verlust von Brieffschaften, sei es nun, daß sie ihm geraubt worden, sei es, daß sie verloren waren. Nicht in der Folge, wie ich es Ihnen jetzt mittheile, Herr Graf, sondern in langen Zwischenpausen, verworren und gestört durch wüste Phantasiegebilde, kam dies Alles zu meiner Kenntniß. Eine fieberhafte Angst quälte ihn, daß seine Feinde wieder erscheinen könnten; er hielt mich bei der Hand fest und wollte kaum leiden, daß ich nach der Quelle ging, frisches Wasser für seinen Durst zu schöpfen. Traurige, peinvolle Stunden — ach! mußte ich auf so schmerzliche Weise in das Leben eingeführt werden! Ich setze mit meiner Weitschweifigkeit Ihre Geduld auf eine harte Probe, Herr Graf, aber eine innere Stimme sagt mir, daß bei dieser Begebenheit auch der geringste Umstand von Wichtigkeit sei.“

„Mehr als Sie ahnen können, lieber Egbert! Sie haben die Parzen beim Spinnen eines schicksalsvollen Fadens belauscht.“

Diese Aeußerung gab dem Jüngling den Muth, in seiner Schilderung fortzufahren.

„Leider konnte ich in meiner Hilflosigkeit, allein mit dem Kranken, nicht daran denken, die Höhe, die er hinabgefallen war, hinaufzusteigen und oben den Schauplatz der verbrecherischen That zu untersuchen. So mögen alle Spuren derselben schon verweht und verwischt sein; nur ein göttliches Auge hat sie gesehen. Endlich kehrte der Freund zurück, zu meiner unaussprechlichen Freude mit einigen Knechten und einer Tragbahre. Oben auf dem Höhenkamme hatte er umherirrend ein Mädchen gefunden, das ihm den Weg nach der Rabenmühle gewiesen. Es war ein wildscheues, halbwüchsiges Kind mit nackten Füßen, das Gesicht und die Arme sonnenverbrannt. Bei dem Anblick des Verwundeten schrie sie laut auf, schlug mit den Händen wie besessen um sich und riß sich los. Wir waren Alle zu eifrig um den Unglücklichen beschäftigt, um uns lange mit ihr aufzuhalten.

„Es ist die braune Christel“, sagten die Müllerknechte; „sie ist wüßt im Kopfe wie ihr Vater.“

„Auf der Bahre trugen wir dann Jean Bourdon zur Mühle; nicht ganz eine Stunde liegt sie — und wir schritten, da wir uns beim Tragen ablösen konnten, scharf aus — von der Unglücksstätte entfernt. Die Bestürzung des Müllers und seines Gesindes hatte bei unserer Ankunft den höchsten Grad erreicht; sie kannten

den Fremden schon vom Ansehen. In der Frühe des Tages war er von Gmunden her bei ihrem Hause angefahren und hatte, eine Kleinigkeit an seinem Reisewagen auszubessern, Halt gemacht. Vollgepackt und unverkehrt, wie er angekommen, stand der Wagen auf dem weitläufigen Hof der Sägemühle; der Kutscher war bei seinen Pferden geblieben. Nach den Ausfagen des Müllers war der Fremde über die Verzögerung seiner Fahrt ungeduldig und verdrießlich geworden und hatte sich, der Arbeit, die ihm nicht rasch genug von Statten ging, zusehend, auf die Bank vor dem Hause unter dem Nußbaum gesetzt.

Da kam ein Reiter zu Pferde die Straße daher; es hätte so ausgesehen, als sei er dem Wagen schon eine Weile gefolgt.

In wenigen Worten verständigte der Reiter sich mit Jean Bourdon; dieser bedeutete seinem Kutscher, ihn hier zu erwarten, und schritt dann mit dem Reiter, der vom Pferde gestiegen war und es nun am Zügel führte, der Waldung zu, an dem Bache, der die Räder der Mühle trieb, entlang. Bald seien die beiden Männer ihm, dem Müller, aus den Augen entschwunden; da sie in einer fremden Sprache gesprochen, hätte er sie nicht verstanden, um etwas Hochwichtiges aber habe es sich wohl gehandelt, denn Jean Bourdon sei bei

der Anrede leichenblaß geworden. Das lange Ausbleiben des Reisenden, der doch eine baldige Rückkehr versprochen, habe ihn eine Weile beunruhigt, allerlei Geschäfte aber seien dazwischen gekommen und hätten seine Aufmerksamkeit nach anderer Richtung gelenkt. Der Kutscher aus Gmunden hätte ihn in seiner zuwartenden Rolle bestärkt und immer getröstet: „Sorgt doch nur nicht, haltet Euch still, es ist etwas Heimliches um den französischen Herrn; der Pater Marcellus von den Capuzinern hat mir gesagt: seht nicht und hört nicht, was er thut und was um ihn geschieht.“ “

„Da hört Ihr's, Pater“, wendete sich der Graf zurück. „Was ist menschliche Vorsicht, was der klügste Plan?“

„Ja, wenn wir Wetter und Wind machen könnten!“ antwortete seufzend der Capuziner.

„Das war etwa Alles“, fuhr der blonde Egbert fort, „was ich im Drange des Augenblicks aus dem Müller heraus erfragen konnte. Sie, Herr Graf, werden besser und leichter mit ihm fertig werden als ich; meine Bücherweisheit scheiterte an der Hinterhältigkeit und Verschlossenheit des Mannes. In der Mühle blieben wir nur so lange, um den Verwundeten einen regelrechten Verband anzulegen; selten kam noch ein

Ruf, ein Schrei über seine Lippen, ein Ruf nach Ihnen! Da er nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu retten war und die Fahrt in dem gutgepolsterten Wagen seinen Zustand nicht verschlimmern konnte, entschloß ich mich, ihn hierher zu führen, um seinen Wunsch zu erfüllen und Ihnen, Herr Graf, vielleicht einen Dienst zu erweisen.“

„Den wichtigsten. Sie verpflichten mich in unlöslicher Weise.“

„Es ist mein Glück, Herr Graf, nicht mein Verdienst.“

„Immer haarspaltend und grüblerisch! Greif' doch zu, junger Mensch! Als ob das Glück nicht das größte Verdienst wäre und das Mißgeschick die schlimmste Schuld. Aber da sind wir.“

Am Fuße des Schloßhügels, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, am Saume eines Gehölzes, lag ein einstöckiges Holzhaus. Ein ehemaliger Soldat des Grafen, der mit ihm die Kriege gegen die Heere der französischen Republik durchgemacht, mit ehrenvollen Narben bedeckt, verzehrte darin das Gnadenbrod. Da er sich aber noch kräftig fühlte und das nichtsthuerische Kopfhängen, wie er sich ausdrückte über alle Maßen verabshente, so hatte er sich von seinem Herrn eine Beschäftigung ausgebeten.

Lachend hatte ihm dieser darauf erwidert, er möge nur in dem Gehölze an seinem Hause und rings um das Schloß gute Ordnung und Wache halten, er sei ein vorgeschobener Posten.

Das that der graue Conrad — Augen und Brauen, Haar und Bart waren ihm grau — mit unermüdlichem Eifer und soldatischem Pflichtgefühl. Tag und Nacht sahen ihn die Umwohner nun schon eine Reihe von Jahren, das treffliche neue Jagdgewehr im Arme, das ihm der Graf geschenkt, meilenweit die Kunde machen; davon nannten sie ihn den Waldhüter.

Er stand auch jetzt, als Ulrich mit seinem Begleiter auf das Haus zuschritt — hier öffnete sich der Weg, der bisher zwischen dem Baumgange im nächtigen Dunkel schmal und steil dahingelaufen war, zu einem breiten, freien, mondlichterhellen Platz — wachhaltend an der Thür; stramm aufgerichtet, mit einem schwarzen zottigen Hund, der still zu seinen Füßen lag.

„Schlimme Nacht, Conrad“, sagte Ulrich. „Trotz des Friedens leben wir noch immer im Kriege.“

„Wird noch schlimmer werden, gräßliche Gnaden.“

Damit öffnete der Waldhüter die Thür.

„Es geht zu Ende mit dem Franzosen. Da hilft kein Paternoster mehr. Es wird Einer wieder still auf Erden.“

In der Bettstelle Conrad's, auf einem Strohsack, über den Egbert eine Decke gebreitet hatte, bei dem dürftigen Licht einer kleinen, in einem eisernen Leuchter steckenden Kerze rang Jean Bourdon im Kampf des Todes. Den Rock hatten ihm seine Pfleger ausgezogen, aber mit der Kraft der Verzweiflung hatte er sich dagegen gewehrt, als sie ihn seiner hohen und schweren Stiefel entledigen wollten, sie hatten sie ihm lassen müssen. Es war ein wunderlicher Anblick, die bestaubten und beschmutzten Stiefel unter der Hülle, die seinen Oberkörper bedeckte, über die niedrige Bettstelle hervorragen zu sehen.

Hugo, Egbert's Reisegefährte, saß auf einem Schemel neben ihm. Auf dem Fensterbret abseits stand das Licht und ein irdener Wasserkrug.

Der Eintritt der drei Männer schreckte den Sterbenden jäh empor; mit einem Schrei richtete er sich in die Höhe. Schon hatte Hugo dem Grafen seinen Platz geräumt.

„Ich bin es, mein lieber Bourdon“, sagte Wolfs-egg in französischer Sprache und ergriff die Hand des Unglücklichen.

Mit gebrochenen Augen starrte ihn Jean Bourdon an; er schien ihn erst nicht zu erkennen und seine Rede nicht mehr zu verstehen. Eine Weile lag er dumpf

ächzend da, als versuche sich sein Geist mit einer letzten Anstrengung zu sammeln und aus dem dumpfen Hinüberträumen in den Tod heraus zu reißen. Krampfhaft umklammerte er die Hand Ulrich's, wie ein Schiffbrüchiger das Brett, das ihn aus dem stürmischen Meere retten soll. Von dem Rissen, auf dem er ruhte, erhob er den Kopf, seine Augen gewannen Blick und Ausdruck wieder.

„Aus, Herr Graf“, brachte er mühsam hervor, „aus! Mein armer Benjamin! Retten Sie meinen armen Sohn!“

„Wie ist nur dies Alles gekommen?“ wollte Wolfsegg ihn fragen, aber er sah, daß die Frage zu spät kam.

Er stand auf und neigte sich über den Sterbenden.

An der anderen Seite der Bettstelle war der Capuziner niedergekniet.

„Die Brieffschaften?“

Ulrich hatte seinen Mund dicht an Bourdon's Ohr gelegt.

„Verloren!“ hauchte der und bemühte sich, mit der Hand nach dem Stiefel zu greifen.

Diese halb bewußtlose Bewegung verdoppelte seine Schmerzen, ein entsetzlicher Schrei entrang sich seiner Brust.

Der Graf bedeckte das Gesicht mit den Händen. Dann ward Alles still. Egbert flößte dem Kranken einige Tropfen ein. Der Capuziner sprach dumpf vor sich hin, singenden Tones, die Sterbegebete

„Benjamin! Mein Sohn Benjamin!“ stöhnte Bourdon noch einmal auf und griff mit verzerrten Zügen in die Leere hinein. „Tödtet ihn nicht!“

Sein Arm fiel kraftlos auf die Decke zurück und seine Finger umschlossen das Tuch so fest, als wollten sie es ewig halten.

„Gott sei seiner Seele gnädig“, sprach der Mönch. „Betet für ihn!“

„Da ist einer der treuesten Männer gestorben, die es in dieser treulosen Zeit gegeben“, sagte nach einer längeren Pause der Graf.

Mit tief schmerzlichem Ausdruck weilte sein Blick auf dem Gesicht Bourdon's, aus dem Spannung und Kampf gewichen waren.

„Das ist stärker wie wir, viel stärker“, murmelte er. „Die Kugel, die wir gegen das Schicksal richten, springt auf uns selbst zurück!“

Und wie aus derselben Stimmung heraus seufzte der Capuziner, die Hände um seinen Rosenkranz gefaltet:

„Wo ist der Erzengel Michael, der diesen Belzebub bändigt?“

Die Anderen schwiegen.

Der graue Conrad hatte in seinem Leben der Männer mehr, jüngere und ihm befreundetere, in schrecklicherer Lage, in noch grausameren Schmerzen sterben und dem Tod durch all seine Masken in das unergründliche Antlitz gesehen. Gelassen zog er die Decke bis hinauf an den Hals des Todten, erwartend, daß der Graf oder der Mönch ihm die gebrochenen Augen schließen würde.

Die beiden jungen Reisenden, die der Zufall in dies schaurige Abenteuer verwickelt hatte, standen am Fenster; Egbert wendete dem Bett und den Männern darum halb den Rücken zu und schaute durch die kleinen Scheiben von schlechtem, grünen Glase hinaus und hinauf zum Monde. Mit verschränkten Armen lehnte Hugo an dem vorspringenden Fensterbret und betrachtete die Stellung und den Ausdruck jedes Einzelnen in der Gruppe mit forschenden Augen, als müsse und wolle er sie einmal im Bilde oder auf dem Theater wiedergeben.

„Da ist nun nichts zu trösten, noch zu hadern“, sagte Wolfzegg zu dem Capuziner. „Ueber uns Allen ist die Hand des Ewigen. Das war von seiner Jugend bis zum Tode ein ganzer Mann; wir wollen uns bestreben, ihm gleich zu werden.“

Darüber hatte er die letzte fromme Pflicht an dem Todten geübt.

„Für diese Nacht lasse ich die Leiche in Deiner Obhut, Conrad; Du wirst Dich nicht fürchten.“

Wenn's der Respect vor dem Todten erlaubt, würde der Graue laut aufgelacht haben, so zeigte er nur mit einem heisern Ton seine Zähne.

„Von dem Wagen lasse die Koffer in das Haus bringen; Alles fein sorglich und säuberlich.“

„Sei der Herr Graf unbekümmert“, sprach der Mönch mit verständnißvollem Blick dazwischen, „ich werde dabei sein und den Kutscher nachher nach Gmund den heimschicken.“

„In Eurer Hand wird Alles gut aufgehoben sein, Vater Marcellus. Euch brauche ich nicht Vorsicht anzurathen.“

„Ich gehe wie ein Blinder durch die Welt und bin dabei am besten gefahren. Der arme, gute Mann da sah zu viel, das war sein Unglück“, meinte der Capuziner, mit dem Finger auf den Todten deutend.

Der Graf nickte.

„Ihr habt Recht. Mit dem Feuer kann nur der spielen, der es nicht kennt. Wer in solchen Dingen bewußtlos handelt, hat immer die Aussicht des Ge-

lingens für sich. Ja, wenn wir nur selbst freieren Gemüths wären!"

Dabei richteten sich seine Augen, die in dem Gemache umhersehweifen, plötzlich auf Egbert, der noch durch die Scheiben zum Mond aufblickte.

„Es ist schwül und dumpfig hier. Todtenluft, Ihr Herren“, jagte er. „Ist's genehm, treten wir vor das Haus.“

Willig folgten die Jünglinge dem Voranschreitenden; indem sie sich gegenseitig die Hände reichten und schweigend schüttelten, wie zum Zeichen, daß dies Erlebnis den Bund ihrer Freundschaft noch fester knüpfen solle, verständigten sie sich zugleich mit halblautem Wort, draußen in aller Form von dem Grafen Abschied zu nehmen.

Jenseits der Schwelle, auf der mondhellen Lichtung, athmete Wolfzegg hoch auf. Vom See heraufwehte ein kühler Ostwind, ihnen gerade entgegen, die Stirn erfrischend, die niedergedrückte Stimmung erhöhend.

„Mein lieber Egbert und Sie, mein Herr“, fing der Graf an . . .

„Hugo Spring“, stellte der Angeredete sich selbst vor. Ulrich reichte ihm die Hand.

„Ich mache nicht gern müßige Worte. Das Sa

mariterwerk, daß Sie heute gethan, der Todte kann es Ihnen nicht danken, und ich, ich weiß, junge Männer fühlen sich verletzt, wenn man ihnen Dank oder Lob spendet; sie sind noch in dem Glauben, daß sich das Gute selbst belohnt, daß der kategorische Imperativ die Welt beherrscht. Wohl ihnen, möge es für die deutsche Jugend niemals etwas Höheres und Heiligeres geben, als die Erfüllung gerade der schwersten Pflicht.“

„Wie groß wird unsere Tugend, wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht?“ konnte sich Hugo nun doch nicht enthalten, mit einigem Pathos zu recitiren: Worte eines Dichters, der damals bei der Jugend einen unermesslichen Beifall und Nachhall zu finden begann.

Der Graf fuhr fort:

„Aber nicht nur um den Todten, auch um mich, den Lebendigen, haben Sie sich ein Verdienst erworben. Und um Andere, deren Dank Sie sich nicht so leicht entziehen können, wie dem meinigen! Jener Bourdon war der zuverlässigste Diener — nicht Diener, sondern ein Freund meiner Schwester, der Marquise von Gondreville; sie wird aus Ihrem Munde die traurige Geschichte seines Endes hören wollen . . .“

„Wir stehen der gnädigen Frau morgen zu Diensten“, sagte Egbert. „Wir gehen jetzt hinunter nach Gammunden.“

„Nein, nein!“ so ergriff Wolfsegg mit ungewohn-

ter Hestigkeit den Arm des Jünglings. „Um keinen Preis lasse ich das zu. Sie müssen hinauf zu mir in's Schloß! Thun Sie meiner Gastfreundschaft nicht den Schimpf an, sie nach einem solchen Tage zu verschmähen.“

„Sie mißverstehen meine Empfindung, Herr Graf; wir Beide passen nicht in Ihr Haus, wir haben kein hochzeitlich Kleid an“, wendete Egbert bescheiden ein.

Ihm widerstrebte es im innersten Herzen, sich in diese Gesellschaft zu mischen; es ängstigte ihn ein geheimes Vorgefühl, für das er doch keinen bestimmten Grund hätte angeben können. So groß bei dem Jüngling, der es liebte, glänzende Luftschlöffer aufzubauen: sonst Wunsch und Sehnsucht gewesen war, einmal in die auserlesenen Kreise der Vornehmen zu treten und diese herrlichen Frauengestalten, von denen er in den Dichtungen gelesen, die er aus der Ferne im Prater beim Beginn des Frühlings, in ihren prächtigen Carrossen hatte vorüberfahren sehen, in der Nähe zu schauen, jetzt, wo sich die goldene Pforte vor ihm aufthun wollte, schien ihn sein guter Engel oder das Unbewußte in ihm zurückzuhalten.

Sein Gefährte war schon eher geneigt, der Einladung des Grafen zu folgen; er sah nichts in ihr, als das Versprechen einer Reihe von guten Tagen.

Da aber Egbert während der Reise nicht nur die Börse geführt hatte, sondern in diesem Falle auch die Hauptperson war, so mußte er seine Zustimmung bis auf einen günstigeren Augenblick verschieben.

Auf den sollte er denn auch nicht lange zu warten brauchen.

„Was Kleider!“ rief der Graf. „Ihre Gutthat ist das schönste Ehrenkleid. Glauben Sie, daß wir einen wackern Mann nur nach seinem Rocke und seinen Verbeugungen beurtheilen? Auch ohne die blutigen Lehren der Revolution wußten wir Aristokraten das echte Verdienst überall zu finden und zu schätzen. Nein, mein lieber Egbert, so entkommen Sie mir nicht. Das ist nur ein Vorwand, ich kenne Sie besser. Es ist Ihnen peinlich, so unsanft aus einer Lage in die andere, aus einer Empfindung in die entgegengesetzte gerissen zu werden. Sie wären lieber mit dem Freund schwärmend in der Mondnacht zum See hinuntergegangen, in Räthselfragen nach dem Warum und Wozu des Todes, in Betrachtungen über die irdische Nichtigkeit sich verlierend; nun sollen Sie mit mir in eine lustige Gesellschaft; das stört Ihnen die Harmonie der Empfindung. Sie fürchten sich vor der rauhen Berührung des Lebens. Da nimmt Ihr Freund die Sache munterer und unbefangener. Einen schweren

Tag beschließt man am besten mit einem Schlaftrunk. So helfen Sie mir doch, mein Herr Spring, dem blöden Schäfer da Muth einzulößen!"

„Warum soll ich's nicht gestehen, Herr Graf“, erwiderte, so angerufen, Hugo, „Sie haben mir aus der Seele gesprochen! Wenn's möglich ist, verscheuche ich mir gern die traurigen Bilder dieses Tages durch ein heiteres. Ich springe nicht so leicht wie Egbert in den Abgrund der Unendlichkeit und der Naturphilosophie, ich habe einen Schauer davor wie vor einem kalten Bade. Der große Shakespeare vermischt Tragisches und Komisches und läßt Hamlet von Opheliens Grabe zu einem Fechterkunststück mit Laertes eilen. Auf, Egbert, von einem Sterbebett in einen erleuchteten Festsaal, es ist Weltironie darin! Versäumen wir sie diesmal, so treffen wir sie nie auf unseren Wegen, diese göttliche Ironie, die einzig wahre Lebensweisheit.“

Trotz der ernstesten Gedanken, die ihn beschäftigten, mußte Wolfsegg lächeln.

„Nun werden Sie nicht länger widerstehen, Egbert! Ihr Freund hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Das Leben ist weder eine Qual, noch ein schöner Traum, es ist nichts mehr und nichts weniger als eine Arbeit, eine harte und zuweilen sehr unerfreuliche Arbeit! Habe ich keine Ueberwindung nöthig, um nach einem solchen

Blißschlag wieder, als wäre Nichts geschehen, zu meinen Gärten zurückzukehren? Sie werden in eine strenge Schule genommen, Egbert; je früher desto besser ist eine solche Erziehung durch das Schickjal. Lernt kämpfen, Ihr Jünglinge, bei Zeiten kämpfen, die Welt bezwingen und Euch selbst! Darin liegt die Freiheit und die Tugend.“

Was ließ sich darauf antworten?

Zwar wurde Egbert nicht überzeugt, nicht einmal beruhigt, aber er fühlte, daß er den Aeußerungen des Grafen nur unklare Stimmungen entgegensetzen konnte. Es war ihm, als befände er sich in einem stählernen Netz, das sich immer enger und unzerreißbarer um ihn zusammenzog. In einem Punkte durchschaute ihn Wolfsegg. Der Jüngling fürchtete sich vor den Menschen, in deren Kreis er treten sollte. Wohin würden ihn die Fäden, die sich hier anknüpfen mußten, führen? Diese neuen Beziehungen, die Eindrücke, die er sich wunderbarer ausmalte, als sie vermuthlich in der Wirklichkeit waren, würden sie nicht eine Wandlung seiner bisherigen Vorstellungen hervorrufen? Ging er in das Haus der Circe oder in die Schmiede Vulkan's ein? Allein der letzte Grund dieser Furcht lag nicht, wie der Graf meinte, in der Scheu und Empfindlichkeit des weltunerfahrenen Menschen, es war der dunkle

Selbsterhaltungstrieb, der sich in Egbert gegen das Fremde wehrte; so sträubt sich zitternd die Pflanze, die eine raube Hand aus ihrer mütterlichen Erde reißt; um sie in einen anderen Boden zu verpflanzen.

„Ich folge Ihnen, Herr Graf“, sagte er zögernd, „weil ich Ihrer Führerschaft vertraue.“

Er war schon wider seinen Willen in die Gewalt der unsichtbaren Mächte gerathen und mußte in seiner Blindheit ihnen noch Dank für ihre Leitung wissen. Denn während ihres Gesprächs waren sie dem Schlosse immer näher gekommen und hatten sich selbst um die Möglichkeit, der Einladung Ulrich's dennoch auszuweichen, mehr und mehr gebracht.

„Und Sie werden nicht einsam unter fremden Gesichtern sein“, tröstete Wolfsegg, als wolle er auch die letzten Schatten aus dem Gemüth Egbert's verbannen, „Sie finden Max Muersperg und den Baron von Buchheim oben, der etwas von einem Poeten hat nur daß er auf die unrechte Seite gefallen ist. Uebrigens ein Studium für einen angehenden Menschen-darsteller.“

Dies war für Hugo gesagt, der mit einem possirlichen Seufzer erwiderte:

„Die Kunst ist schwer, Gottes Thiergarten enthält der wunderlichen Exemplare zu viel!“

Ob der Graf unter anderen Umständen zwei jungen, namenlosen Leuten mit solcher Hartnäckigkeit seine Gastfreundschaft beinahe aufgedrängt haben würde, bleibe dahingestellt. Sicherlich gab es einen Mittelweg, den er hätte einschlagen können. Wohl mochte es seine Ehre ebensowenig wie seine Güte leiden, sie nach einem Gasthause der doch noch über eine Stunde weit entfernten Stadt, bei nächtlicher Weile, ziehen zu lassen, aber sie in sein Haus aufzunehmen und zu bewirthen, war eins; ein anderes, sie in die Gesellschaft seiner Verwandten und Gäste zu führen.

Hätte Egbert einen größeren Ausschnitt der Welt gekannt als den, der sich vor seinen Fenstern bei den Salesianerinnen zu Wien, im Theater und auf sentimentalischen Reisen ihm bis heute eröffnet hatte; wäre Hugo in seinem Leichtsinne nicht so unbekümmert und in seinem Künstlerhochmuth nicht des Glaubens gewesen, daß alle Planeten sich um ihn als ihren Mittelpunkt drehen müßten, so würde das Benehmen des stolzen Edelmanns ihr Mißtrauen und den Argwohn, daß sich eine Absicht dahinter verstecke, erweckt haben.

Als sie in den licht- und lusterfüllten Saal traten, Wolfsegg mit freier Stirn, den erröthenden Egbert an der Hand, enthüllte sich ein wenig diese Absicht.

Der Graf hatte überlegt, daß sein langes Ver-

weilen nicht unbemerkt geblieben sein würde. Die Einen mochten es anstößig gefunden, die Anderen Verdacht daraus geschöpft haben. Mit einer bloßen Ausrede war der Scharfsinn Zambelli's schwerlich zu verwirren; wie anders, wenn er nicht im Allgemeinen von Freunden spräche, die ihn aufgehalten, oder von einem unaufschiebbaren Geschäft, sondern die Ankömmlinge leibhaftig vorstellte? In einer Weise vorstellte, daß sich die Aufmerksamkeit Aller von ihm ab auf die Fremden lenken mußte?

Der blonde Egbert war freilich mit seinem hochklopfenden Herzen unter so vielen fremden Gesichtern der Unfähigste, den Plan des Grafen zu ahnen, als dieser sagte:

„Das war eine Ueberraschung! Nur die Jugend ersinnt solche Tollheiten. Zu kommen, wo unser Fest zu Ende geht! Erlaube mir die Frau Schwester, ihr in Herrn Egbert Heimwald einen trefflichen jungen Mann und halbwegs meinen Zögling aus Wien, und in Herrn Hugo Spring einen zukünftigen Prinzen Hamlet vorzustellen. Wein her, die Gäste sind durstig, Wein her!“

Und indem er auf den langen Buchheim zuschritt, rieb er sich vergnügt die Hände und sprach wie vor sich hin, doch laut genug, daß die Umstehenden es hörten:

„Zwei ausgezeichnete Jünglinge, Zierden un'eres guten österreichischen Bürgerstandes!“

Ueber sein Hoffen hinaus hatte Wolfzegg seinen Zweck erreicht.

Die beiden Fremden, die er so eigenthümlich eingeführt hatte, wurden der Gegenstand der Verwunderung und der Neugierde; Niemand hatte Muße oder Neigung noch weiter nach dem Grunde seines Ausbleibens zu forschen, es erklärte sich durch die Ankunft der Jünglinge leicht und natürlich. Die Vertrauteren nahmen sie freilich nicht, wofür sie ausgegeben wurden, für harmlose Reisende, sondern sahen geheime Boten, die aus Tirol oder fernher aus Preußen, dem Königreich Westphalen, mit wichtigen Nachrichten eingetroffen wären, in ihnen. Gährte es doch überall im ehemaligen deutschen Reich gegen die fremde Zwingherrschaft, die bald nackt und frech von den Geschöpfen des französischen Imperators, seinen Brüdern, Marschällen und Intendanten, bald verhüllt von den eingebornen und angestammten Fürsten, den rheinbündnerischen Vasallen des Eroberers, ausgeübt wurde.

Die Zeit war da, wo noch einmal an das Haus Oesterreich die Mahnung erging, des deutschen Reiches Schwert und Schild für die Freiheit Germaniens zum entscheidenden Kampf zu ergreifen. Und nicht nur an

die Enkel Maria Theresia's, nein, an alle jene edeln und mächtigen Geschlechter erging dieselbe, die einzig dem Kaiser und dem Reich unterthänig gewesen, bis der verheerende Sturm der Revolution auch über sie dahingesaust war. Ehe sie für immer vom Schauplatz der Geschichte abtrat, wollte diese stolze reichsunmittelbare Ritterchaft ihr Alles, Vermögen und Leben, auf eine letzte Karte gegen den fränkischen Usurpator setzen.

Die Gutten und Sickingen aus dem Reformationseitalter schienen wiedergekehrt zu sein; wieder galt es, deutsche Art und Sitte gegen romanisches Unwesen, gegen den Cäsar und seine Legionen zu vertheidigen. Nicht verzweifelter war in diesen Tagen die Lage, als in der Dämmerung germanischer Geschichte, damals wo auch im Hessenlande und längs des Rheins römische Burgen und Wartthürme gestanden und die Victoren des Varus mit Ruthe und Beil durch die Wälder und Dörfer gegangen.

Ja damals, in Allen, die noch nicht gelernt hatten, sich feige in die Zeit und unter das Joch der Franzosen zu schmiegen, wachte die Erinnerung an Hermann und seine List, die den verschlagenen Römer im eigenen Neze fang, an die glorreiche Schlacht im Teutoburger Walde auf. An die goldenen Adler, welche die Sieger an den heiligen Eichenbäumen ihren

Göttern aufgehängt! An jenes hehre Weib, das mit drohender Miene und prophetischem Worte dem Drusus Halt gewinkt! Ein Gedächtniß, flammend wie Morgenröthe auf den Bergen!

Ja, wie damals sollte jetzt eine geheime Verschwörung des ganzen Volkes, ein Tugendbund, dergleichen die Welt noch nicht gesehen, alle Stämme Deutschlands umschlingen und vereinen mit Banden der Liebe und Treue, in Waffen gegen den gemeinsamen Feind, der Stunde gewärtig, wo Oesterreich rufen würde: Auf!

Das verschwenderische Lob, das der Graf den Jünglingen gespendet, war für die Ahnenden noch mehr als für die Wissenden ein Zeichen, daß Beide innerhalb dieses großen Bundes ständen. Aber auch für die Unbefangenen genügte diese Empfehlung, den neuen Gästen eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Ueberdies war der Name Heimwald wohlbekannt und geachtet in der Gesellschaft. Egbert's Vater hatte seinerzeit für einen der tüchtigsten und glücklichsten Aerzte in Wien gegolten; mehrere der Anwesenden wollten dem Verstorbenen für die eigene Rettung theurer Verwandten aus schwerer Krankheit verpflichtet sein. Sie übertrugen mit der leichten und feinen Höflichkeit, welche das Merkmal und das Erbe der Aristo-

fratie ist, die Bethenerungen ihrer Dankbarkeit jetzt von dem Vater auf den Sohn.

In ihrer lebhaften Weise that es die Marquise von Gondreville Allen zuvor, es sein nun, daß sie als gute Schwester ihren Bruder errathen hatte und ihrerseits seinen Plan unterstützen wollte, oder daß in Wahrheit der berühmte Arzt, wie sie behauptete, ihrem Töchterchen das Leben erhalten hatte.

Der blonde Egbert würde inmitten dieser Begrüßungen, der vielen vornehmen Freunde, von denen er bisher nie etwas vernommen, noch gewußt, und die ihm nun plötzlich so herzlich die Hand schüttelten — jetzt stürzte gar noch mit offenen Armen durch die ganze Breite des Saales Max Auersperg auf ihn zu — eine verlegene Rolle gespielt haben, hätte ihm nicht das Feingefühl für das Schicksliche und die bescheidene Gemessenheit seines Auftretens eine gewisse Sicherheit gegeben.

War er auch zuweilen, um nicht vorlaut zu erscheinen, wortfarger, als es sein Vortheil erforderte, in seiner Haltung wie in seinen Aeußerungen verrieth sich jene edle und hohe Bildung, die ihren Träger aus der Menge emporhebt und von dem Gemeinen und der Alltäglichkeit des Lebens scheidet. Was ihm fehlte, war nicht die geistige Kenntniß der Welt, sondern die

gesellschaftliche Gewandtheit, die man sich nur im beständigen Verkehr mit den Anderen erwirbt.

Hugo war schon ein rüstigerer Schwimmer in diesem Ocean. Mit leichtem Wize und Selbstvertrauen theilte er die Wellen. Der Graf war mit dem Betragen der beiden jungen Männer höchlich zufrieden; trotz der Vorsicht der älteren Herren wagte sich eine und die andere Frage an sie, über ihre Reise, über den Weg, den sie gekommen, über die Gerüchte, die etwa zu ihnen gedrungen, vom spanischen Kriege, von der Zusammenkunft der Kaiser in Erfurt. Sie aber bewahrten ein kluges Stillschweigen. Von dem Abenteuer, das so seltsam und geheimnißvoll ihre Fahrt beschloffen, hätten wohl auch weniger Vorsichtige nichts verlauten lassen, allein Egbert behielt nicht nur hierüber, sondern auch in allem Anderen die Hand auf dem Herzen.

Das Wohlgefallen, das Wolfsegg für ihn empfand, steigerte sich von Minute zu Minute, als er ihn sich so lebensklug benehmen sah.

Die Neigung erweckte, wie das zu geschehen pflegt, bald auch die Abneigung zu einer stärkeren Aeußerung. Der Graf suchte mit den Augen den Ritter Zambelli.

Vittorio hatte sich seit Wolfsegg's Rückkehr in den Saal nicht von seinem Plaze gerührt; es schien, als

sei für ihn die Welt umher wie versunken oder er mit der Dame, die ihm gegenüber in der halboffenen Glasthüre zu dem Balcon stand, auf einen anderen, schöneren Stern verschlagen.

In das Gesicht des Ritters konnte der Graf nicht schauen. Vittorio kehrte der Gesellschaft im Saale den Rücken zu; einmal erhob er die Hand und deutete hinaus auf die Felsen am jenseitigen Ufer des Sees oder hinauf zum Monde. Antoinette — sie war es, zu der er sprach — hielt den Kopf auf die Brust gesenkt; um ihr reiches, blondes, in einen griechischen Knoten geschlungenes Haar schimmerte der Glanz des nächtlichen Gestirns. Hatte sie den Auftrag des Oheims, den gefährlichen Mann zu fesseln, so gut vollzogen, oder war sie selbst dem Banne seiner Beredsamkeit verfallen?

Die Anderen bekümmerten sich um das einsame Paar nicht; Einzelne, die des Guten nicht genug thun konnten, becherten noch immer, die Mehrzahl plauderte mit den jungen Freunden des Hausherrn, die gerade zur rechten Zeit, als der Engel der Langenweile seine Schwingen ausbreitete, mit neuen Geschichten und frischen Anregungen, selber zwei lebendige Räthsel, in die Gesellschaft getreten waren.

„Wer ist denn glücklich hienieden?“ sagte Vittorio

und seine Stimme hatte einen schwermüthigen Klang. „Ja, was ist am Ende das Glück? Ruhe und Zufriedenheit bedingen einen glücklichen Zustand, und wann wäre eine heiße Leidenschaft ruhig, Welch' ein Besitz, und wäre es der höchste, befriedigte dauernd ein ehrgeiziges Verlangen? Könnte der Reiche und der Mächtige sich bescheiden lernen, ja dann! Unter Allen in diesem Saal, glaube ich, gibt's nur Einen, den das Glück wenigstens streift.“

„Und dieser Eine?“

„Ist Ihr Oheim, gnädige Gräfin. Das ist ein Mann! Seine äußeren Güter, ein großer Reichthum, eine gebietende Stellung, halten den Vorzügen seines Geistes die Wage, und beide regelt eine weise Selbstbeschränkung. Möglich, daß mich der Schein der Ruhe in ihm täuscht, daß auch er mehr von der Welt fordert, als sie ihm gewährt, aber der Schein besticht. Ein harmonisches Leben stellt sich uns dar; wie ärmlich nehmen sich die Andern dagegen aus, wie bettelhaft ärmlich oder schmerzzerissen!“

„Bekennen Sie indessen, um der Wahrheit treu zu bleiben, daß dies Ihre menschenfeindlichen Grillen sind, Herr Ritter, nicht Wirklichkeiten! Diese lustigen Leute um uns bringen behaglich ihre Tage hin und schlafen einen Schlaf, um den ich sie beneide“, bemerkte Antoinette.

„Was hat die Masse der Eintagsfliegen mit Glück und Schmerz, mit Ruhm und Unsterblichkeit zu schaffen?“, erwiderte er geringschätzig. „Wenn Stumpfheit der Sinne und Dumpfheit des Herzens glücklich machen... wer aber beehrte nach einem solchen Dasein? An den beiden Polen der Menschheit stehen hier die Befriedigten, die ein bedeutendes Ziel erreicht haben und nun, die Stirn mit dem Lorbeer geschmückt, einherwandeln; dort die Unseligen, die sich im eigenen Feuer verzehren; zwischen ihnen wogt dunkel und namenlos die Menschenwelle träge auf und ab, nicht um ihrer selbst, nur um der Bevorzugten willen ist sie da. Dies Geschick würde zu elend und auf die Länge für denkende Wesen unerträglich sein, hätten sie ein Bewußtsein und ein Empfinden davon. Die Seelen der Menschen zerfallen in drei Arten: es gibt Seelen von Stahl, von Wachs und von Leder. Das Wachs zerschmilzt an der Sonne, der Stahl zersplittert unter dem Hammer, aber weder Hammer noch Sonne schaden dem Leder.“

„Sie sind böshaft, Herr Ritter, und haben doch keinen Grund, die Gesellschaft zu verspotten und mit der Welt zu rechten.“

„Keinen Grund? Und das sagt mir die Gräfin Antoinette? Die Einzige, von der ich wähnte, daß sie

mich verstände und mich bedauerte, weil sie die Qualen einer unbefriedigten Sehnsucht kennt! Weil sie ein Herz besitzt, zu groß und stolz für diese Menschen! Oder ist es nicht wahr, daß die Huldigungen und Vergötterungen, mit denen man Sie überhäuft, Sie ermüden und angähnen; nicht wahr, daß all die Liebe und die Fülle des Reichthums, die Sie umgiebt, Sie oft bis zum Tode betrüben?“

Daß sie scheu zurückwich und hinaus auf den Altan trat, wie bis in's Innerste von der Wahrheit seiner Worte getroffen, ermutigte ihn, fortzufahren:

„Nein, Gräfin Antoinette, ich habe mich nicht getäuscht. An geheimen Zeichen erkennen sich die erhabenen Unglücklichen, denen das Alltagspiel des Lebens nicht genügt. Ist dies ein Platz für Sie? In einem einsamen Schlosse die frommen Pflichten einer Tochter zu üben, die Liebesbetheuerungen gutmüthiger Landjunker Tag ein, Tag aus zu hören, eine Königin unter Bauern zu sein, ist dies ein Loos für Sie? Wohl entspricht es der Bestimmung, die der Graf, Ihr Oheim, den Frauen zuschreibt; es ist der Kreis, in dem sich nach ihm das Weib entwickeln soll. Da er ein Mann im vollkommensten Sinne ist, kann er in dem Weibe nur eine Dienerin sehen. Aber wie sollten Sie sich

gegen eine solche Meinung nicht empören und nicht aus solchen Banden emporstreben?"

„Sie haben mich einigemal in ernster Stimmung überrächt“, so fand Antoinette endlich die Sprache wieder, „und schieben meiner Schwermuth, die sich doch aus dem Schicksale meiner Familie leicht erklärt, seltsame Träumereien unter. Und habe ich mir gar einmal in Ihrer Gegenwart Flügel gewünscht, um — ich weiß nicht zu welchem Sterne aufzufliegen — schön ist es nicht, Herr Ritter, einem kindischen Mädchen seine Thorheit so auszudeuten.“

„Thorheit wäre es, das Erhabene zu begehren und die Höhen den Niederungen vorzuziehen? Nicht mir, sich selbst thun Sie mit solchen Aeußerungen Unrecht, Gräfin, Ihre Augen reden anders als Ihre Lippen. Die suchten vorher in den Wolken, während sich die Kleinen in ihrer Weise am jämmerlichen Zeitvertreib erfreuten, die Freiheit und ihren Stern. Dränge ich mich damit in Ihr Vertrauen? Fern ist mir solche Kühnheit. Der arme Ritter Zambelli würde um die glänzende Tochter der Wolfsegg und der Gondreville immer nur wie die Motte um das Licht schwärmen. Aber ich möchte nicht von Ihnen verkannt sein. Das ist Alles. Trotz des Getümmels, in dem ich mich be-
wege, bin ich ein einsamer, freund- und freudloser

Mensch. Da ist es mir gewesen, als klänge in Ihnen eine gleichgestimmte Saite; war es ein Vergehen, daran zu rühren, so vergeben Sie."

"Ich habe nichts zu verzeihen", sagte sie, und fing an, sich ihrer Furcht zu schämen. "Jeder versucht eben in der Seele des Anderen zu lesen . . ."

"Und findet gern seine eigene Stimmung in der fremden wieder", setzte er hinzu. "Der Unzufriedene glaubt, daß die ganze Welt seine Verdrießlichkeit theilen müsse. Ich leide, wie mir Ihr Oheim vorwirft, an einem heftigen Ehrgeiz und an einer Krankheit, die noch schlimmer ist, die er aber aus Höflichkeit verschweigt, an einer demüthigenden Armuth. Darum bin ich ungerecht gegen die Reichen und beneide sie, während ich sie zu verspotten scheine. Ich habe ein unruhiges Verlangen, zu steigen. Haben es nicht alle bedeutenderen Naturen? Fliegen wir nicht im Traume? Der Zusammensturz einer alten Welt; der Blick auf den französischen Kaiser, seine Gemahlin und seine Schwestern, seine Marschälle und Rätthe — gestern waren sie noch namenlos im Dunkel der Niedrigkeit, heute sitzen sie auf den ältesten Thronen Europa's! Wer könnte solche Wandlungen erleben, ohne den leidenschaftlichen Wunsch zu hegen, nun auch seinerseits in der großen wilden Jagd nach dem Glücke, welche

die Revolution zum ersten Male in der Geschichte Allen geöfnet hat, sein Heil zu versuchen und seine Beute zu erjagen?"

„Oder unterzugehen“, entgegnete Antoinette.

„Nicht Alle können siegen. Immer ist es ehrenvoller, in einem Kampfe, als im trägen Nichtsthum zu sterben; in einem Erdbeben zu versinken, als auf seinem Bette dahinzusiechen.“

„Und“, kam Sie auf den Anfang des Gespräches zurück, „mich halten sie ähnlicher Begierden und ähnlicher Wallungen für fähig?“

Es war, als schwankte er bei der Hestigkeit, mit der sie gesprochen, in seiner Antwort; doch im nächsten Augenblicke sagte er mit einer scherzhaften Wendung:

„Ja, denn Sie gehören nicht zu dem Geschlechte der Spinnerinnen.“

Wie sie seine Aeußerung aufnahm, erfuhr er an diesem Abende nicht; eben rief die Mutter sie an ihre Seite.

Egbert, der noch neben der Marquise stand, sah so die schöne schlanke Gestalt in dem weißen, glatten, nach sogenannter griechischer Weise fließenden und wallenden Kleide langsam durch den Saal schreiten. Ihre nackten, glänzenden Arme, ihre sanft gerötheten

Wangen, eine Wolke des Unmuths oder des Nachdenkens auf ihrer Stirn, die den ganzen Ausdruck ihres Gesichts erhöhte, der schwermüthige, beinahe düstere Blick, den sie, den Kopf erhebend, auf ihn richtete: Alles vereinte sich, in ihm einen unverlöschlichen Eindruck hervorzurufen. Solch ein Frauenbild hatten seine Augen noch nie geschaut, so greifbar nahe, so durchaus holde Wirklichkeit.

Auf die Worte, welche die Mutter zu ihr sagte und die er in seiner Traumverlorenheit, aufgegangen wie all seine Sinnesthätigkeit im Schauen war, nicht verstand, reichte sie ihm zum Willkommen ihre Hand. Wagte er sie zu berühren? Es war ihm, als hätte er die Hand einer marmornen Göttin angefaßt. Sein Entzücken über ihre Gegenwart wechselte mit der Angst, daß sie ihm wie eine idealische Erscheinung wieder entschwinden könnte. Wohl sprach sie zu ihm mit einer tiefen wohlklingenden Stimme, und er antwortete ihr, aber was sie mit einander redeten, haftete nicht in seinem Gedächtniß, es blieben leere Worte ohne Inhalt. Die Sprache war zu arm für seine Trunkenheit, zu arm, um es der überwältigenden Wirkung ihrer Schönheit gleichzuthun. Er sah nur den schimmernden Nacken, als sie sich zur Seite neigte; den blauen Gürtel, der unter dem Busen ihre Gestalt umfloß, das weiße, weiche

Gewand, als ob eine herrliche Statue des Alterthums lebendig geworden wäre.

In seiner Verzückung hatte er seine Umgebung, den Ort, an dem er sich befand, vollständig vergessen und nichts erinnerte ihn zu seinem Glücke daran.

Die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch, nur eine kurze Spanne Zeit fehlte noch an Mitternacht. In der allgemeinen Bewegung, in der Diese von den Wirthen Abschied nahmen, Jene noch zögerten und Verabredungen für die nächsten Tage trafen; der Graf und seine Schwester von einer Gruppe zur anderen gingen und baten, doch wenigstens das Schlagen der Mitternachtsglocke abzuwarten, ehe sie schieden; der lange Buchheim dazwischen rief: „Trinkt noch ein Glas! So kommen wir nie wieder zusammen, wir nie wieder und Napoleon und Alexander auch nicht! Auf Erden ist Alles auf den Augenblick und die Stunde gestellt!“ — die jüngeren Damen um Antoinette einen Kreis gebildet hatten und eifrig mit flüsterndem Tone und leisem Geflücher Wichtiges besprachen; die Diener auf silbernen Bretern den Abschiedstrunk herumreichten — in all diesem Treiben achtete Niemand auf Egbert.

Weit zurück aus der Mitte des Saales hatte er sich in eine der tiefen Wandnischen geflüchtet und ge-

noß von hier aus, von dem Gedränge und Lärm der Anderen nicht gestört, den Anblick Antoinettens. Sie mit ihren Gefährtinnen vergleichen — wenn es vergleichen heißt — sie über Alle zu erheben; sie aus der Ferne bewundern zu können, wo ihre unmittelbare Nähe ihn nicht wie vorhin einschüchterte, verschaffte ihm ein unbeschreibliches Vergnügen. Und bedachte er dann, daß er wie heute, so morgen sie sehen würde, ergriff ihn ein Schauer der Freude, den er bisher noch niemals empfunden hatte. Still genügsam, strebten sein Wunsch und seine Hoffnung nicht über dieses Anschauen seiner Göttin hinaus. Der schönste Stern des Himmels war ihm in ihr aufgegangen, sichtbar, wenn auch unerreicherbar; sie anzutasten würde ihn noch mehr ein Frevel als eine Unmöglichkeit gedünkt haben.

Darüber war — Egbert hatte nicht bemerkt, wie es geschehen — der Ritter Zambelli zu den Mädchen getreten. Seine düstere Erscheinung, das dunkle Haar, das bronzene Gesicht, seine schwarze Kleidung warfen für den Betrachter gleichsam einen finsternen Schatten auf das lichte Bild Antoinettens. Er fühlte, wie sein Herz sich krampfhaft zusammenzog, als eine flammende Röhre ihr Antlitz bis zu den Schläfen übersflog, sei es nun über eine Aeußerung Zambelli's oder über die bloße unvermeidliche Berührung mit ihm.

„So einsam?“ sagte an ihm vorübergehend der Graf. „Es war ein anstrengender Tag für Sie, lieber Egbert, darum sollen Sie aber auch um so sanfter unter meinem Dache ruhen.“

„Wer ist der Herr, der so angelegentlich mit der gnädigen Gräfin spricht?“ fragte der Jüngling zurück mit einem Vorwize, zu dem er sich nicht hätte hinreißen lassen, wäre er noch Herr seines Willens und seiner Zunge gewesen. „Er hat ein so auffallendes Aeußere.“

„Nicht wahr? Sind Sie unter die Physiognomiker gegangen? Da wünsch' ich Glück! Unter all meinen Gästen haben Sie gleich den eigenthümlichsten herausgefunden, ein Original, oder wie sagt Ihr jungen Leute jetzt in der neuen Dichtersprache? Ein romantisches Genie. Es ist der Ritter Vittorio Zambelli, der jüngste Sohn einer alten Familie aus Wälschtirol. Sie haben ein Auge, Egbert, ein Auge! Soll ich die Bekanntschaft vermitteln?“

„Nicht meinetwegen, ich bitte, Herr Graf —“

Er wehrte ab.

Auf der anderen Seite redete der Verhaftete, dessen Namen er nun wußte, um ihn nie wieder zu vergessen, noch immer mit der jungen Gräfin, von ernstern, heimlichen Dingen. Egbert schloß es daraus, daß allmählig

die Gruppe der Mädchen um Beide sich aufgelöst hatte und sie ganz allein standen. Wie es schien, erwiderte Antoinette nur einsilbig, desto aufmerksamer hörte sie zu. Uebte der Ritter einen Zauber aus? War, was er sagte, so klug, daß man nicht ermüdete, ihm zu lauschen? In Egbert regte sich die Leidenschaft, diese Unterhaltung zu stören. Wenn er ein Schwert in der Hand gehabt, vielleicht wäre er auf den unheimlichen Mann losgestürzt. In seinen Gedanken vollführte er die tolldreiste That, in der Wirklichkeit bewegte er keinen Fuß vorwärts. Die Sitte, die Gewohnheit waren mächtiger, als die Aufwallung der Eifersucht. Dies aber war zu viel; Vittorio hatte sich auf die Hand Antoinettens niedergebeugt und drückte sie mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Inbrunst an die Lippen. Egbert's erste Empfindung war, entrüstet müsse das Mädchen ihm die Hand entreißen und eine solche Entweihung nicht dulden. Darf sich ein Heiligenbild von einem Sünder anrühren lassen? Ist nicht sein Hauch schon Befleckung? Doppelt heiß rollte ihm das Blut zum Herzen zurück. Die Rechte der Gräfin ruhte noch in der Hand Vittorio's. Da hielt es ihn nicht länger an seinen Platz, er trat vor.

Das eifrige Gespräch jener Beiden hatte indessen außer Egbert noch einen Anderen erzürnt, der nach

der Art, wie er seinen Zorn zur Schau trug, ein größeres Recht zu seinem Unwillen haben mußte. Es war Max Auerzberg, der daher stürmte.

Um Zambelli's Lippen spielte ein feines und boshaftes Lächeln. Schon hatte er Antoinettens Hand losgelassen und sich mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung von ihr verabschiedet. Mit einer raschen Wendung, um seinen hitzköpfigen Gegner zu vermeiden und ihm auch nicht die kleinste Ursache zum Streite zu geben, kehrte er sich von der jungen Gräfin ab und stieß unversehens mit dem blonden Egbert zusammen.

„Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, mein Herr“, sagte er und musterte unwillkürlich den Jüngling.

Es war nicht die Erregung, die sich in dessen Zügen ausdrückte, denn der Ritter hatte keine Ahnung, daß er es sei, gegen den die Leidenschaft Egbert's sich richtete, sondern dessen Persönlichkeit, die ihn fesselte. Wie so ganz erschien sie als das Widerspiel der feinen! Ein Bürgerssohn aus Wien, den der Graf selbst eingeführt, und in so merkwürdiger Weise! Nachdem er ohne Zweifel lange vorher insgeheim mit ihm verhandelt hatte! Den die adelsstolze, vor Hochmuth halb närrische Marquise mit mütterlicher Zärtlichkeit überhäufte! Was bedeutete das? Dazu das Wispern der Gesellschaft bei dem Eintritt des Grafen mit den bei-

den Fremden, das Zambelli trotz seiner Schwärmerei über Welt und Menschengeschick nicht entgangen war.

In der plötzlichen und unabsehbaren Begegnung mit Egbert wurden dem Ritter all diese Vorgänge wieder lebendig. „Wenn hier der Knopf eines Geheimnisses steckte, auf den ich nur zu drücken brauchte; und er sieht aus wie die Aufrichtigkeit selbst, dieser blonde Jüngling —“ fuhr es ihm durch den Sinn.

„Noch einmal, Verzeihung, mein Herr“, wiederholte er in seiner geschmeidigen Höflichkeit; „täusche ich mich nicht, so haben wir uns heute schon in Lambach getroffen, wenn auch nur im flüchtigsten Vorübergehen.“

Es war ein Angelhaken, den er auswarf, vielleicht fing sich der Fisch daran.

„Nicht möglich“, antwortete kurz Egbert. „Ich war nicht in Lambach.“

Zambelli hätte hier das Gespräch mit einem Eingeständniß seines Irrthums abbrechen können, aber er fühlte sich von dem Grafen beobachtet und wollte, wie jeder Spieler, um den ersten verlorenen Einsatz einzubringen, einen zweiten Wurf wagen.

„Sollt' ich mich irren? Das Bild ist mir so deutlich! Auf der Landstraße war's, ich kam zu Pferde von Gmunden, Sie von Norden daher . . .“

Die Hartnäckigkeit des Wälschen, von der er keinen Grund abfah, zerschnitt den Geduldssaden des Anderen. Es war ein Etwas in dem Ritter, das auch ohne jegliche Veranlassung die Abneigung und den Widerstand Egbert's herausgefordert hätte. Sollte er sich gar noch muthwillig von ihm foppen lassen?

„Das muß eine wunderbare Luftspiegelung gewesen sein“, sagte er, sich mit einiger Anstrengung zur Kaltblütigkeit zwingend, „denn in der That, mein Herr, mir ist's nun auch, als hätte ich Sie gesehen, flüchtig vorüberziehend, ein Nebelbild im Herbstnebel, nur auf der entgegengesetzten Seite, statt im Osten, im Westen, in der Nähe der Rabenmühle —“

Er dachte so Reckheit mit Reckheit zu bezahlen.

Vittorio zog hastig den rechten Fuß zurück, wie Einer, der beim Herabsteigen von einer Bergwand auf einen glatten Stein tritt und hinabzufallen fürchtet; dann sah er mit schrägem Blicke an Egbert hinan und erwiderte:

„Es war also doch ein Irrthum, den mir meine Phantasie gespielt, wenn Sie nicht einen Doppelgänger haben, mein Herr. Dafür hoffe ich nach dieser Begegnung Ihr Gesicht nicht mehr aus meinem Gedächtniß zu verlieren.“

„Und ich nicht das Ihre, mein Herr!“

Die Ruhe und der kühle Anstand des Ritters hatten auch die Heftigkeit Egbert's besänftigt.

Ohne ihn weiter zu beachten, schritt Antoinette an ihm vornehm stolz vorbei, die Freundinnen, die nun alle zum Aufbruch bereit waren, zur Thür zu geleiten. Wie ein Strom eisigen Wassers strömte es auf sein Haupt. In welchem tollen Traume war er befangen gewesen! Was kümmerte ihn die junge Gräfin und wessen Huldigung sie sich gefallen ließ? In dieser Gesellschaft, in der er doch immer nur der Geduldete war, welche Rolle hatte er gespielt? Er war auf dem besten Wege, sich mit heftigen Selbstvorwürfen anzuklagen, als der Graf ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Sie haben sich wacker gehalten, Egbert. Das war ein Eintritt in's Leben.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf; ich besorge nur, daß mir diese Welt ewig fremd und feindselig bleiben wird.“

„Einen Feind haben Sie. Erschrecken Sie nicht, Feindschaft hilft einem Manne weiter als Freundschaft“, meinte Wolfsegg in seiner vieldeutigen Weise. „Und nun gute Nacht und einen traumlosen Schlaf. Anton wird für Sie und Ihren Freund sorgen. Herzlich gute Nacht!“

Von allen Seiten scholl es:

„Gute Nacht!“

„Glückliche Fahrt!“

„Auf Wiedersehen!“

„In drei Tagen, wenn sich das Wetter hält, zu einer Fahrt auf dem See!“

„Ja, eine Wasserfahrt!“

„Das wird eine Lust sein!“

„Welch' ein schöner Tag heute!“

„Gut begonnen, gut beschlossen!“

Und inmitten all dieser Ausrufe und Grüße ein Händeschütteln hier, ein Bruderfuß dort, an dem der Wein des Wirthes nicht ohne Schuld sein mochte; eine zärtliche Umarmung der Mädchen, die sich noch nicht von einander trennen konnten — dazwischen die Diener, die draußen auf dem Gange mit Hüten und Mänteln warteten oder sie durch die geöffnete Flügelthür hineinreichten — im Hofe die angeschirrten Wagen, die stampfenden Pferde, der weite Raum von flackernden Fackeln und Windlichtern erhellt; müde, halb schlaftrunken und halb berauscht von dieser Fröhlichkeit und diesem bunten Glanze, wie in das selige Land Utopien verschlagen, stahlen sich Egbert und Hugo aus dem Getümmel und folgten dem würdigen Hausverwalter, der ihnen voranleuchtend die Treppe zu den oberen Gestöcken des Schlosses hinaufstieg.

Drittes Kapitel.

Die beiden Freunde waren Frühaufsteher; heute indessen würde auch ohne diese Gewohnheit die Erregung, die nach den Abenteuern des vergangenen Tages noch in ihnen nachzitterte, sie mit der Sonne aufgeweckt haben.

Dem blonden Egbert hatte sich der Wunsch des Grafen nicht erfüllt, er hatte eine schlaflose Nacht unter den wunderbarlichsten Visionen zugebracht. Bald die süßesten, bald die schrecklichsten Phantasien hatten mit ihm, während er sich im Halbschlummer von einer Seite auf die andere warf, ihr Spiel getrieben. Die Uebergänge von dem Tode Jean Bourdon's zu dem Feste im Schlosse, von seinem Gespräche mit der schönen Gräfin zu dem Streite mit dem Wälschen, waren für seine weiche Seele und bewegliche Einbildung zu stark

gewesen. Er bedurfte der Ruhe, des Nachdenkens, der Mittheilung seiner Empfindungen, um das verlorene Gleichgewicht seines Geistes wieder herzustellen.

Schon als Knabe hatte Egbert einen Hang zur Träumerei gezeigt; halb mochte sie ein Erbtheil seiner künstlerisch begabten Mutter gewesen sein, halb wurde sie durch seine Erziehung groß gezogen.

In einem dem Kloster der Salesianerinnen auf der Landstraße in Wien nahe gelegenen, fast einsamen Hause, mit dem weitläufigen Garten nach dem Rennwege zu, wuchs Egbert auf, das einzige und, wie es nicht anders sein konnte, verwöhnte Kind edelherziger, aber ungleicher Eltern, ungleich an Jahren, Anschauungen und Empfindungen. Sein Vater war der beste Schüler des berühmten Arztes Gerhard van Swieten, ein Mann der Aufklärung, wohlwollenden Gemüthes, von redlich starkem Willen; die Mutter, ursprünglich zur Sängerin bestimmt, hatte in dem Zwange der Verhältnisse ihrem Lieblingswunsche entsagen müssen und den um viele Jahre älteren Mann mehr aus Ueberlegung, als aus Zuneigung geheirathet. Am Sterbebett ihres Vaters, dessen plötzlicher Tod ihre Hoffnungen für immer zerschnitt, hatte sie Heimwald als Arzt kennen und schätzen gelernt. Die Schönheit und Schwermuth des jungen Mädchens bezauberten ihn

seinerseits; nach einigem Zögern bot er ihr seine Hand an. Aus Rücksicht auf ihre noch unversorgten Geschwister, aus Furcht vor der Welt, die sie, die Verlassene, wie ein Abgrund angähnte, hatte sie eingewilligt.

Die Ungleichheit der Jahre und Gefühle ließ nun freilich zwischen den Gatten nicht jene innigste Gemeinschaft aufkommen, welche die Vollendung der Ehe ist, aber kein Theil hatte über den anderen zu klagen. Die Menschen nannten sie glücklich. Gab es in Angelika's Herzen eine ungestillte Sehnsucht, so verschloß sie dieselbe sorgfältig in sich; was ihr Gatte an Treue, Achtung und Dankbarkeit von ihr fordern konnte, gewährte sie — und er, bei seiner anstrengenden Geschäftigkeit, bei seinem Leben in der Welt und seinen vielfachen Beziehungen zum Allgemeinen, vermistete in seinem Hause kaum das Fehlen einer tieferen Harmonie. Ein eifriger Leser und Bewunderer englischer Bücher in seinen Mußestunden, betrachtete und erwog er Alles mit Humor; die sanfte Schwermuth seiner Gattin nahm er in verständiger Ruhe als weibliche Schwäche hin, die er umsoweniger bekämpfen dürfe, da sie einen Reiz ihres Wesens ausmache. Die Lücke zwischen ihnen füllte dann der Knabe aus. Wett-eifernd suchten Beide sich in ihrer Liebe zu ihm zu überbieten.

Daß sein körperliches Gedeihen keinen Schaden

erfuhr, war die stete Sorge des Vaters. Bedenklicher gestaltete sich Egbert's geistige Entwicklung. Der Vater hielt von der Erziehung und Bildung durch die Schule nichts, er wollte sein Kind ganz und ungetheilt in seinem Sinne unterrichten und erziehen. In ihrer Scheu vor der Welt, in ihrer eifersüchtigen Liebe, die sich beeinträchtigt gefühlt hätte, wenn der Knabe auf so viele Stunden ihr entzogen worden wäre, stimmte die Mutter freudig dem Plane des Vaters bei. Egbert blieb im Hause, treffliche Lehrer bildeten seinen Geist, die zärtliche Mutter sein Herz.

Nicht leicht war ein lerneifrigerer Knabe zu finden. In gleichem Maße wuchsen seine Kraft und seine Kenntnisse. Aber die Gelegenheit, sie im Kampfe mit Anderen zu erproben, stellte sich nicht ein. Er hatte keinen Spielgefährten, er hätte denn seine Mutter so nennen müssen. Und da er über Haus und Garten hinaus die Welt nicht kannte, so hatte er weder Verlangen, noch ein Bedürfniß nach ihr. Zuweilen kamen die Kinder der Freunde seiner Eltern zu ihm, oder er ging unter der Obhut der Mutter, eines alten Dieners zu ihnen, allein ihre Spiele sagten ihm nicht zu. Lieber lauschte er den Märchen seiner Mutter und spielte sich nachher auf seinem Puppentheater diese wunderbaren Geschichten noch einmal vor.

In anderer Weise entfremdete ihn der Vater dem gesellschaftlichen Leben und Treiben. Er hatte die Heilkunst, die edelste Wissenschaft, die es gibt, wie ein Tagelöhner getrieben; sein Sohn sollte sie als eine freie, als höchste Kunst, absehend von jedem irdischen Lohn, üben. Aus Egbert einen großen Entdecker zu machen, dessen Name sich den unsterblichen Jüngern des Aeskulap, den Hippokrates und Galenus, den Jenner und van Swieten, einst zur Seite stellen würde, war sein Stolz und seine Hoffnung. Auch ihm galt es daher für eine Pflicht, seinen Sohn von allen störenden Eindrücken und Einflüssen der Außenwelt nach Möglichkeit fernzuhalten. „Der Weise lebt gern allein“, pflegte er zu sagen, „nur dadurch bleibst er von jeder Befleckung rein.“

So war es geschehen, daß Egbert bei seines Vaters Tode sich der „Welt“ wie einer Räthselerscheinung gegenüber befand.

Schlimme Erfahrungen, peinliche Enttäuschungen konnten dem achtzehnjährigen Jüngling nicht erspart bleiben. Um so schneller flüchtete er sich von den rauhen Begegnungen, aus Lärm und Unruhe in sein stilles Daheim, zu seiner Mutter zurück. Hier war Alles nach seinen Wünschen eingerichtet, nichts störte ihn in seinen Studien, Träumen und Genüssen. In seiner Ein-

samkeit erschienen ihm Welt und Leben als der feindselige Widerspruch des Ideals. Das menschliche Herz ist dazu verurtheilt, Forderungen an das Glück zu erheben und Hoffnungen zu nähren, welche die Wirklichkeit in ihrer Nichtigkeit und Unerfüllbarkeit darstellt. Die Lehrerin der Menschen, die Roth, stachelte Egbert nicht zum Kampfe; was hätte er auch erringen können, das er nicht schon besaß? Zu seinem Schaden hatte der Tod des Vaters auch den stetigen Fortgang seiner wissenschaftlichen Studien unterbrochen. Es war die Absicht des alten Heimwald gewesen, den Sohn nach Berlin auf die dortige, weit und breit berühmte Bildungsschule für Aerzte zu senden. Das unterblieb nun. So lange der Gatte ihr noch zur Seite gestanden, hätte sich die Mutter in die Trennung von ihrem Sohne gefügt, jetzt wurde ihr, der Alleinstehenden, das Opfer zu schwer. Wenn Egbert lebhaft in sie gedrungen, ihn ziehen zu lassen! Aber statt in die Ferne zu streben, wurzelte er mit jedem Tage tiefer in dem heimatlichen Boden fest. Die Freunde des Hauses, die Vormünder des Jünglings, billigten durchaus diesen Entschluß; die Kaiserstadt habe ebenso gute und noch bessere Lehrer der Heilkunde und erprobtere Aerzte als die nordische Königstadt in dem Sandmeere der Mark Brandenburg.

Wie er sie angefangen, wollte Egbert seine Arbeiten und Uebungen fortsetzen. Bald fehlte ihm indessen überall der Vater; die Professoren mochten noch so ausgezeichnet, ihre Vorträge lehrreich, ihr Beispiel vorleuchtend sein, den Jüngling befriedigten sie nicht. Nicht nur die Weise seines Vaters war anders, tiefsinniger, auch seine Auffassung der Wissenschaft selbst war erhabener gewesen. Auf die Fragen, nach deren Beantwortung Egbert mit seiner grüblerischen Seele am heftigsten verlangte, wußte keiner der Lehrer Auskunft zu geben; Jeder wies sie kalt oder spöttisch, als nicht in seine Fachwissenschaft gehörend, als dichterische oder neumodische Phantastereien der Naturphilosophie zurück. Ob man über die Entstehung der Welt, den Zusammenhang des Leibes und des Geistes, über den Sitz des Lebens und über die Erzeugung der Gedanken durch die Thätigkeit der Nerven nachforsche, oder über das Wesen der Chimäre und anderer Fabelthiere: das sei im Grunde ganz dieselbe Narrheit, mit der sich kein rechtschaffener Arzt abgeben dürfe.

Es zeigte sich wieder, daß in der wirklichen Welt das Ideal, dem Egbert nach dem Wunsche des Vaters und nach seinem eigenen Drange nachstrebte, weder Anerkennung, noch Geltung hatte. Alle Lehrer richteten sich auf ein ganz Bestimmtes, Engbegrenztes, die

Einheit der Wissenschaft verflüchtigte sich in tausend kleine Theile. So, sagte sich Egbert seufzend, wird ein gewaltiger Marmorblock, aus dem ein Künstler eine Göttergestalt geformt hätte, von unfähigen Handlangern in unzählbare Steinbrocken zerschlagen, die im besten Falle gut genug sind, eine Straße zu pflastern.

Was ihn überhaupt gerade zu dieser Wissenschaft, der Medicin, gezogen: der Durst nach Wahrheit, nach einem Trank aus dem Quell des Lebens, die Hoffnung, Einsicht in das Ganze der Natur zu gewinnen, wurde auch nicht im geringsten Maße gestillt; im Gegentheil, die Kluft zwischen der thatsächlichen Lehre und dem Ziel, das er gesucht, erweiterte sich mehr und mehr.

All unser Wissen ist Stückwerk, heißt es wohl; während aber der denkende Geist sich bemüht, so viel er kann, die Stücke aneinander zu fügen, schien es hier nur darauf abgesehen zu sein, dieses Stückwerk noch weiter zu theilen und zu zerschneiden. Nur das Reale und Empirische starrte ihm entgegen, wo er einen Blick in das Allleben zu werfen geträumt hatte, und statt des beseelenden Hauches aus der Unendlichkeit, umwehte ihn die dumpfe Luft der Alltäglichkeit.

So wurde Egbert mit ihren Lehrern die Wissenschaft verleidet. Er entsagte ihr nicht, ja er trieb sie für sich allein mit größerem Eifer als früher, aber

dies Studium entbehrte der Strenge und Folgerichtigkeit. Allmählig wurde es aus einer Arbeit und einem Zweck des Lebens zur Liebhaberei.

Anderer Geschäfte fingen an, ihn in Anspruch zu nehmen. Nach dem Testamente seines Vaters trat er mit seinem einundzwanzigsten Jahre in den Vollbesitz seines Vermögens; bald darauf starb ihm auch die Mutter und er sah sich mit einer Last unliebsamer Arbeiten überhäuft. Das Erbe der Eltern war beträchtlicher als er geahnt; einen nicht unbedeutenden Grundbesitz hatte der Vater, außer dem stattlichen Wohnhause in Wien, in der Nähe von Schönbrunn erworben. War auch das Gut mit seinem landwirthschaftlichen Betriebe einem tüchtigen Verwalter übergeben, so hatten sich doch im Laufe der Jahre manche Verbesserungen als nothwendig herausgestellt, die auszuführen der Vater wegen seiner Krankheit, die Mutter mit der Hindeutung auf ihren Sohn von Tag zu Tag verschoben hatten. Diese Erneuerungen, die Beseitigung des Hinfälligen und Veralteten, die neue Ordnung der Verhältnisse wurden von dem jungen Erben erwartet. Mit Erstaunen gewahrte er, wie viele Menschen und Dinge von ihm abhängig waren, wie so manches Schicksal sich an ihn knüpfte. Die Einen rechneten auf seine Güte, um sie auszubenten, die An-

deren auf seinen Willen und seine Thätigkeit, das Gute zu thun; Alles wendete sich an ihn.

In Egbert lebte ein starker Trieb zu sinnendem Müßiggang, der durch angeborene künstlerische Sorglosigkeit und die Erziehung in der Fülle des Reichthums noch erhöht worden war. Vielleicht hätte er sich ihm ohne Rückhalt hingegeben, wenn er nicht das Beispiel seiner Eltern vor Augen gehabt. Nicht durch Lehre und Ermahnung, durch ihr Leben hatten sie ihn darauf hingewiesen, vor Allem seine Pflicht zu thun. Trotz seiner Kränklichkeit hatte der Vater nie auch nur einen Augenblick geögert, der Aufforderung, die ihn an das Bett eines Kranken rief, zu folgen; Sonnenschein oder Regen, Tag oder Nacht waren ihm in diesem Falle gleichgültig gewesen.

Noch ein schöneres Beispiel der Selbstüberwindung hatte ihm die Mutter hinterlassen.

Nach dem Tode ihres Gatten, in Gesprächen über ihre Jugend, über die Träume, denen sie damals nachgegangen, wie sie sich auf der Schwinge der Phantasie schon in das Reich der Kunst, in den Tempel des Ruhmes erhoben hätte, und wie sie dann in schrecklichem Erwachen herabgestürzt worden sei; in diesen Erinnerungen enthüllte die Mutter, ohne es zu wollen, dem Sohne das Geheimniß ihres Herzens. Er errieth es.

mehr, als daß sie es ihm in deutlichen Worten jagte; indem sie den Vater geheirathet, hatte sie ihre Hoffnungen ihren Geschwistern zum Opfer gebracht. Keiner Schatten hatte jedoch, soweit Egbert zurückdenken konnte, die Ehe der Eltern getrübt. Mit standhafter Fassung hatte Angelica ihr Herz bezwungen. Wie hätte der Jüngling mit seinem gutgearteten Wesen, mit seiner Begeisterung für das Edle und Erhabene solchen Vorbildern nicht nachzueifern sollen!

Früh hatte ihn der Vater auf den Widerstreit in uns, zwischen Pflicht und Neigung, aufmerksam gemacht; in diesem Kampfe der unangenehmen Pflicht den Vorzug vor der verführerischen Leidenschaft zu geben, sei der Beweis unserer Tugend. Herkules am Scheidewege war für Egbert, seit er zum Jüngling heranwuchs, ein Sinnbild gerade seiner Natur und seines Lebens geworden, für ihn, der seinen Hang, der Laune nachzugehen und unbekümmert der Neigung zu leben, nur zu stark empfand.

Mit Unlust widmete er sich zuerst seinen Geschäften; dann fing ihn das Bauen zu unterhalten an. Die stärkere Anstrengung seines Körpers that ihm, der bisher an eine sitzende Lebensart gewöhnt war, wohl. Mit dem Gute war eine kleine Jagd verbunden; ehe er es sich versah, fand er ein Vergnügen daran, durch

Wald und Feld zu streichen, die Büchse in der Hand.

Er lernte fechten und reiten; darüber geriethen die Bücher in eine gewisse Vergessenheit. Was aber nicht von ihm weichen wollte, war sein träumerischer Sinn, eine weiche Stimmung; wie er sich früher der abstracten Wissenschaft hingegeben hatte, so suchte er jetzt in der Natur Befriedigung. Irgendwo mußte doch die blaue Blume der Dichtung, eines schönen und hohen Lebens blühen. Egbert's Seele jehnte sich nach einem Inhalt, der sie erfülle und erhebe. Wo aber war der Wein, der für dieses edle Gefäß paßte? Es blieb bei dem Suchen, bei dem im Grunde plan- und ziellosen Umhertreiben. So Vieles der Jüngling in leidenschaftlicher Hast ergriffen, so viel hatte er auch, enttäuscht oder gekränkt, wieder fallen lassen.

Gern hätte er etwas Bedeutenderes gethan, nur wußte er nicht, wo er einsetzen sollte. Und wenn er in nachdenklicher Stunde seine unruhige Geschäftigkeit überschaute, erschien ihm sein Tagewerk nichtig und ärmlich. Das Ideal läßt sich eben nicht im Sturmschritt erobern; die großen und schönen Thaten liegen nicht auf der Heerstraße.

Von den gesellschaftlichen Kreisen, in die er kam, standen wenige auf der Höhe seiner Bildung, keiner

genügte ganz den Ansprüchen, die er aus seinen Büchern, von dem Verkehr mit seinen Eltern her, an die Geselligkeit stellte. Ein Beobachter seines Treibens würde überdies bemerkt haben, daß Egbert selbst in seiner Zurückhaltung und Verschlossenheit nichts zur Erhöhung und Belebung seiner Umgebung beitrug. Die ihn aus der Ferne sahen, nannten ihn hochmüthig; seine Diener, die Menschen, mit denen er in der Alltäglichkeit zu thun hatte, die näheren Bekannten lobten seine Gutmüthigkeit, seinen Ernst, sein Wissen — aber er ist ein seltsamer Kauz, Einer, den man am besten seinen eigenen Gedanken überläßt. Dies war der Schluß auch der wärmsten Lobrede auf ihn.

Tief unglücklich fühlte sich Egbert. Gerade weil er sich zu Besonderem berufen wähnte, empfand er seine Nichtigkeit um so schmerzlicher. Sein Wesen war wie gespalten; während sein besseres Theil in den höchsten Sphären der Kunst und Wissenschaft schwebte, ging er in Wirklichkeit den staubigen Weg des Gemeinen. Er war kein Künstler, kein Gelehrter, und doch auch kein rechter Mann des Erwerbens und Genießens. Die Schönheit seiner Seele, die Feinheit seines Gefühles, die Größe seines Wissens, sie verkümmerten ihm nur die harmlose Freude am Dasein. Die Dinge und die Menschen sollten ihm mehr gewähren, als sie ihrer Natur nach ihm gewähren konnten.

Die allgemeine politische Bewegung berührte ihn nicht; wohl war er ein guter Oesterreicher, und noch stolzer darauf, „die Bücher aus dem Reiche“, die Dichtungen Schiller's und Goethe's, die Schriften Herder's und Jean Paul's zu kennen und sich als Deutscher, als ein Enkel Herrmann's, des Varus-Besiegers, zu wissen und zu empfinden; niemals aber hatte er daran gedacht, daß es auch seine Pflicht sein könne, sein Volksthum, seine Sprache im harten Kampfe der Welt zu vertheidigen. Dies war das Werk und die Arbeit des Kaisers, der Könige und der Fürsten, des Adels und der Soldaten. Er beneidete sie nicht. Wenn er seine Steuer zahlte, zu allen gemeinnützigen Werken sein Scherflein beitrug, den Befehlen willig gehorchte, glaubte er seiner Pflicht gegen den „Staat“ voll auf Genüge geleistet zu haben. Die großen Dichter verstanden sie nicht anders; aus der trüben, dumpfen Gegenwart hatten sie sich in das heitere Reich der Kunst, zu den seligen Schatten und Traumgebilden geflüchtet. Dort zu weilen war auch ihm gestattet. Hier war die Harmonie, die Versöhnung; auf Erden tobte der Streit wilder elementarischer Kräfte. Um keinen Preis hätte sich Egbert freiwillig in das Chaos hineinbegeben.

Auch drang nur ein Nachhall der rauschenden

Woge der Zeit zu ihm. In den Bürgerkreisen Wiens gehörte ein politisches Gespräch noch zu den Seltenheiten. Man klagte wohl über die verlorene Schlacht von Austerlitz, aber den verhaßten Preußen war es bei Jena nicht glücklicher gegangen. Napoleon's gewaltiger Siegeslauf flößte Allen mehr Bewunderung als Schrecken und Haß ein. Ganz leise flüsterten sich die Kühnsten zu, daß die Revolution der Franzosen doch auch ihr Gutes gehabt habe, daß in Oesterreich seit seiner letzten Niederlage manche Aenderung im Sinne des Volksrechts eingeführt worden sei. Mit halbem Ohr hörte Egbert solche Reden; eine Antwort dafür hatte er nicht.

Der Einzige, der damit einen tieferen Eindruck auf ihn machte, war der Graf Wolfsegg.

Es ging nun in das vierte Jahr, daß Egbert sich des Glückes dieser Bekanntschaft rühmte. Die Erscheinung des Grafen in seinem Kreise war ihm eines der bedeutendsten Ereignisse seines Lebens. Die ersten Besuche Wolfsegg's im Hause der Heimwalds hatten der Mutter gegolten. Er mochte Wichtiges und Geheimes mit ihr zu besprechen haben, denn Egbert wurde von den Gesprächen ferngehalten und erfuhr nie von ihrem Inhalt. Dafür entschädigte ihn der Graf durch die Freundlichkeit, mit der er ihm begegnete. Bald fing

er, nachdem er seine Geschäfte mit Frau Heimwald beendigt — und Egbert war noch heute der Meinung, daß es sich um irgend eine verwickelte Geldangelegenheit gehandelt hätte — ein Gespräch mit ihm an; erst eine kurze flüchtige Unterhaltung, die sich allmählig weit und weiter ausspann.

Plötzlich wie ein Zauber und nachhaltig wie jedes Große wirkte die Persönlichkeit des Grafen auf den Jüngling. Solche Willensstärke hatte er noch nie mit so allseitiger Bildung, solchen Scharfblick mit so rücksichtsvoller Annuth des Benehmens verbunden gesehen. Seinerseits erregte Egbert mit seiner Frische und schnell auslodernnden Begeisterung die Aufmerksamkeit Ulrich's. Bei näherem Verkehr, als das Eis seiner Schüchternheit durchbrochen war, gewann der Jüngling durch die Trefflichkeit seiner Anlagen, durch die Herzlichkeit, mit der er sich angeschlossen und unterordnete, die Theilnahme des Weltmannes. Das Auge des Grafen entdeckte hier einen zukunftsreichen Keim. So viel an ihm lag, bemühte er sich, denselben zu bilden und zu pflegen. Jedes Hofmeistern der fremden Eigenthümlichkeit war ihm fern; er wollte weder herrschen, noch sich einen Jünger erziehen. Vielleicht wurde darum gerade sein Einfluß immer stärker. In einigen Angelegenheiten, wo der Jüngling den Rath des erfahrenen

Mannes eingeholt, hatte sich dessen überlegene Klugheit bewährt. Auch in Fragen der Kunst und der Lebensphilosophie mußte Egbert die Klarheit und Schärfe dieses Urtheils bewundern, wenn sie gleich sein zart besaitetes Gemüth verletzten.

Am mächtigsten aber riß ihn der Graf fort, so oft er von den großen weltbewegenden Dingen redete. Staunend, schweigend lauschte der Jüngling; er hatte nur ein mäßiges Verständniß für den Inhalt dieser Reden, selten wagte er es, sie mit einem Einwand zu unterbrechen. Die Vorstellungen und Anschauungen, die vor ihm aufstauhten, waren ihm neu; nicht ohne Mißtrauen betrachtete er sie. Allein die Weise des Grafen, in der er dies Alles äußerte, jetzt in flüchtig hingeworfenen Bemerkungen, jetzt mit stärkerer Betonung, in längerer Auseinandersetzung, mit tieferem Ernst, in flammendem Feuer, entzückte ihn. Das Vergnügen, das er daran fand, war zunächst noch ein rein künstlerisches; der Gedanke dämmerte in ihm auf, daß der Staat ein ebenso bedeutames Kunstwerk sei, als ein Bild, eine Symphonie oder ein Trauerspiel.

So lange der Umgang des Grafen mit Egbert auch schon wahrte, gestern erst hatte ihn dieser mit den Frauen der Familie bekanntgemacht. Es war erkärlich, daß der Jüngling dies Zeichen des Vertrau-

ens und der Werthschätzung besonders hoch aufnahm und sich von dem Freunde nichts davon wollte abstreiten lassen.

„Du zweifelst an dem Schönsten und lästerst das Heiligste“, rief er unmutig und sprang aus dem Bette.

„Durch Zweifel zur Wahrheit, durch Nacht zum Licht“, erwiderte Hugo und dehnte und streckte sich behaglich in den weichen Kissen. „Was ist da Großes, wenn man eine junge Gräfin und eine alte Marquise sieht? Und umsonst hat man sie uns ohnedies nicht gezeigt, ich wette!“

„Uns!“ sagte Egbert beinahe vorwurfsvoll.

„Verzeih’, Dir! Denn ich wurde ihres Anblickes nicht gewürdigt, durste aber dafür ein Stück vortrefflicher Wildpastete verzehren und einige Gläser köstlichen Weines hinuntergießen.“

„Hattest Du kein Auge für diese Schönheit, für so viel Glanz?“

„Ich sah nur den langen Baron, Buchheim nannten sie ihn, den Spender jener herrlichen Gaben. Das ist ein Original, die Andern zählen nur als Nullen, der Stelle nach, wo sie stehen.“

„Du wirfst mich mit Deinem unverbesserlichen Spotte noch ernstlich erzürnen.“

„Ich versichere Dich, unsere Studentengelage in

Halle waren im Vergleich zu dieser Gesellschaft ein Gastmahl des Plato. Wenn ich Dir erzählen wollte... das Unglück war nur, daß wir in Halle keine Aspasia und keine Diotima hatten!"

„Antoinette!“ stahl es sich verrätherisch über Egbert's Lippen.

Entweder hörte Hugo nichts oder wollte nichts hören; er blätterte in den Erinnerungen seiner hallischen Herrlichkeit, die mit der Schlacht bei Jena ein jähes Ende genommen, als die Franzosen in die Stadt einrückten und der Kaiser Napoleon bald darauf die Hörsäle der Professoren schließen ließ.

Egbert störte ihn nicht darin und vollendete seinen Anzug.

Sein Beispiel trieb endlich auch den trägen Freund vom Lager und in die Kleider. Das ging nun nicht, im Gegensatz zu Egbert, der Alles behutsam und leise zu machen wußte, ohne Geräusch und Lärm ab. Ein Diener, der im Corridor wartete, trat nach bescheidenem Klopfen ein und bot seine Dienste an, die bereitwillig angenommen wurden.

Hugo fand sich, als wäre es nie anders gewesen, in der Rolle eines hohen Herrn zurecht, Egbert fühlte sich wie beschämt durch eine so große Rücksicht von Seite ihres Wirthes. Ein kleines Frühstück wurde

aufgetragen, und bei ihm erfuhren sie von dem gefälligen Diener, der auf alle Fragen Bescheid gab, daß die Mehrzahl der Gäste um Mitternacht das Schloß verlassen hätte, daher die Stille und Ruhe am heutigen Morgen.

„Ist der Herr Graf schon auf?“ hatte sich Hugo nicht enthalten können, neugierig zu forschen.

„Gräfliche Gnaden sind schon von ihrem Morgen-spaziergange zurückgekommen“, lautete die Antwort.

„Dann wollen wir den unsrigen antreten“, lachte Hugo und ergriff Egbert's Arm.

Der folgte ihm um so williger, je mehr er besorgte, der lustige Freund werde sich auch noch nach dem Wohlbefinden der Damen erkundigen.

Der Garten war bald erreicht; er dehnte sich hinter dem Schlosse aus und gewährte von einer Art Terrasse, zu der Stufen hinaufführten und die oben mit einem Bauwerk im Styl der Schönbrunner Gloriette geschmückt war, eine lohnende und erfrischende Aussicht auf den See, die Flecken und Dörfer am Ufer und den majestätischen Traunstein drüben. Noch lagen Nebel über der Gegend, aber die Sonne stieg leuchtend empor, und ein frischer Wind wehte. In den Farben des Herbstes standen die Bäume. Die Tarushecken schlossen hier wie Mauern einen Platz ein, dort die

deten sie Nischen zur Aufnahme eines steinernen Götterbildes, dunkel, schwarzgrün. Nach den Regeln der französischen Gartenkunst war die ganze Anlage geordnet. Es fehlte weder an künstlichen Irrpfaden, wunderlich ver schnittenen Bäumen, noch an gewaltsam bewegten Rococo-Figuren: Satyrn, die Nymphen rauben, einem Herkules mit einer Keule, einer gewaffneten Minerva und einer dem Bade entsteigenden Venus. Alles verwittert und, wie der satyrische Hugo bemerkte, der Aufbesserung dringend benöthigt, wenn wir Menschen überhaupt verstoßenen und verbannten Göttern aufhelfen können. Dagegen waren die Rasenplätze, die Beete mit den letzten Blumen des Herbstes, die Stege und Laubgänge wohl gepflegt und gefehrt.

In der fast feierlichen Stille der Morgenfrühe, mit den zerfließenden Nebelschleiern, hatte der Garten einen eigenen märchenhaften Zauber. Wenigstens für den blonden Egbert, der überall zwischen den Gebüschen das weiße Gewand seiner Göttin zu sehen glaubte.

In halblautem Gespräch, es war, als ob die noch mit Vorhängen und Läden dicht verschlossenen Fenster des Schlosses auch sie zur Ruhe gemahnt hätten, wandelten sie auf und nieder, genossen von der Terrasse des herrlichen Anblickes auf den See und auf die Berge, deren Kuppen und Gipfel nacheinander aus dem grauen

Nebeldüfte traten, und näherten sich dann wieder der Mitte des Gartens, einem kreisrunden Plaze, von dem strahlenförmig acht Gänge ausliefen.

Einer fiel ihnen besonders durch seine düstere Schönheit auf. Mehrere hundert Schritt zog er sich hin, auf beiden Seiten von riesigen Fichten bestanden, zu einem Begräbnißplaze. Hier schlummerten nach ihrem Wunsche die Eltern des Grafen den ewigen Schlaf. Ein kunstvolles Eisengitter mit vergoldeten Spitzen umfriedete die geweihte Stätte. Zwei Sphinge von schwarzem Basalt hielten am Eingange die Geisterwacht. Ihnen gegenüber im Schatten einer Fichte stand eine Bank, zum Nieder sitzen und zur Betrachtung einladend.

Trauerweiden neigten sich auf die beiden Gräber; ihnen zu Häupten erhob sich auf einer Säule der Genius der Hoffnung, als wolle er in seinem Emporschweben auch die Gedanken Derer, die vor den Gräbern weilten, aus der Hinfälligkeit des Irdischen in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Ewigen mit sich hinauftragen.

„Ich bin neugierig“, sagte Hugo nach einer Weile, denn auch seiner Zunge hatten der Ernst und die Einsamkeit des Ortes für einige Minuten Schweigen auferlegt, „ob der Graf Jean Bourdon, dem treuesten der

Männer — nannte er ihn nicht so? — eine ähnliche Grabstätte bereiten wird.“

„Wie kommst Du darauf?“

„Aus Neid. So lange die Reichen und Bornehmen leben, beneide ich sie nicht um ihre Schätze und ihre Würden; sie haben ihre Sorgen so gut wie ich und wahrscheinlich noch mehr Krankheiten und Grillen, damit tröste ich mich. Der größte Freiherr ist der Bettler, der sein Handwerk philosophisch auffaßt und betreibt. Aber wenn die Reichen gestorben sind, dann zeigt sich der Vorzug, den sie vor dem niederen Erdengewürm haben, in seiner ganzen Bedeutung.“

„Im Gegentheil, der Tod gleicht die Unebenheiten des Daseins aus.“

Hugo zuckte mitleidig die Schulter und wies auf die Gräber:

„Das nennst Du Ausgleich der Unebenheiten? Nichts erregt meinen Neid schmerzlicher als ein schönes Grabmal. Das muß ein Mann gewesen sein, sagen die Nachkommen, wenn sie auf einem Kirchhof ein Denkmal mit goldener Inschrift erblicken. Nicht was und wie Du lebst, die Leichenrede, die Dir gehalten wird, das ist die Hauptsache. Von guten Leichenreden wird der Pastor fett, pflegte mein Vater, der würdige Pfarrer von Wusterhausen in der Mark, zu sagen,

und er hatte Recht. Ueber den Tod schön sprechen, das ist der wahre Ruhm des Redners. Der erhabene Wolf auf dem Katheder zu Halle war nie größer, als wenn er die homerischen Verse über des Lebens Vergänglichkeit recitirte."

„An Dir ist doch ein Pfarrer verloren gegangen“, bemerkte lächelnd Egbert.

„Oder ein Schauspieler. Um ein Pfaffe zu werden, ging ich nach Halle, als Schauspieler kam ich heraus. Es war nicht meine Wahl, es war mein Verhängniß. Hättest Du zu Lauchstädt des unsterblichen Schiller's Trauerspiele gesehen und gehört, Du hättest es ebenso gemacht. Nur mit geringerer Annuth und Würde als ich.“

„Sicherlich nicht mit solchem Humor. Ich würde mich kaum dazu entschlossen haben, so gewaltsam und rasch alle Brücken hinter mir abzubrechen.“

„Du hast eben nur die Schwärmerei, nicht den Willen der Freiheit. Schau mich nicht so bedenklich von der Seite an, das ist eine philosophische Redensart, und Ihr Wiener seid keine Philosophen. Betrübe Dich nicht darum, mein Kind, Du besitzest, was viel köstlicher ist, ein Goldherz. Deine rechte Hand zahlt nun seit drei Wochen unaufhörlich einen Gulden nach dem andern für mich und Dein Mund hat noch nie

die Frage an mich gerichtet: Weißt Du, wie theuer Du mir bist?"

„Hältst Du Dein Gelübde so schlecht? Hast Du mir auf der Moldaubrücke in Prag nicht versprochen, Dich bis an die Thür des Burgtheaters als meinen Gast zu betrachten? Warum ging ich auf Reisen? Um das Leben, um Menschen kennen zu lernen. Du scheinst mir ein ganz besonderes Wesen zu sein und ich lerne von Dir. Wenn wir unsere Rechnung einmal gegenseitig abschließen, wirst Du im Verluste sein.“

„Das hatte ich bis gestern auch gefürchtet, nämlich in dem Sinne, daß Du mich wohl bis an die Thür des Burgtheaters, aber nicht in das Heiligthum selbst führen würdest. Jetzt ist das anders. Freue Dich, edle Seele, wir haben den Schlüssel zum Tempel. In der Nacht ist mir die Erleuchtung gekommen.“

„Den Schlüssel?"

„Er steckt in den Stiefeln Jean Bourdon's. Hast Du diese Stiefel betrachtet? Nein, diese Kleinigkeiten entgehen Deinem Auge. Aber ich habe sie angesehen, ich und der Graf. Unsere Blicke haben sich dabei begegnet, und wenn ich ihn nun um seine hohe Gönnerschaft bitte, mir einen Platz unter den Schauspielern des Kaisers zu verschaffen, was kann er antworten? Mein lieber Spring, wird er sagen und dabei die

Augenbrauen ein wenig hochmüthig und bedenklich in die Höhe ziehen, Sie sind nur ein mittelmäßiges Ingenium und werden es auf der Bühne nicht weit bringen, aber ich bin ja nicht Theater-Director und so, um der Stiefel des seligen Herrn Bourdon willen . . .“

„Nun?“

„Er wird sich hüten, noch ein einziges Wort zu verlieren. Die Sache ist abgemacht und ich spiele den dänischen Prinzen Hamlet.“

„Willst Du Deine Narrenstreiche mit mir treiben?“

„Gebiete und ich verschwinde. Dann magst Du nach Herzenslust in dem verzauberten Garten umher-schweifen und einer fliehenden Nymphe folgen. Aber täuscht mich nicht Alles, so sind wir hier nicht zu einem phantastischen Schäferspiel geladen. Merkst Du denn nicht, daß dieser Jean Bourdon ein eigener Mann war, und daß sein Tod eine Masche in einem künstlichen Gewebe zerrissen hat? Er trug ein Geheimniß mit sich, die eine Hälfte ward ihm geraubt, die andere steckt in den Stiefeln.“

Er brauchte seine Auseinandersetzung nicht weiter-zuführen; indem Egbert, einmal in diese Richtung gewiesen, die Ereignisse des vergangenen Tages wieder an sich vorüberziehen ließ und sie nun, wie von einem erhöhten Standpunkt aus, mit einem Blicke, in ihrer

Gesamtheit überschaute, gewann auch für ihn der Verdacht des Freundes festeren Bestand. Welcher Art freilich das Geheimniß Bourdon's war, das enträthseln zu wollen, mußten sie sich bescheiden.

„Nur Eines ist sicher“, meinte triumphirend Hugo, „wir Beide sind ansehnliche Leute dadurch geworden. Wir gehören fortan zur Familie Wolfsegg als entfernte Seitenverwandte. Leicht wird man uns eine mäßige Bitte nicht abschlagen können. Eine mäßige, Blonder! Wenn Du nicht so schwerfällig wärest und nicht stets das Woher und Wohin eines jeden glücklichen Zufalls überlegtest, möchte Dir wohl eine holde Gunst beschieden sein. Die junge Gräfin . . .“

„Sprich nicht von ihr“, wehrte Egbert heftig ab, obgleich die flammende Röthe, die sein Gesicht überflog und die er nicht verschweigen konnte, seine Empfindungen wider Willen verrieth. „Was hat diese Lichtgestalt mit dunklen Geheimnissen zu thun? In ihr ist nur himmlische Verklärung und Verklärung strahlt sie aus.“

„Wo ein Glorienschein ist, da ist Feuer. Verbrenne Dich nicht.“

„Was geht Dir durch den Sinn? Besorgst Du, daß ich den Stern nicht von der Wiesenblume zu unterscheiden weiß? Ach, guter Hugo, ich hege keinen anderen Wunsch, als den, sie bewundern zu dürfen. Die

Nähe der Schönheit schon ist beseeligend, sie anzuschauen, macht mein Glück aus.“

„Du hast eine sehr ideale Meinung von den Frauenzimmern.“

„Du nicht?“

„Ein Schauspieler, ein Taugenichts, wie käme der dazu? Die Breter, die die Welt bedeuten! Ja, für Euch, die Ihr vor den Lampen sitzt, eine bunte, schöne, erhabene Welt! Für uns hinter den Coulissen aber sind sie nur eine schmierige Bude. Beim Zeus, das allein ist die Wirklichkeit; Staub, Schminke, Gemeinheit. Und die Weiber haben den Vortritt dabei.“

„Und was ist dann die Schönheit, die Du doch nicht leugnen kannst?“

„Ein goldener Flitter auf einem schmutzigen Kleide.“

„Da bricht wieder der Prediger durch: Alles ist eitel. Du willst mich ärgern, aber es soll Dir nicht gelingen.“

„Warnen will ich Dich, Unglücklicher“, sagte in komischem Pathos, die Hände ringend, Hugo, „Dein Herz nicht auf dem Altar einer grausamen Göttin zu opfern.“

„Besser es einer Göttin opfern, als es im Sumpf der Alltäglichkeit versinken lassen.“

„Blonder, Du hast etwas Heldenhaftes an Dir. Wenn Du einmal ein Königreich erwerben solltest, was in diesen Zeitläuften nicht unmöglich ist, halte mir den Platz Deines Hofnarren offen. Napoleon hat seinen Mamelucken und den kleinen grauen Mann, der ihn vor all seinen Schlachten besucht; auch Egbert Heimwald verdient, einen eigenen Kobold zu haben.“

„Der wird mir bei meiner Rückkehr nöthig genug sein! Wie manche Arbeiten werden sich da unliebsam aufgehäuft haben! Baupläne, Rechnungen, Pachtverträge! Wohl ist es schön und herrlich, in die Welt einzustürmen, zu schauen, zu genießen, von einem Neuen zu einem anderen zu eilen, im gefälligen Müßiggang, in sorgloser Freiheit des Willens! Wenn es nur ewig so fortgehen könnte, und wir uns zuletzt doch nicht wieder an derselben Stelle fänden, von der wir ausgezogen waren! Ach, an einer Stelle, wo uns Mühsal, Enttäuschung, die ganze Kläglichkeit des armen Daseins erwarten!“

„Ja, wenn die Erde nicht rund wäre! Aber noch geht es vorwärts mit uns, hoch hinauf! Mir schwant's, pflegte mein Vater am Abend zu sagen, wenn die Mutter am nächsten Tage Pfannkuchen backen wollte — Egbert, wir stehen vor einer ähnlichen Wendung des Geschickes. Ich glaube an die Stiefel Jean Bourdon's.“

Als die jungen Männer sich zum Rückwege nach dem großen Plaze umwendeten, begegnete ihnen unter den Fichten ein Diener des Hauses: Gräßliche Gnaden verlangten nach ihnen; auch die Frau Marquise hätte schon nach ihnen gefragt.

„Sonderbar!“ murmelte Egbert.

Das bängliche Gefühl, das ihn gestern bei der Einladung Ulrich's beschlichen, zog wieder krampfhaft sein Herz zusammen.

Hugo stieß mit dem Fuße einen im Wege liegenden Tannenzapfen vor sich her.

„Wozu das Spiel?“ forschte Egbert; er war in diesem Augenblicke für jeden Aberglauben empfänglich.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete der Freund, „aber könnten wir nicht eine tiefsinnige Vergleichung zwischen diesem Tannenzapfen und unserem Schicksal anstellen?“

Seit einer Stunde hielt der Graf einen Familienrath; den langen Buchheim, der auf seine Bitten über Nacht im Schlosse geblieben war, hatte er hinzugezogen. Es war in dem blauen Zimmer des Eckthurmes, das mit seinen drei Bogenfenstern nach dem Garten schaute; durch das eine gewahrte man einen kleinen Ausschnitt des See's. Der Eckthurm gehörte dem Jagdschlosse der Wolfsegg aus dem sechzehnten Jahrhundert an, das damals hier auf der Höhe gestanden.

Bei Erbauung des neuen, geräumigen und stattlichen Hauses vor etwa sechzig Jahren hatte der Bauherr in wunderlicher Laune von dem früheren Gebäude den alten, noch wohlerhaltenen Thurm stehen und durch eine Galerie mit dem neuen Schlosse verbinden lassen. An architektonischer Schönheit hatte das Ganze dadurch nicht gewonnen; von dem nüchternen Zopfstyl des Neubaues stach der schwerfällige, verwitterte Rundbau mit den Zinnen seltsam genug ab. Das Innere war eng und winkelig; die schmale Wendelstiege der Marquise ebenso verhaßt, wie die Gemächer, die nach ihrer Meinung gar keine vernünftige Gestalt hätten; gesittete Menschen könnten nicht darin wohnen.

Verstimmt hatte sie der Einladung des Bruders Folge geleistet, und Alles, was sie nun, auf dem hochlehnigen unbequemen Sessel sitzend, gehört, hatte nur ihre üble Laune, ihren Kummer, und Zorn vermehrt. Obgleich sie ihren Stuhl an das Kamin geschoben, in dem die Holzscheite flammten, froz sie, weniger von der Kühle im Zimmer, als von der Sorge und Unruhe ihres Herzens.

In einem grauseidenen Morgenkleide, die Schultern mit einem schwarzen Wollentuch bedeckt, um den Kopf ein schwarzes Spizentuch, dessen Zipfel unter dem Kinn zusammengeknüpft waren, saß Antoinette an dem run-

den Tische in der Mitte des Raumes, die Augen auf ihren Oheim gerichtet, als auf den Einzigen, von dem in dieser Noth Rath und Rettung zu erwarten sei. Ihren Vetter Max Auersperg, der an ihrer Seite Platz genommen, schenkte sie keine Aufmerksamkeit, trotz der Mühe, die er sich gab, ihre Blicke auf sich zu ziehen. Für ihn war die Theilnahme der schönen Base ein viel wichtigerer Gegenstand, als der Tod Jean Bourdon's, den der Graf soeben erzählt hatte.

Der erste Schmerz, die erste Aufregung über diese unerwartete, schreckliche Mittheilung waren vorüber, die Ausbrüche der Leidenschaft allmählig der Stille der Betrachtung und der Ueberlegung gewichen.

„Der Unglückliche“, hatte Wolfssegg geschlossen, „ist von Agenten des corsischen Tyrannen überfallen, ermordet, seiner Briestafche beraubt worden, nur wenige Papiere, die er vorsorglich in seine Stiefel gesteckt hatte, sind uns geblieben. Hier sind sie“ — und er legte sie auf den Tisch — „Pater Marcellus hat sie mir in der Morgendämmerung gebracht.“

„Hoffentlich die wichtigsten“, sagte Buchheim und war von dem Fenster, an dem er bisher gestanden, wie um zu wachen, daß sich Niemand unbemerkt dem Thurm näherte und hineinschleiche, an den Tisch getreten.

„Wie man es nimmt“, erwiderte Wolfsegg, während der lange Baron in den Briefen blätterte und je zuweilen aufsehend einen spähenden Blick durch die Scheiben warf. „Da ist ein Verzeichniß Derer, auf welche die bourbonischen Prinzen in Paris rechnen zu können glauben, wenn . . .“

„Wenn der Usurpator in Spanien erschlagen ist“, rief die Marquise am Kamine und stieß mit dem Feuerhaken in die Kohlen.

„Ein Brief des Grafen von Artois an den Polizei-Minister Fouché“, fuhr der Graf fort, ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen, ebensowenig wie durch das: „Die Pest über ihn!“ das jetzt vom Kamin her erscholl. „Der Plan einer neuen Höllemaschine: eine Thorheit ohne Sinn und Verstand, von der sich aber der gute Bourdon eine wunderbare Wirkung versprach.“

„Und mit Recht, Herr Bruder“, brummte wieder die Marquise; „nur die Hölle kann diesen Höllensohn verschlingen.“

„Nicht die Hölle, wir werden ihn bändigen, wir, die wir das alte Recht und die Ordnung Gottes vertreten“, sagte Ulrich und setzte gelassener hinzu: „Und mehr dergleichen, wie der Herr Better ja sieht. Endlich einen Brief für die Gräfin Mortigny, eine der

Hofdamen der Kaiserin Josephine; er enthält die genauesten Angaben über Napoleon's Werbung um die russische Großfürstin . . ."

„Es wäre Schade, wenn der Brief nicht an seine Adresse kommen sollte“, rief der Marquis von Gondreville, der in seinem großblumigen, seidenen Schlafrock mit den gelben Schnüren und Quasten, eine stattliche Perrücke auf dem Haupte, händeringend im Zimmer auf- und niedergegangen war, in französischer Sprache, „sehr Schade! Er ist von mir. O, meine Herrschaften, im Stil Voltaire's. Die Gräfin Mortigny ist meine Verwandte, eine treue Freundin der Bourbonen! Ein solcher Brief ist mehr werth als alle Höllemaschinen. Warum? Die französische Geschichte ist zu drei Vierteln von den Damen gemacht worden. Lachen Sie nicht, mein Herr Schwager! Von den Damen, das ist ernsthaft. Wenn in St. Cloud die Kaiserin Josephine gegen ihren Gemahl — Gott verdamme ihn!“ — das sagte er deutsch — „einen kleinen Aufstand beginnt, dann haben wir gesiegt. Warum habt ihr Oesterreicher stets eure Schlachten gegen uns Franzosen verloren?“

„Weil wir ohne Frauenzimmer in's Feld gezogen“, unterbrach ihn Buchheim und gab dem Grafen die Papiere zurück. „Und was haben die französischen Spitzhüben dem armen Bourdon geraubt, Herr Better?“

„Den Plan einer Erhebung gegen Bonaparte in Paris, den der General Crossard verfaßt hat; die Nachricht, daß derselbe in den nächsten Wochen von Wien nach Spanien gehen, am Anfang des nächsten Jahres in den Pyrenäen sein werde; Berichte über unsere Rüstungen, über englische Landungspläne an der Weser und Elbe — Alles freilich in der Form von Handelsbriefen, in unserer Geheimsprache, aber wie sollte ein Fouché die nicht errathen! Wenigstens in jedem wichtigsten Punkt errathen! Und das Schlimmste, einem jener Schreiben hatte ich die Randbemerkung zugesügt: Benjamin Bourdon kennt Bonnelly . . .“

„Den Bonaparte“, erläuterte die Marquise, gleichsam für sich.

„Damit haben sie den Schlüssel zu allen unserer Geheimnissen“, klagte Ulrich. „Eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit meinerseits! Gerade diesen Brief band ich Bourdon auf die Seele! Aber es war meine Thorheit, die Worte niederzuschreiben, meine Schuld! Das ist nun Alles auf dem Wege nach Paris.“

„O, mein Gott!“ stöhnte der Marquis dazwischen. „Es ist wie das Fallbeil der schrecklichen königsmörderischen Maschine. Dieser Drache ist unverwundbar. Er wird uns wieder mit Krieg überziehen und seine Feinde bis an das Ende der Welt jagen.“

„Aber ich dachte, Ihr Herren“, warf Max Auerzberg ein, der auch einmal, schon seiner Base wegen, das Wort haben wollte, „Ihr wollt den Krieg mit dem Ufurpator beginnen? Je früher, desto besser! Ein Schwert wird ihn doch treffen.“

„Wir wollten zu unserer Stunde anfangen, Hitzkopf, nicht zu seiner. Glaubst Du, er wird uns jetzt unsere Rüstungen vollenden lassen?“ belehrte ihn Buchheim.

Ulrich hatte sich vom Stuhl erhoben.

Die Arme über der Brust zusammengeschlagen, stand er in Gedanken, mit unwölkter Stirn.

„Sie bekümmert noch mehr als dieser Fehlschlag, Herr Oheim“, sagte Antoinette, die kein Auge von ihm gewendet, „mehr als der Tod des armen treuen Mannes.“

„Ein Haushofmeister“, meinte Max geringschätzig. „Mache die Base doch davon kein Aufhebens und betrübe sie sich nicht. Ganz andere Opfer hat die Revolution verschlungen.“

„Ja wohl“, bestätigte die Marquise und stieß wieder in die Kohlen. „Das Haupt meiner Königin ist gefallen; Maria Theresia's Tochter, die Schwester eines deutschen Kaisers, haben sie hingerichtet. Das

wird von der Erde um Rache schreien, so lange noch ein Stern am Himmel funkelt.“

„Weil er unser Diener war“, entgegnete Antoinette mit lebhafter Betonung dem jungen Edelmann, „war er darum ein schlechterer Mann? Aber Sie, mein Oheim, Sie denken über das Augenblickliche hinaus, nicht der Schmerz allein beschäftigt Sie . . .“

„Gestehe ich es doch nur, daß ich in eine stürmische, gefährliche, sorgenvolle Zukunft schaue“, gab der Graf ihrer Bitte nach. „Sorgenvoll für das deutsche Vaterland, für unsere und für Europa's Freiheit, sorgenschwer für uns selbst im gemeinsten Sinne des Wortes. Der Plan, über diesen Bonaparte herzufallen, während er tief in Spanien unter wachsenden Hindernissen kämpft, wir Oesterreicher vorbrechend nach dem Reich, Alles aufrufend, was noch eine Ader edlen germanischen Blutes in sich fühlt; die Engländer in Belgien oder Norddeutschland landend; in Frankreich die Anhänger der Bourbonen mit den Republikanern sich zur Empörung gegen diesen Tyrannen vereinend, der die Einen wie die Anderen betrogen, beraubt, in Ketten geschlagen und getödtet hat — dieser Plan ist gescheitert. Ich ahne es schon, wieder werden wir allein mit ihm kämpfen müssen. Und wir — ja, sieht der Herr Schwager, sieht die Frau Schwester nicht ein,

daß unsere Stellung zu Benjamin Bourdon eine ganz andere sein wird, als sie es zu seinem Vater war?"

Diese Worte erschütterten die Marquise; sie ließ den Feuerhaken aus der Hand fallen und blieb eine Weile starr mit offenem Munde sitzen.

„Der Herr Bruder glaubt doch nicht“ — fand sie endlich die Sprache wieder, aber sie vollendete nicht; was in ihrem Gehirn aufblitzte, war so schrecklich, daß die Zunge sich scheute, es auszusprechen.

„O, mein Herr Graf“, rief der Marquis mit dem Fuße aufstampfend, in heftiger Bewegung, „Sie kennen die französische Treue nicht; seit hundert Jahren dienen die Bourdons dem erlauchten Hause Gondreville. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir sind ihnen immer gnädige und milde Herren gewesen. Dieser Benjamin — ich selbst habe ihn aus der Taufe gehoben. Er wird uns treu, willfährig und gehorsam sein. Jedem seine Ehre und seine Pflicht! Die Bourdons sind Knechte, die Gondreville's Herren.“

Wolfzegg hatte ihn sich ausreden und austoben lassen; es war ein mehr scherzhafter als ernster Ausblick gewesen, wie der schwächliche Mann in seinem Schlafrocke hin- und hersprang, mit den Händen durch die Luft fuhr und nach der Seite saßte, wo er sonst

seinen kleinen Degen mit goldenem Griff zu tragen pflegte — es war ein Geschenk Maria Antoinetten's und den Griff schmückten die Figuren des Orpheus und der Euridice — als wolle er ihn ziehen und seine Ansicht gegen eine Welt vertheidigen.

„Beruhige sich der Herr Schwager“, sagte jetzt der Graf mit einer begütigenden Handbewegung. „Es braucht keiner Aufwallung. Wie gern will ich in diesem Falle als der Getäuschte dastehen! Aber ich erinnere den Herrn Schwager daran, daß noch vor drei Tagen an dieser Stelle Jean Bourdon, als er Abschied von uns nahm, von der republikanischen Gesinnung seines Sohnes sprach. Mit dem Ausdruck der Klage und der Betrübniß davon sprach, daß der junge Mann den verwegensten Neuerungen anhänge, ein Gottesläugner und ein Feind des Königthums sei! Und nun erwäge der Herr Schwager, welch' ein Opfer er von diesem Manne, den er nicht kennt — denn daß er ihn aus der Taufe gehoben, wird auf einen Freigeist keinen besonderen Einfluß ausüben — welch' eine Entfagungsfähigkeit er von ihm fordert! Jean Bourdon hat während der Schreckenszeit die Güter der Gondreville's in Lothringen gekauft, waren sie doch herrenlos gewordene Besitzungen des französischen Volkes. Er betrachtete sich nur als Pächter, bis zum Tode getreu,

sendete er Ihnen jahrein jahraus die Erträgnisse des Bodens, der nach dem Gesetze ihm gehörte. Jetzt ist er gestorben, plötzlich, vielleicht ohne die geringste Verfügung über seinen Besitz zu treffen, ohne ein letztes Wort an seinen Sohn, das diesen aufklären, ermahnen, zu seinen Pflichten anhalten könnte -- Benjamin ist sein Erbe. Ein Republikaner, ein Atheist! Ich denke doch, daß ist eine schwere verwickelte Angelegenheit, die sich nicht so leicht und gütlich, wie der Herr Schwager meint, mit einer Anrufung der Vasallentreue ausgleichen läßt. Vasallentreue, Hingebung, Aufopferung des Dieners für den Herrn — das sind die Goldmünzen eines früheren Zeitalters, die in dem unseren nicht mehr gelten."

Ein allgemeines Schweigen war eingetreten, die Gesellschaft lag unter dem Banne dieser einfachen und doch furchtbaren Bemerkungen. Ein Gespenst erhob sich aus ihnen, dessen erst ungewisse Formen immer schärfer und bestimmter wurden; riesengroß stand es vor ihrer Seele: der Verlust ihrer Erbgüter, die Armut.

Nur zu wahr hatte der Graf die Verhältnisse geschildert.

Als der Marquis von Gondreville Frankreich verlassen, zu dem Heere des Prinzen Condé in Coblenz

sich begeben und seinen Degen gegen die Republik gezogen hatte, war sein Name auf die Liste der Emigranten gesetzt, er selbst zum Tode verurtheilt, waren seine Güter als die eines Verräthers eingezogen worden. Als Nationalgut ließ sie die Regierung versteigern.

Dem ehemaligen Verwalter der Gondreville's, Jean Bourdon, der in Nancy und Luneville bei den Jacobinern für einen echten und standhaften Patriotengalt, war es mit Hilfe einiger reicher Leute, die, wie sie sagten, ihr Geld nicht besser als bei ihm anlegen konnten, geglückt, den größeren Theil der Besitzungen für eine geringe Summe anzukaufen. Einiges freilich ging in fremde Hände über, aber, worauf die Gondreville's das stärkste Gewicht legten, ihr Stammschloß, Wald und Feld darum, blieb ihnen erhalten. Oder vielmehr Jean Bourdon. So unerschütterlich seine Anhänglichkeit für das Geschlecht, dem schon sein Großvater gedient, unter dessen Schutz er selbst aufgewachsen, so groß war seine List und Gewandtheit. Keiner Späher vermochte sein Geheimniß zu durchdringen. Viele Feinde und Neider hatte ihm sein Glück geboren; während die Einen ihn, nach dem Sturz Robespierre's und der Jacobiner in Paris und in den Provinzen, als einen Verräther und Räuber an dem Gute seines Herrn anklagten, beschuldigten ihn die Anderen, mit

dem Marquis von Gondreville noch immer in Verbindung zu stehen und das Geld Frankreich's auf heimlichen Wegen dem Landesverräther in die Tasche zu spielen. Aber gerade der Widerspruch dieser Anklagen nahm jeder einzelnen Werth und Bedeutung und Jean Bourdon schien von der einen wie von der anderen, so laut sie auch geäußert wurden, nichts zu wissen.

Nur einmal hatte er sich, als man ihm unter dem Vorwand, um seine Sicherheit besorgt zu sein, stärker mit solchen Vorwürfen zulegte, zu der Aeußerung hinreißen lassen:

„Narrenspoffen! Wartet doch meinen Tod ab, da werdet Ihr ja sehen, für wen ich gearbeitet, gespart und gewuchert habe!“

Nach seinem Tode — anders wohl, als er gemeint, anders, als es sich die Gondreville's in vor-eiliger Hoffnung ausgelegt — sollte sich jetzt sein Wort erfüllen.

Napoleon's Kaiserkrönung, die darauf folgenden Siege seiner Waffen, welche seine Herrschaft zugleich über Europa ausdehnten und im Inneren Frankreich's befestigten, schnitten den Bourbonen und ihren Anhängern beinahe jede Aussicht auf eine Rückkehr ab. Es sei denn, daß ein Wunder geschehe, daß eine Hand

sich aus den Wolken strecke und diesen neuen Thurm von Babel umstürze! Wie von ihrem Leben war die Marquise von dem Eintreffen der göttlichen Rache überzeugt. Allein wer will, wer kann der ewigen Weisheit ihre Stunde vorschreiben? Jahre mochten noch darüber hingehen und die Besitzungen der Gondreville's, wenn sie jetzt nach dem Erbrecht des Code Napoléon als freies Eigenthum Benjamin Bourdon zufielen, aus einer Hand in die andere gerathen, auf's Neue verkauft und wieder zerstückelt werden!

Hatte Bourdon seinem Sohne anvertraut, daß er nur zum Schein der Besitzer des stattlichen Schlosses sei? War wenigstens das Geld, das der alte Graf Wolfsegg, der Vater der Marquise, von Brüssel aus im Herbst des Jahres 1793 Bourdon hatte zukommen lassen, um den Kauf der Güter zu ermöglichen, sichergestellt?

So viel Fragen sich erhoben, so viele Befürchtungen verdunkelten die Zukunft.

„Ein Freimaurer, ein Republikaner wäre dieser Benjamin!“ ächzte der Marquis und warf sich in einen Sessel. Schlotternd hing der Schlafrock um ihn und die Perrücke schwebte ängstlich auf seinem kahlen Scheitel. „Mein Pathenkind ein Republikaner, und er

heißt doch Benjamin! Nein, Herr Schwager, es kann, es darf nicht sein!"

„Benjamin demüthigte sich vor seinem Vater Jacob und ging ihm entgegen“, sagte die Marquise, mehr sich selbst als den Uebrigen zum Trost; „auch Benjamin Bourdon wird uns, wie es sich geziemt, ehrfurchtsvoll an der Pforte unseres Hauses empfangen und wir werden ihn nach Verdienst belohnen.“

„Bleibe zunächst doch noch die Frage bestehen, wie die Frau Schwester bis zur Thüre ihres Hauses kommt“, antwortete der Graf. „Erwäge sie nur, der Name ihres Gemahls ist von der Emigrantenliste noch nicht gestrichen, ihr Sohn kämpft jetzt im Verein mit den Spaniern —“

„Gott segne ihn!“ brach Leopoldine, die gefalteten Hände gen Himmel hebend, aus.

„Ja“, wiederholte Ulrich das Gebet der Schwester, „Gott segne ihn! Ich rufe es aus vollem Herzen. Aber die Thaten des Sohnes werden in den Augen des Kaisers die alte Schuld des Vaters mit neuer vermehren und verdoppeln. Um den Fuß auf französischen Boden setzen zu können, müßte sich der Herr Schwager dem Usurpator unterwerfen und seine Gnade anflehen.“

„Niema's“, sprudelte der Marquis, „niemals!“

Die Revolution kann uns plündern, kann uns köpfen“, und dabei ahmte er mit der Hand die Bewegung des Fallbeils nach, so daß die schwankende Perrücke vollends ihr Gleichgewicht verlor und herabfiel, „aber entehren kann sie uns nicht!“

„Recht so!“ nickte der lange Buchheim.

„Und doch“, wendete Ulrich ein, „wäre es ein Vortheil für die allgemeine wie für die besondere Sache, wenn wir einen zuverlässigen Boten nach Paris schicken könnten. Einer, der keinen Verdacht erregte, weil er selbst ahnungslos und arglos dahinginge. Das Geheimniß, in das sich der arme Bourdon hüllen mußte, rief den Verdacht der Gegner hervor und lenkte die Augen aller Späher Napoleon's auf ihn. Ein Franzose, der von Nancy hierherreist auf dies einsame weltverlorne Schloß! Darin steckt's! Ach, daß wir immer nur kluge Nachgedanken haben!“

„Und hast Du eine Ahnung, Vetter, wer die grausige Mordthat verübt hat?“ fragte Buchheim von seinem Beobachtungsposten her.

„Die letzten Fäden werden wohl in Fouché's Hand ruhen. Er wird dem französischen Gesandten in Wien befohlen haben, auf diesen merkwürdigen Reisenden zu fahnden. Ein verwegener Gesell hat sich bereit gefunden, ihn anzuhalten, ihn seiner Papiere zu berau-

ben. Der Mord hat schwerlich im Plane gelegen; Bourdon's Widerstand hat den Angreifer gezwungen, die Pistole zu gebrauchen. Es ist Alles noch Finsterniß in und über diesem Vorfall, aber der Zusammenhang der Dinge ist mir klar. Ich will die jungen Männer, die sich des Sterbenden so hilfreich und uneigennützig angenommen haben, noch einmal über das Einzelne befragen, vielleicht entdeckt sich eine Spur. Geschieht doch nichts unter der Sonne, das nicht einen Fleck zurückläßt. Ich habe die Jünglinge hierher beschieden und hoffe, daß die Frau Schwester uns ihre Gegenwart schenkt."

Die Marquise machte eine unwillig ablehnende Bewegung.

"Ich bitte darum, Frau Schwester", betonte Ulrich mit strengem Gesicht. „Es soll nicht den Schein haben, als wäre hier ein Inquisitionsgesicht. Wenn die Frau Schwester den jungen Egbert ersucht, auch ihr die traurige Geschichte zu erzählen, wird er kein Arg haben und willig Redé stehen."

"Der Herr Bruder ist ja sehr gnädig gegen diese Bürgerleute", erwiderte mit unverhohlenem Aerger die Marquise. „Als ob's Prinzen wären! Man kann einmal ein Auge zudrücken, wenn man nicht weiß, ob sie nicht in der That von irgend einem Potentaten

herkommen. Wie am gestrigen Abend! Seit der Revolution — den Heiligen sei's geklagt! -- werden die Bürgerlichen leider Minister, Gesandte und Herzoge, aber der bürgerliche Geruch bleibt.“

„Die Nase der Frau Schwester in Ehren“, sagte lachend Wolfsegg. „Nur muß man dann mit Verächwürungen nichts zu thun haben und sich auf den reinen Höhen eines sanften idealischen Lebens halten. Wer auf Erden vorwärts kommen will, muß Staub schlucken lernen. Mir ist das Bürgerthum werth; es ist das Mark des deutschen Volkes. Unsere Pflicht ist es, diese bisher so träge Masse zu begeistern und mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsiebe zu erfüllen. Wir Edelleute voran, die Bürger uns nach — das ist das wahre Volksheer, welches die französischen Legionen vernichten wird.“

„Ich beuge mich gern vor des Herrn Bruders Einsicht“, antwortete Leopoldine und knüpfte unmutig die langen, lilienbestickten Seidenbänder ihrer Morgenhaube auf und wieder zu, „und füge mich seinen Anordnungen. Aber es ist betrüblich, daß die Revolution auch in Oesterreich vordringt und schon in dem Schlosse der Wolfsegg freundliche Aufnahme gefunden hat.“

„Egbert Heimwald ein Revolutionsmann!“

„Sein Vater war ein Freimaurer. Ja doch! Und

womit beginnen alle Revolutionen? Mit einer Vermischung der Stände. So war es in Frankreich. „Guten Tag, mein lieber Herr“, sagte man zu dem Bürgermann und schüttelte ihm die Hand. Das war der Anfang vom Ende. Da verlernten sie den Respekt vor dem König und dem Adel. Unsere Gutmüthigkeit wurde unser Verderben. Und hier sehe ich Alles denselben Weg gehen.“

Die Dame war in ihren Ansichten unerschütterlich wie ein Felsblock in der Brandung, und ebenso steif, gerade und unbewegt saß sie da.

„Ich merk's auch, daß der Herr Bruder noch einen ganz besonderen Zweck mit diesem jungen Menschen verfolgt — oho, ich habe auch gute, scharfe Augen im Kopfe!“

Ulrich blickte die Marquise fest an und schüttelte dann leise mit dem Kopfe, als wolle er zu sich selbst sagen: Nein, es ist unmöglich, sie kann Dich nicht durchschauen! Laut sprach er, indem er ihr die Hand wie zur Versöhnung reichte:

„Und wenn ich meinen Plan mit ihm hätte, als gute Schwester wirst Du mich darin unterstützen.“

„Wenn es nicht gegen die Ehre geht!“ erwiderte sie, die noch immer nicht ganz besänftigt war.

„Nein, nur die Freundlichkeit der Frau Schwester

wird in Anspruch genommen. Sie soll meinen Gästen, auch wenn sie nur Bürgerleute sind, heute und morgen dasselbe Gesicht zeigen wie gestern. Das war prächtig! Die Frau Schwester konnte immer gut die Comödie spielen; das hat sie noch aus Trianon heimgebracht. Und unsere Antoinette ist ganz verstummt. Was hält sie denn von den Fremden?"

Den Kopf auf die Hand gestützt, hatte Antoinette dagefessen. Dachte sie an Jean Bourdon's Tod und die Verwicklung, die sich für ihre Eltern daran knüpfte? Oder an die Reden Vittorio's, die noch leise in ihr nachtönten, wie ein verflungenes Glockengeläute uns im Ohr nachsummt?

Bei der Anrede des Grafen fuhr sie ein wenig zusammen.

„Ich? Ihre Gäste, mein Oheim? Gestehe ich es nur, den Einen hab' ich gar nicht angesehen und den Anderen . . .“

Nun stockte sie doch; sie fand nicht gleich den Ausdruck, der ihr für Egbert's Persönlichkeit der geeignetste schien.

„Just um den Andern handelt es sich, wie er Dir gefallen.“

„Er sieht aus wie ein Held aus den Märchen und redet so schüchtern wie ein Mädchen — und dennoch . . .“

„Dennoch, delphische Sibylle?“

„Er ist ein Trogkopf, und der Herr Oheim wird es noch erfahren.“

„Meinst Du? Wenigstens ist er Dir nicht unbedeutend erschienen, und es lohnt sich auch Dir, daß Du Dein Studium fortsetzest. Ich denke die jungen Leute bis zur Ankunft des Bezirkshauptmanns aus Linz, dem ich das Verbrechen gemeldet, und bis zum feierlichen Begräbniß Bourdon's im Schlosse zu halten. Das fordern Klugheit und Anstand.“

„Und ein feierliches Begräbniß hat der Herr Bruder beschlossen?“ fragte Leopoldine.

„Auf dem Friedhof zu Gmunden. Auch Du wirst zugegen sein mit der Antoinette; wir Alle. Der Pater Marcellus wird dem Todten die Nachrede halten. Indem wir dem treuen Diener die letzten Ehren erweisen, ehren wir uns selbst und geben ein Beispiel. Zugleich verbreitet sich die Kunde der schrecklichen Unthat: Auf offener Straße haben die Franzosen oder doch Anhänger Bonaparte's, gedungene Mörder, einen schlichten, stillen Mann überfallen. So achten sie die Majestät des Friedens, die Rechte Oesterreichs. Solche Geschichten bringen das Blut der Menge stärker in Wallung als die Kränkungen, die dem Kaiser, die Beleidigungen, die dem Staat zugefügt werden. Dabei wird mancher-

lei Volk zusammenlaufen, die Bestattung mit anzuschauen. Freier geht das Wort von Mund zu Mund, Jeder will seine Ansicht über das Geschehene vortragen. Wie leicht kann sich da eine Spur zeigen, die uns auf die Fährte des Verbrechers leitet! Ein Riß durch das Dunkel dieses Geheimnisses geschehen!"

„In dem Herrn Bruder“, sagte die Marquise bewundernd zu ihm aufschauend, „steckt doch ein großer Politicus. Wenn er in dem Unglücksjahr 1789 das Steuerruder in Frankreich gelenkt hätte!“

Was sie etwa noch zum Lobe Ulrich's auf den Lippen hatte, schnitt ihr diesmal Puchheim ab, der rasch vom Fenster zurücktretend ausrief:

„Da sind sie! Deine Schützlinge, Wolfsegg!“

„Mich werden Sie nicht zwingen wollen, Herr Schwager, in diesem Costüm zu bleiben! Ein Marquis von Gondreville im Schlafrock vor Bürgerleuten erscheinen! Unmöglich!“

Dennoch hielt er es nicht unter seiner Würde, verstohlen durch das Fenster auf die Jünglinge zu blicken, die im eifrigen Gespräche, in Begleitung des Dieners, über den Vorplatz von den Tarushecken des Gartens her, sich dem Thurne näherten.

„Schöne, stattliche junge Leute!“ murmelte der Marquis. „Besonders der Blonde! Schade, daß sie

keine Edelleute sind! Und der Herr Schwager hält sie für ehrlich und treu?“

„Meinen Egbert? Wie Gold! Glichen alle deutschen Männer ihm — wir wollten die große Armee mit all ihren goldenen Adlern über den Rhein jagen! In einem Gewittersturm über den Rhein!“

Er stockte plötzlich und legte die Hand auf die Stirn, als stiege ein Gedanke in ihm auf, den er festzubannen suchte.

„Wenn wir Egbert nach Paris schickten?“ entfuhr es ihm halblaut.

„Wen?“ rief Leopoldine dazwischen. „Den verunglückten Doctor? Das wäre mir ein schöner Vertreter und Gesandter!“

„Vertreter der Gondreville's? Nicht für Dich allein, Frau Schwester, für das ganze junge Deutschland sollte er hingehen! Auf dem Sitz seiner Macht diesen Lucifer kennen —“

„Und anbeten?“

„Nein, hassen lernen! Mit unvertilgbarem, grimmen Hassen! Wie die Lüge, wie die Hölle hassen lernen! Die Jugend ist von der Herrlichkeit und dem Glanze dieses Mannes wie geblendet und bethört; erst wenn sie ihn von Angesicht zu Angesicht, in der Herzlosigkeit seiner Selbstsucht . . .“

„Sie sind in's Haus getreten“, sagte Buchheim.

„Laßt Euch nichts von dem merken, was ich eben andeutete, es ist nur erst ein Schatten. Schweigt darüber. Ein solcher Entschluß bedarf der Ueberlegung. Vor der Zeit ihn aussprechen, hieße seine Ausführung verhindern.“

„Ich rette mich“, sagte der Marquis und schlug seinen Schlafrock zusammen.

Auch Antoinette hatte sich erhoben.

„Ich wäre doch nur eine lästige und unnütze Zuhörerin“, meinte sie zu ihrem Oheim.

„Freilich würden Deine Augen meinen unschuldigen Egbert verwirren und statt von Raub und Gewaltthat würde er uns von herzbestrickenden Zauberinnen erzählen!“

Er gab ihr die Hand.

„Du bist eine gefährliche Schöne. Eine Fee aus dem romantischen Walde! Aus Ariosto's Gedicht!“

„Der Oheim findet immer seine Freude daran, mich zu necken; wäre ich die Zauberin, für die er mich ausgibt, würde ich nicht wieder stechen?“

Indem sie sich nun losreißen wollte und Ulrich sie scherzend festhielt und küßte, öffnete der Diener den jungen Männern die Thüre zu dem Gemach.

So erhielt Egbert noch einen Blick seiner Göttin,

ehe sie durch die entgegengesetzte Thür enteilte, die zu der Galerie nach dem Hauptgebäude des Schlosses führte — einen finstern, fast drohenden Blick der stolzen Augen unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Der Arme mußte die Strafe für die Freiheit, die der Oheim sich genommen hatte, leiden. Warum war er Zeuge eines solchen Schauspiels geworden?

Antoinette war ganz in der Stimmung Diana's, als sie sich von Actäon belauscht sah.

Viertes Kapitel.

Am vierten Tage nach der Ermordung Jean Bourdon's in der Nähe der Rabenmühle war es. An einem Sonntage, eine gute Stunde vor Mittag. Um die Pfarrkirche zu Gmunden, in den Gassen nach der hölzernen Traunbrücke zu — denn über dieselbe, vom jenseitigen Ufer des Flusses, aus dem dort gelegenen Capuzinerkloster, sollte der Trauerzug kommen — war ein Gedränge von neugierigen, aufgeregten Menschen. Andere hatten es vorgezogen, auf dem Friedhof selbst Posto zu fassen; mußten sie hier länger als die Uebrigen auf den Anfang des Schauspiels warten, so standen sie dafür dicht an dem Grabe und konnten hoffen, auch nicht ein Wort von der Rede des Pater Marcellus zu verlieren.

Das Ungewohnte einer Leichenrede steigerte die Spannung auf das Höchste.

Wie ein Lauffeuer war die Kunde des Verbrechens durch das Land geflogen, bis nach Ebensee und in die Berge hinein, bis nach Linz und Böcklabruck in die Ebene. Das Gerücht hatte die Zeit, die ihm der Graf gelassen, gut benützt. Mit den dunkelsten Farben hatte es die That gemalt. Unbewußt hatte ein Jeder, der die Geschichte erzählte, dazu beigetragen, ihr Grausiges und Abenteuerliches zu erhöhen. Zu dem Schrecken, den der Mord einflößte, gesellte sich das Staunen über die Dazwischenkunft der beiden Jünglinge. Es war wie ein Wunder und wenig fehlte, so wäre der blonde Ezbert im Munde des Volkes zu einer himmlischen Erscheinung geworden, etwa zu jenem streitbaren, heiligen Helden Georg, der den Lindwurm niedersticht. Ein Lindwurm, der mit seinem gewaltigen schuppengepanzerten Leib ganze Länder bedeckte, der mit seinem Schweif bis Oesterreich reichte — Jost genug in diesen letzten Wochen hatten die Pfarrer und die Bettelmönche den Bonaparte mit solchem Ungethüm verglichen.

Weder über den Ermordeten, noch über den Jüngling, der die Mörder in die Flucht gejagt und die völlige Ausraubung ihres Opfers gehindert hatte, wußten die Leute Gewisses. War doch selbst vor den

Dienern des Schlosses das Geheimniß Jean Bourdon's nach Kräften gewahrt worden. Er hätte jetzt nicht nur die wichtigsten Papiere, sondern auch Edelsteine und Perlen bei sich gehabt — Schmucksachen, die noch der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehört hätten. Der stille bescheidene Mann, dessen Handlungen alle aus der Treue und Anhänglichkeit gegen die Gondreville's entsprungen waren, hatte es sich bei Lebzeiten nie träumen lassen, daß er nach seinem Tode als politischer Märtyrer gefeiert werden würde. In diesem Glorienschein aber sah ihn das Volk. Wenn man den Reden des Grafen trauen wollte, die er geflüstert vor den Ohren der Diener und Bauern laut werden ließ, hatte es in Frankreich keinen gefährlicheren Mann für den Usurpator gegeben, als Jean Bourdon. Er hatte sich denn seiner auch nicht anders entledigen können, als durch Mord. So sei vor wenigen Jahren der Herzog von Enghien im Wallgraben von Vincennes auf seinen Befehl erschossen, Pichegru im Gefängniß erdrosselt worden. Das Glück Bonaparte's sei eine Kette blutiger, ungeheuerlicher Frevel.

Ein Mensch ist erschlagen auf friedlicher Heerstraße, inmitten einer Bevölkerung, unter der eine solche Gewaltthat — ein politischer Mord — unerhört war. Alle Gespräche, alle Erzählungen spizen sich zu der

einen Frage zu: Wer ist der Mörder? Oesterreicher können es nicht gewesen sein, lautet ebenso einstimmig die Antwort, Fremde, Franzosen oder Italiener, gedungene Helfershelfer des corsischen Tyrannen, haben das Verbrechen verübt. Die geschäftige Phantasie fabelt von einer Schaar verwegener Wälschen — Männer aus Corsica und aus den Abruzzern, die sich unter einander durch den Schwur der Bendetta verbunden haben und dem Kaiser zur Vollstreckung seiner geheimen Blutbefehle willig den Arm leihen. Das Seltsame ist nur, daß Niemand sie weder vor, noch nach der That gesehen. Hat sie der Wind davongeführt? In welche Verkleidung können sie sich gesteckt haben, um die Aufmerksamkeit zu täuschen?

Zulezt erscheint dann immer der Reiter, den der Rabenmüller — er kann es mit einem hohen Eid bezeugen — mit seinen eigenen leiblichen Augen erblickt hat, in phantastischer Beleuchtung. Leider hat ihn der Müller nur flüchtig angesehen, er hat sich vor ihm und vor Jean Bourdon's heimlichem Wesen gefürchtet. Nicht jung, nicht alt war nach dieser Aussage der Reiter; er trug sich nicht eben anders als andere Leute; recht gut kann's ein Offizier gewesen sein, er saß so sicher auf seinem schwarzen Pferde.

Merkwürdig war nur, daß der Reiter den grauen

Mantel vor das Gesicht hinaufzog, als sich der Müller ihm einmal genähert hatte. Wer war dieser Reiter? Wo war er geblieben?

Viele Leute waren an jenem Unglückstage nicht in den Wäldern und auf den Gefilden zwischen Gmunden und der Rabenmühle, am Aurachbach, geschäftig oder müßig gewesen, aber doch genug, daß wenigstens dem Einen oder dem Andern der Reiter hätte aufstoßen müssen. Irgendwo, in einem Dorfe, auf der großen Straße, würde man ihn doch bemerkt haben. Aber weder in Pinsdorf, noch in Aurachkirchen, weder in Moos, noch in Bicht wollten ihn die Einwohner gesehen haben. Je weiter sich nun nach Norden und Westen die Nachforschungen ausdehnten, desto unsicherer wurden sie. Da und dort war ein Reisender zu Pferd aufgetaucht, aber es stellte sich bald heraus, daß es nicht der Gesuchte gewesen. Der war gekommen, der Müller wußte nicht woher, und war entschwinden — Niemand vermochte zu sagen, wohin.

Niemand? Die Leute in der Mühle, die mit Hugo in den Wald gegangen waren, den Verwundeten hereinzutragen, flüsterten sich leise zu, daß die braune Christel wohl mehr darum wissen werde als andere gute Christenmenschen. Aus einem einfachen Grunde: weil sie halb des Teufels sei. Eine Here wagten sie

das Mädchen nicht zu schelten, denn sie fürchteten sich vor ihr. Der fromme Pfarrer in Moos, woher das Mädchen gebürtig war, hatte sich überdies die redlichste Mühe mit ihrer Erziehung gegeben und vertheidigte seinen Schützling noch jetzt wider die üble Nachrede der Nachbarn. Aber leugnen konnte er nicht, daß sie seiner Lehre entlaufen sei und auf den Bergen und im Walde ein wunderliches Wesen führe.

Von welchem Erwerbe oder welcher Handhierung sie und ihr Vater lebten, wäre schwer zu sagen gewesen. Bis zum Feldzuge von 1805 ging der Florian seinen Weg wie die anderen Leute im Dorfe, etwas scheuer und in sich gefehrter von Temperament, wie ihn der Pfarrer entschuldigte, war er sonst in Allem ein gottesfürchtiger, arbeitsamer Mann. Er wirthschafete auf einem kleinen Anwesen, das ihm der Freiherr von Buchheim verpachtet hatte. Früher hatte das Feld brach gelegen. 1805 stürzte das Unglück über Florian herein. Seinen Sohn steckte die Regierung unter die Soldaten, Arbeit und Wohlstand gingen rückwärts. Bei Austerlitz wurde ihm der Sohn von einer französischen Kanonenkugel getödtet. Der Schmerz verwirrte Florian völlig; die Anlage zum Tieffinn, die in ihm war, wuchs. Seine Wirthschaft zerfiel und sein Haus; was er von Geräthschaften und Hausrath besaß, seine

Kuh und sein Pferd verkaufte er. Wäre der Freiherr ein strenger, auf den Gulden sehender Mann gewesen, möchte der Florian bald auch das dürstige Obdach verloren haben. Aber Buchheim hatte keine Kinder, und die Seitenverwandten, die dereinst seine Güter erben sollten, waren ihm wegen ihrer Französeli bis in die Seele verhaßt. Ihn kümmerte es nicht, daß der wüste Ort, an dem Florian hauste, Nichts einbrachte.

„War ja auch vordem wüst“, pflegte er zu sagen, wenn sein Vater über den schlechten und faulen Schuldner klagte. „Laßt den Mann ungeschoren. Er hat für Kaiser und Reich gelitten. Sein Feld ist wüst geworden wie sein Kopf. Was kann zwischen Ruinen aufgehen? Unkraut, nichts als Unkraut.“

Er gab Befehl, daß man den Florian in seinen Waldungen beim Holzfällen beschäftigen möge. Bald hieß es auch, daß der Freiherr ihn mit Bottschaften über Land sende. Warum er den Blöden lieber dazu gebrauchte als seine klugen Diener? Das war eben eine Grille mehr von dem langen Baron.

Bei einem solchen Vater, mutterlos, verwilderte die braune Christel. Mehr lebte sie unter den Bäumen, als unter dem Schindeldach ihrer Hütte. Im Sommer sammelte sie Beeren und Kräuter, im Winter Reisig im Walde. Alles war braun an ihr: Haare, Gesichts-

farbe, Augen; niemals hatte sie Einer anders als in einem braunen Rock gesehen. War es nur der Aberglauben der Landbevölkerung, oder hatte das Mädchen eine wunderbare Begabung, allgemein ward ihr ein richtiger Blick für die Erkenntniß kranker Zustände bei Menschen und Thieren zugeschrieben. Von hier bis zu der Behauptung, daß die braune Christel um alle Begebenheiten, gegenwärtige und künftige, gute und böse, wisse und mit den geheimen Mächten der Natur in Verbindung stände, war für die Einbildung des Volkes kein großer Schritt.

In einer Gruppe am Thore der Kirchhofsmauer wurde dieser Gegenstand besonders laut und breit erörtert. Die Weiber führten das hohe Wort dabei und ließen an dem wildscheuen, unheimlichen Mädchen kein gutes Haar.

„Was plauscht ihr da wieder zusammen?“ rief ein älterer Mann, der sich halb bäuerisch, halb städtisch gekleidet trug. „Hat Euch der Pfarrer nicht das Gezeter gegen die Dirne verboten? Thut das arme Ding keinem Menschen etwas zu Leide und ihr schwächt so lästerlich, als hättet ihr sie auf einem Besenstiel zum Hexensabbath reiten gesehen. Schämt Euch doch!“

Die Weiber steckten die Köpfe zusammen, aber der Großbauer von Murachkirchen in dem langschöpfigen

blauen Rock mit Silberzwanzigerknöpfen, der stattlich hingepflanzt am Thor stand, ganz für sich allein, wie es sich für seine Würde und seinen Reichthum schickte, nahm sich ihrer an und sagte giftig:

„Aus dem Schornstein kann sie nicht fahren, denn der ist dem losen Gesindel über den Kopf schon eingestürzt, aber eine Sünd' und eine Schand' ist's doch, solch Volk unter einfältigen Christenmenschen wohnen zu lassen. Hätte längst den Staubbesen verdient, diese Christel! Gott besser's! Die Buchheim'schen halten ihnen das Bret. Denke mir so mein Theil —“

Dabei warf er einen herausfordernden Blick auf den Vertheidiger des braunen Mädchens.

Dieser — er war im Buchheim'schen Dienst als Verwalter auf einem Vorwerk beschäftigt — fühlte sich in seiner Ehre gekränkt und erwiderte hitzig:

„Red' Er doch offen heraus, was Er denkt! Hat sich ja längst wie ein Großtürke und möchte die Herren ausstechen! Ihm hat die Christel wohl nicht genug Reverenz bewiesen? Ihm, dem Leuteschinder!“

„Wer schindet die Leute?“ schrie der Bauer. „Die Herren! Er ärgert sich, daß ich nicht blind bin und aufpasse. Allerlei Schliche und Practiken treiben die da oben, und wir da unten müssen die eingebrockte Suppe aessen. Wenn die großen Herren so lustig

zusammen kommen, gibt's jedes Mal Jagd oder Krieg, und immer auf Bauer's Kosten! Die Christel und der Florian tragen allerlei Botschaft hin und her, mag wohl nicht die sauberste sein!"

Nun wäre es um ein Haar auf der heiligen Stätte, wo Feindschaft und Fehde mit dem Leben selbst auf immer beruhigt sein sollen, zu Zank und Schlag gekommen — denn zwischen den Leuten von Aurachkirchen und den Dienern des Buchheimers gab es schon seit Jahren wegen des Wildes im freiherrlichen Forst, das die Felder verwüstete, mehr als einen Span zu brechen — hätte nicht eine Alte gerufen:

„Maria und Joseph, da ist sie ja, das Unglückskind!“

Zwischen Kirche und Pfarrhof huschte die braune Christel daher, gerade auf den sanft ansteigenden Friedhof zu, der auf dem unteren Abhange des Calvarienberges liegt. Sie vermied es, die Leute anzusehen, die ihrerseits um so neugieriger sie betrachteten. Doch war nichts Merkwürdiges an ihr zu gewahren. Ein armes Bettlerkind mit bloßen Füßen, mit dem kurzen, vielgeflickten braunen Wollrock, der ihr gerade noch die Kniee bedeckt, die braunen gelockten Haare frei flatternd; um die mageren Schultern ein verschossenes Seidentüchlein, das ihr eine mildherzige Seele einmal geschenkt

und das sie zu der Feier hervorgesucht hat, schlank und schwächlich, mit kummervollem Ausdruck in den großen, braunen, schwärmerischen Augen, wenn sie dieselben aufschlägt, zugleich hastig und scheu in ihren Bewegungen, so schlüpft die braune Christel durch die Menge, die überall vor ihr zurückweicht. Keinen wagt sie anzusehen oder auch nur zu begrüßen, sie freut sich ganz heimlich in ihrem Herzen, daß ihr heute die Buben nicht nachrennen, daß ihr kein Schmähwort nachgerufen wird. Wie hat sie sich vor diesem Gange gefürchtet, und doch hat es sie mächtig aus dem Hause, aus dem Walde hierher, unter die Menschen getrieben, unter denen ihr nicht Einer freundlich und willfährig ist!

Jetzt muß sie gar an dem Großbauer Ruprecht vorüber, der sie grimmig haßt. Sie drückt sich gleichsam in sich selbst zusammen und will vorbeihuschen.

„Mir aus dem Wege, Teufelsbalg!“ schreit er und holt zu einem Faustschlage aus.

Aber der Verwalter reißt sie ihm unter den Händen fort.

„Stell' Dich hierher, Christel!“ ruft er und schwingt seinen Kobristock mit dem Elfenbeinknoyf und der langen Ledertrodde. „Niemand soll Dir Eins anhaben, Niemand!“

So wird das zitternde Mädchen dicht an die Pforte

des Kirchhofs gedrängt und steht ängstlich an die Steinmauer geschmiegt wie in einem Zauberkreise, den der noch immer geschwungene Stock um sie bildet.

Zum Glück fängt in diesem bedenklichen Augenblicke die Glocke der Capuzinerkirche zu läuten an. Hell klingt es von dem jenseitigen Ufer der Traun herüber. Zuerst antwortet die Glocke der Carmeliterinnen, dann fallen mit vollem, starkem Ton die beiden Glocken der Pfarrkirche ein — ein ernster, feierlicher, dumpfer Gesang aus ehernem Munde, der jede Rohheit bändigt und jeden Streit beschwichtigt.

Eine Weile tritt vor dem schauerlichen Abgrund des Ewigen alles Irdische zurück.

Ihnen allen wird es so eigen bänglich um's Herz, als könnten die grauen, regenschwer herniederhängenden Wolken auseinanderreißen und eine Stimme erschallen — die Stimme des göttlichen Gerichts, deren Vorbote das Geläute der Glocken ist.

Nicht lange währt diese Stimmung. Allmählig, bei nachlassender Spannung, behauptet das Kleine, das Gewöhnliche sein Recht.

Vom Hochfogl her, wo nur erst wenige Häuser und Scheunen in großen Zwischenräumen stehen, kommt ein Wagen, pfeilschnell von vier schraubenden Pferden gezogen, und hält an der Kirche.

„Das ist die Kutsche der Wolfsegg's“, heißt's in der Menge und Alle gucken neugierig aus.

„Zwei Diener hinten auf!“

„Gewiß sind's die Damen!“

„Die Gräfin mit ihrer Tochter.“

„Die soll ja blickschön sein und klug, viel klüger als die Pfarrer und Quacksalber ringsum.“

„Das wäre auch etwas Rechts! Kommt ja aus Wien.“

„Wahrhaftig, da steigen sie aus!“

„Ja, ja, das sieht man nicht alle Tage! Sollen sonst gar stolze Frauenzimmer sein!“

„Nun, mit Dir können sie doch keine Zwiesprach pflegen? Gelt, was wolltest Du ihnen antworten?“

„Jesus, sie haben Kränze in den Händen und schauen so betrübt aus.“

„Curiose Geschichte das mit dem Todten.“

„Muß doch ein sehr vornehmer Herr gewesen sein.“

„Vornehmer Herr? Denke, es war ein Bedienter.“

Darüber lachen die Anderen.

„Hast Dir ein Märchen aufbinden lassen, Alter! Freilich jagen sie so, aber das ist nur zum Schein.“

„Zum Schein?“

„Um die Leute zu betrügen. Soll Niemand erfahren, wer hier begraben wird.“

„Niemand außer dem Kaiser in Wien.“

„War's denn ein Prinz?“

„Still doch, sie kommen!“

Nebeneinander, in schwarzen, langen Mänteln, schwarze Florschleier im Haar befestigt, jede einen Immortellenkranz in der Hand, langsamen Schrittes, näherten sich die beiden Damen dem Friedhofe. Hinter ihnen, in grünen Röcken mit silbernen Treffen, dreieckigen Hüten mit einer silbernen Schnur, gingen die Diener. Der Sacristan machte ihnen freie Bahn. Doch war es keine schwere Aufgabe und sollte mehr seinen Dienstfeifer und seine Devotion beweisen. Rechts und links wich die Menge bereitwillig aus. Der Zauber der Schönheit und der Vornehmheit verband sich hier mit würdevoller Freundlichkeit, mit Demuth vor Gott und dem Tode; alle Kappen und Hüte wurden abgezogen, selbst der Großbauer von Murachkirchen, der die Edelleute nicht leiden konnte, bückte sich so tief als möglich vor den vorüberschreitenden Damen. Als sie hinter der Mauer und den Linden des Friedhofes den Blicken entschwunden waren — nur die Wenigsten konnten ihre Mäntel, ihre leise wehenden Schleier noch sehen — drang das Geräusch des sich nahenden Zuges aus der unteren Stadt herauf. Immer unter dem Geläute der Glocken, die gleichsam das ganze Schauspiel in

dem Reize ihrer Klänge und Harmonien geschlossen hielten.

Jetzt wurden die Chorknaben mit den Wachskerzen in den Händen am Eingange der Gasse, die an der Kirche vorüber zum Gottesacker emporsteigt, sichtbar. Dem Sarge voran ward eine Kirchenfahne, schön gestickt mit dem Bilde der Himmelkönigin, in deren Arm das Christkind ruht, getragen. Von schwarzem Holz, mit silbernen Beschlägen, rings mit Kränzen behangen, war der Sarg, in dem der sterbliche Theil Jean Bourdon's und mit ihm ein dunkles Geheimniß lag. Die gräßlichen Diener, in schwarzen Kniehosen und schwarzen Strümpfen, Florschleifen um den rechten Arm und an den Hüften, trugen, sich ablösend, den Sarg auf ihren Schultern. Dahinter schritt der würdige Pfarrer von Gmunden, das silberne Crucifix vom Altar seiner Kirche hochhaltend. Ihm schlossen sich einige Capuziner an, das Haupt halb von den Capuzen verhüllt, mit Sandalen an den Füßen, den Leib von dem Stricke umgürtet. Und dann eine große Zahl von Leidtragenden, zu Drei und Drei gingen sie einher.

So viele vornehme Namen, so viel Macht, Reichthum und Herrlichkeit hatte Gmunden noch nie in seinen Straßen versammelt gesehen. Der Graf Wolfsegg, der Marquis von Gondreville, der Freiherr von Buch-

heim bildeten die erste Reihe; Max Nuersperg, der blonde Egbert und sein Freund, denen ihre Theilnahme an dem Schickjal des Unglücklichen diesen Ehrenplatz verschaffte, die zweite. Unter den Uebrigen fehlte keines der Adelsgeschlechter, die um den See bis weit hinein in das Land und in die Berge erbbegütert und ansässig waren. Sie alle hatten je Einen aus der Familie als Vertreter derselben zu dem feierlichen Begräbniße Jean Bourdon's gesendet. Es war, wie der lange Buchheim ausrief, ein Protest der österreichischen Ritterschaft gegen die französische Revolution und das unheilige, blutbefleckte Kaiserthum Bonaparte's. Die Ehre, die sie dem Opfer desselben erwiesen, bedeutete zugleich eine Herausforderung für die Mörder.

Es wäre dem Ritter Vittorio Zambelli unmöglich gewesen, sich der Einladung Wolfsegg's und einer solchen gemeinsamen Thathandlung zu entziehen, was auch immer sonst seine Ansichten über die Weltlage sein mochten. Er ging neben einem Grafen Harrach, der auf den Hügeln nach Altmünster zu ein kleines Schlößchen hatte: Beide in gleicher Unwissenheit über die Verdienste Jean Bourdon's, denn sie hörten eifrig ihrem Begleiter zu, der den Eingeweihten spielte und ihnen haarklein die Geschichte der Gondreville's und ihres treuen Dieners auseinandersetzte. Vittorio war

in diese Erzählung ganz vertieft und achtete gar nicht auf seine Umgebung. Dabei fuhr er jäh zusammen, als in seiner Nähe ein durchdringender Schrei ertönte und Jemand seinen Arm ergriff. Aufblickend erkannte er nun wohl, daß es keine Ursache zum Erschrecken gab. Die braune Christel hatte seinen Arm gefaßt und ließ ihn jetzt, an allen Gliedern zitternd, stammelnd, ohne doch ein verständliches Wort hervorzubringen, los. Die hinter ihr Stehenden hatten sie von ihrem Platz fortzudrängen gesucht und sie wäre gefallen, hätte sie nicht nach einer Stütze gegriffen. Wenn der Ritter in Wahrheit den bösen Blick besaß, so schaute er mit ihm das Mädchen an. In die Erde hätte die Christel sinken mögen, um sich vor diesen schrecklichen Augen zu verbergen, die sie wie zwei Flammen zu verbrennen schienen. Aber sie konnte nicht von der Stelle, nicht vorwärts, noch rückwärts; verzweifelnd schlug sie die Hände über das Gesicht zusammen. Der Ritter dagegen schüttelte sich, als müsse er sich von einem bösen Gewürm befreien, das sich unversehens an ihn gehängt.

Darüber waren die Vordersten mit dem Sarge vor dem offenen Grabe angekommen.

Die fromme, ehrwürdige Feierlichkeit, mit der die Kirche den Leib eines im Glauben Gestorbenen der Erde anvertraut, dort zu schlummern bis zum Tage

der Auferstehung, hatte begonnen. Schweigend, andächtig stand die Menge im dichten Kreise umher. Die Frauen waren niedergekniet. Alle hatten die Hände gefaltet, Viele sprachen halblaut das Gebet für die Erlösung der Seele Jean Bourdon's dem Pfarrer nach.

Dann erschien auf dem Erdhügel, Allen weithin sichtbar, von einem verlorenen Sonnenblick beschienen, der aus dem grauen Gewölk hervorbrach, um bald wieder verschlungen zu werden, der rothbärtige Pater Marcellus. Er hielt das Crucifix, das während des Zuges der Pfarrer getragen, empor und sagte, seine Linke ausstreckend:

„Da liegt er nun, todt, von einer verrätherischen Kugel hingestreckt, zu unseren Füßen! Ein treuer, werther, tapferer Mann! Aus dem Lande der gottlosen Franzosen, von umgestürzten Altären und Heiligenbildern, aus geschändeten Kirchen kam er zu uns, wo die Gottesfurcht noch zu Hause ist, Gehorsam gegen die Obrigkeit und Treue zu unseren Herren in dem Herzen eines Jeden wohnen. Nicht seine Sünden, seine Tugenden wird Gott anschauen und die heilige Jungfrau ihm eine gnädige Fürbitterin sein. Denn er ist gefallen wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde, im Kampfe Gottes gegen Beelzebub. Wozu sind wir Alle in der Weltlichkeit? Um das Reich Gottes auszubreiten.

Die Einen dadurch, daß sie Gutes thun und still leben, nach den Gesetzen der Kirche und des Kaisers, die Anderen, daß sie voranstreiten wider die Hölle. Gar mächtig in Waffen, arg in Listen ist die Hölle auf Erden. Ueberall sind ihre Fallstricke, ihre Netze, ihre Wolfsgruben, hütet Euch, fromme Christen, daß ihr nicht hineinstürzt und elendiglich darin zu Grunde gehet, schauet auf und wachet! Der Mann, den ihr heute bestatten helfet, war ein Wächter. Er stand auf der Zinne und blies sein Horn, bei Tag und Nacht. So weit sein Ruf reichte, verkündete er Allen: waret Euch, der Böse kommt! Und wer ist dieser Böse? Der Bonaparte ist's, derselbe Mann, der vor drei Jahren mit seinen Kriegsbanden durch unsere gesegneten Fluren zog, der das große Wien einnahm, der Eure Söhne und Brüder in der grausamen Schlacht bei Austerlitz niederkartätschte, der jetzt in Spanien der heiligen Jungfrau die Kronen vom Haupte rauben und die Kleider vom Leibe abziehen läßt. Unser Kaiser hat Frieden mit ihm geschlossen, aber Gott hat keinen Frieden mit ihm geschlossen. Im Gegentheil, ein ganzes streitbares Volk hat er gegen ihn aufgerufen: die tapferen Spanier. Alle, Männer, Frauen, Kinder, Alle, wie ihr, haben die Waffen ergriffen, Flinten und Säbel, Beile und Sensen, Mistgabeln und Messer — und dahin

geht's auf Tod und Leben gegen die Franzosen, unter heiligen Kirchenfahnen. Gott segnet seine Kämpfer, mitten unter ihnen sind seine Engel und richten ihre Kanonen. Ach, geliebte Christen, wie steht's mit uns? Hält dieser Bonaparte den Frieden, den er uns geschworen? Hier, hier habt ihr den Beweis" — und er deutete auf das Grab — „so hält er ihn. Bis in unser Land schießt er seine Spitzbuben und Mörder. Von seinem Munde geht ein Hauch der Pestilenz aus, von seinen Unthaten stinkt es zum Himmel.

„Bis jetzt konnten wir uns getrösten, daß nur in Frankreich Sünde und Laster in's Korn geschossen sind und den Schnitter erwarten. Er aber möchte auch unser Oesterreich zur Herberge der Ungerechtigkeit und zur Diebeshöhle machen. Wollt ihr das dulden? Gotteslästerer, Königsmörder, Ohnehosen und Leuteschinder unter euch dulden? Wie sie mit den Männern umspringen würden — schaut her, da liegt das Opfer, eine Kugel in der Brust, seines Geldes beraubt. Das verjubeln und versaufen sie in Paris. Der Bonaparte verpraßt den Schweiß des armen Volkes im Großen, sie im Kleinen. Undächtige Christen, wie lange kann's noch so währen? Der Zunder ist an die Pulvermine gelegt, in nächster Stunde könnt auch ihr zum Kampfe aufgerufen werden. Für die heilige Kirche, für den

Kaiser, für Weib und Kind! Warum nicht? Haben wir nicht mit der Blüchse umgehen gelernt? Können wir nicht die Aerte schwingen? Die Hölle dürstet und hungert nach Menschenfleisch und Menschenblut. Aber fürchtet euch nicht, Gott hat seinen Erzengel Michael, welcher der beste Kriegsheld im Himmel und auf Erden ist.

„An diesem Todten nehmt ein Beispiel. Standhaft war er, fromm, redlich und treu. Kein ungerichtetes Gut klebte an seiner Hand; mit Daransetzung seines Lebens hat er das Schloß seiner Herren vertheidigt. Das nenn' ich einen Mann und ich wünsche, Jeder unter Euch wäre wie er. Fern von seiner Heimath, fern von seinem einzigen Sohne ist er gestorben, ohne Murren, Gott im Herzen. Wie heißt es in der heiligen Schrift? Sei getrost, so will ich Dir die Krone des Lebens geben! Die Krone, das ist die ewige Seligkeit, unter den Heiligen des Herrn, zu den Füßen der allerheiligsten Jungfrau Maria. Darum klaget nicht um ihn, weinet nicht! Der Leib des Menschen ist ein Erdenkloß und zerfällt in Staub, die Seele aber lebt ewig. Wo sie aber leben wird, ihr andächtigen Christen, das ist die Frage. In Eurer Hand liegt's, ob ihr sie beständig in der Hölle brennen oder im Paradiesgarten herumspazieren lassen wollt. Ahmet dem hier nach und

seid des sicheren Pfades gewiß. Seid fromm und schleifet eure Sensen, betet und gießet Kugeln. Die Welt gährt und der Hölleohn geht umher wie ein brüllender Löwe, da darf kein Christ seine Waffen vernachlässigen. Schildwachen sind wir Alle, gehend oder stehend, wachend oder schlafend, immer des Alarmsrufes g-wärtig, die Waffe im Arm. Dann werden wir das Himmelreich erben wie Jean Bourdon! Dann wird die Gnade Gottes und seiner Heiligen mit uns, um uns, in uns sein für und für! Früher oder später, einmal fressen unseren Leib doch die Würmer, aber die Seele, ihrer Bande ledig, freut sich darüber und singt im Chor der Engel Hallelujah! In saecula saeculorum, Amen!“

Die Weiber schluchzten, die Männer schauten zur Erde, als der seltsame Redner vom Erdhügel herabstieg. In der tiefsten Erregung Aller wurde die Trauerfeierlichkeit vollendet. Jeder drängte hinzu, seine Handvoll Erde, als letzte Ehre, dem so Gefeierten auf den Sarg zu werfen.

Pater Marcellus verstand es, den Leuten in's Gewissen zu sprechen und ihre Einbildungskraft in Bewegung zu setzen. Längst, als sich die Herrschaften von dem Friedhose entfernt, nach dem Ufer des See's zu, wo in langer Reihe ihre Wagen standen, sie nach

dem Schlosse des Grafen zu führen, blieben die geringeren Leute zusammen, in Gruppen vor dem Grabe, das der Todtengräber langsam aufschufelte, hin- und hergehend, zu Dreien oder Vieren auf dem Calvarienberge, Andere sich in den Gassen zerstreugend, vor und in den Wirthshäusern Platz nehmend, Alle mit dem einen großen Ereigniß beschäftigt — ein vielstimmiges Echo der Worte des Capuziners. Es war Geld unter den Leuten; Einer und der Andere von den gräßlichen Dienern, der Urlaub erhalten, ließ es sich nicht nehmen, den Freigebigen zu spielen, und den Freunden nach dem ernstesten Vormittage einen lustigen Sonntag-nachmittag zu bereiten.

Das Beispiel erweckte Racheiferung, die reichen Bauern wollten sich vor ihren Knechten nicht ausstechen lassen, nicht beiseite stehen. Die Zehner, die Zwanziger fielen auf die Tische, ein Zechgelage war der beste Schluß des Begräbnisses.

„Seid fröhlich“, hieß es, „das war eine schöne Leiche.“

Wenn der Wind dem Bonaparte alle die Flüche und Verwünschungen zugetragen hätte, die an diesem Tage zu Gmunden am Traunsee erschollen, Siebenmeilenstiefel hätte er angezogen und wäre bis an das Ende der Welt geflüchtet. Aber der Wind regte sich nicht und dem Bonaparte sträubte sich kein Haar.

Auf dem Kirchhofe war es darüber leer und still geworden. Stöhnend, mürrisch vollendete der Todtengräber mit seinem Knechte seine traurige Arbeit. Scheuen Blickes stand die wilde Christel in einiger Entfernung an einen Baum gelehnt und schien die Schollen zu zählen, welche von den Schaufeln hinunter in das Grab fielen.

Wenn sie über sich selbst hätte zur Klarheit kommen, die Eindrücke, die in verwirrender Schnelligkeit, seit eine unzählbare Lust sie zu diesem Begräbniß getrieben, auf sie eingestürmt waren, in eine gewisse Folge und Ordnung hätte bringen können, würde sie gerufen haben: Du bist verwandelt. War es ihr doch, als wäre jenes Innerste in ihr, das der Pfarrer die Seele des Menschen nannte, gegen ein Anderes ausgetauscht. Ihre kleine braune Hand hielt sie zusammengeballt und spreizte nur verstohlen, aus Furcht, daß man sie belauschen könnte, die Finger über dem Gegenstand, den sie umschlossen, auseinander. Dann funkelte es dazwischen wie von einem Edelstein in goldener Fassung.

Aber es war flüchtiger als das Aufleuchten des Funkens, den jetzt der Todtengräber dem Stein mit dem Stahl entlockte, um mit dem Zunder seine ausgegangene Pfeife wieder anzuzünden.

„Was stehst Du da und hältst Maulaffen feil?“

rief der Todtengräber sie an. „Möchtest wohl wissen, wie viel Sandkörner dazu gehören, eine Leiche standesgemäß zu bedecken? Lauf lieber zum Wirth hinüber und laß mir die Flasche wieder füllen.“

Damit streckte er ihr ein kleines Fläschchen entgegen.

Bei seinen ersten Worten war Christel's Hand in die Tasche ihres Rockes gefahren. Furchtsam kam sie näher.

„'s ist halt doch eine Verstörte“, brummte der Todtengräber, sie anschauend.

Das Mädchen hatte die Flasche aus seiner Hand genommen, sah in die Tiefe, wo der Sarg nun schon ganz unter den Erdschollen verschwunden war, schauerte zusammen wie im Fieber und fragte:

„Ihr seid ein kluger Mann, Meister Ignaz, was denkt der Todte von uns?“

„Gott steh' uns bei!“ Der Alte schüttelte sich. „Das wäre mir eine leidige Geschichte, wenn sich die Todten noch mit Gedanken quälten. Die denken nicht und reden nicht. Wir werfen ihnen Erde genug auf den Mund, daß sie stumm bleiben für immer.“

„Bis zum Jüngsten Gericht“, erwiderte Christel „Das sagt der Pfarrer.“

„Und das ist wahr“, bekräftigte der Todtengräber

und schob sein Sammetkappchen auf dem Kopf hin und her. „Das Jüngste Gericht, die Heiligen wollen unsere Fürbitter sein! Aber das ist noch eine lange Zeit und Niemand weiß, ob er's erlebt. Lauf und hole den Wein. Du frierst ja an allen Gliedern und sollst einen Schluck bekommen.“

Dennoch ging das Mädchen, ganz gegen seine Gewohnheit, langsam über den Kirchhof. Ein Unsichtbares schien ihre Schnelligkeit zu lähmen. An dem Portal stand sie still. Hier hatte sie seinen Arm gefaßt, hier hatte er sie zurückgestoßen. Der Mann mit den dunklen mächtigen Augen, der Seinesgleichen nicht auf Erden hatte — sie wenigstens kannte keinen, der so aussah, der ihr Herz mit so unbeschreiblichen Empfindungen erfüllte. Und war es denn möglich, dieser Mann hatte sich vorhin am Grabe des Fremden zu ihr geneigt und ihr zugeflüstert: „Wart' auf mich, wenn der Mond über den Traunstein kommt, am Schlosse des Grafen, an der Gartenmauer!“

Was wollte er von ihr? Sie schüttelte ihre krausen Haare und wie eine Feuerlohe schlug es über ihr Antlitz. Ein jauchzender Laut entrang sich ihrer Brust, aber zugleich mußte sie das Gesicht zurückwenden, dem Grabe zu. Der Jubel verwandelte sich in einen Schreckensruf und sie stürzte, als wäre sie ein von Hunden ge-

jagtes Wild, den Hügel hinab. Hinter ihr aber war Niemand, nur der Todtengräber wettete über das faule Geschöpf.

Auch bei den Gästen des Grafen hatte die Rede des Pater Marcellus, mit einer einzigen Ausnahme, dieselbe günstige Stimmung erweckt, wie bei der Menge. An der Tafel — die Sitte forderte noch nach einem feierlichen Leichenbegängniß einen Leichenschmaus, und der Graf Ulrich wäre der Letzte gewesen, von einem solchen alten Herkommen abzuweichen — ward das Lob des Capuziners in allen Tonarten gesungen. Sogar Vittorio Zambelli, der nun einmal für einen Bewunderer Bonaparte's galt, rühmte das Feuer der Rede und vertheidigte ihren Inhalt gegen Wolfsegg selbst, der ein leises Mißbehagen über die maßlose Heftigkeit des Mönchs nicht verbarg.

„Das ist wie ein Pferd, das den Koller hat“, sagte er zu dem Ritter. „Er überschlägt sich beständig. Sein Eifer mag ihm noch hingehen, aber die Unvorsichtigkeit seiner Sprache, die ich werde büßen müssen. Ja, ich! Denn sind Sie nicht auch der Meinung, daß der General Andréoffy in Wien nach drei Tagen Alles wissen wird, was hier bei dieser traurigen Gelegenheit gesprochen ward? Und obendrein vom Gerücht übertrieben, die Mücke zum Elephanten aufgebläht? Das

wird dann ein Fragen hinüber und herüber und zuletzt ein kaiserliches Handschreiben mit einem Vorwurfe für mich geben. Den Pater schiert's wenig, der singt seine Metten oder schläft seinen Rausch aus.

Diejenigen in der Gesellschaft, die Vittorio das Schlimmste zutrauten, legten die Worte des Grafen für ebenso viele Dolchstiche gegen — den französischen Spion aus und erwarteten eine gereizte Antwort.

Aber der Wälsche entgegnete beinahe scherzend:

„Der Herr Graf wollen seine Gäste nach dem traurigen Geschäfte in erlaubter Weise erheitern. Als ob wir im aufständischen Spanien, in der Sierra Morena wären, wo das tolle Gerede eines Mönches Hunderten das Leben kosten kann und jedes Wort eine Kugel ist! Im friedlichen Oesterreich dagegen — der Herr Graf gestatten mir diese Bemerkung — haben seine Besorgnisse doch keinen Boden. Der General Andréoffy hat wichtigere Dinge zu thun, als die Predigt eines Capuziners zu lesen und zu erwägen. Und hat der Pater von seinem Standpunkte aus nicht Recht, so zu sprechen? Er haßt in Napoleon den Feind der Klöster, den Feind und Beleidiger des Heiligen Vaters. In jedem Verbrechen erkennt er die Hand dieses Unholdes. Wenn eine Scheuer niederbrennt, wird er rufen: die Knechte Bonaparte's haben sie angezündet. Darin

ist Methode, nur glaube ich nicht, daß sie für den Kaiser der Franzosen Gefahren in sich birgt.“

„Warum nicht? konnte sich der lange Buchheim, trotz eines abmahnenden Blickes Ulrich's, nicht enthalten, zu fragen. „Warum nicht, Herr Ritter? Zugegeben, dieser Capuziner ist ein Tollhändler oder ein Trunkener, war Ravailac etwas Anderes?“

„Doch, er war ein Franzose. Aber wir Deutschen sind ein langmüthiges, ruhiges leidenschaftsloses Volk, sie werden niemals eine Revolution oder einen Volkskrieg beginnen. Zuweilen sieht es aus, als stände der ganze Himmel in Brand. Und was ist's? Strohfeuer, Herr Freiherr von Buchheim, Strohfeuer!“

„Auch ein brennender Strohhäufen kann verderblich werden, wenn der Sturm hineinbläst“, antwortete Buchheim. „Dann wird jeder Halm zum rothen Hahn, der von Dach zu Dach tanzt.“

„Von solchem Sturmwinde wird unser Oesterreich hoffentlich für immer verschont bleiben“, lenkte Vittorio geschmeidig ein. „Wir Deutschen — meine Mutter war eine Deutsche — zeichnen uns in den Künsten des Friedens aus, wir erobern uns die Welt mit dem Spaten und mit der Feder. Warum sollen wir anderen Völkern nicht den Ruhm des Krieges lassen? Ist Vollo's Leier weniger werth als das Schwert des

Mars? Neulich noch hat uns die gnädige Gräfin Antoinette das schöne Gedicht des Herrn von Schiller vorgelesen — das Lied, welches den Frieden, die segenspendende Ceres, den Ackerbau und die Kornähre feiert. Das, mußte ich bei mir sagen, das ist das rechte Bild unseres fruchtbaren, weizen- und weinreichen Oesterreich's, das ist aus dem Gemüthe dieses sanften und stillen Volkes heraus gedichtet, gequollen, wie der klare Quell aus dem Gestein."

Die glückliche Wendung hatte die Unterhaltung in ein ruhigeres Bereich gelenkt; auch die Marquise und Antoinette, die einzigen Damen an der Tafel, konnten sich wieder an dem Gespräche betheiligen.

Sorgfältig ward jede Anspielung an das Ereigniß, das sie zusammengeführt, von dem Wirth und den Gästen vermieden. Die Jagden, die bevorstanden — auch eine Gamsjagd bei dem Herzog Johann in Steiermark — die Rückkehr nach Wien, die Feste und Vergnügungen, die der Winter in der fröhlichen Donaustadt etwa bringen würde, Maskeraden und Schlittensfahrten wurden heiter besprochen.

Das Mahl, zu dem sich Alle in so ernster Stimmung niedergesetzt, endete mit Scherzen, mit einem lachenden Ausblick in die Zukunft. Auch für Hugo, den Max Auersperg beständig von der Schönheit und

der Liebenswürdigkeit der Schauspielerinnen des Burgtheaters und der Sängerinnen am Kärnthnerthor unterhalten hatte.

Nach aufgehobener Tafel — es war Spätnachmittag geworden — nahm der Graf vertraulich Egbert's Arm und lud ihn zu einem Spaziergange durch den Garten ein. Die Einen stimmten bei und schlossen sich an, die Anderen blieben bei der Flasche sitzen und führten die politische Zwiesprache von dem Punkte aus weiter, wo die Erwähnung eines Gedichtes sie vorhin so jählings abgebrochen hatte.

Wie um zu zeigen, daß er sich vor dem jungen Manne gern des Zwanges strenger Form entledige und in ihm schon einen Hausgenossen sähe, hatte Ulrich sich ein kurzes Pfeifchen mit einem kostbaren Meer-schaumkopfe angezündet und eine Jagdmütze aufgesetzt.

„Also unwiderruflich — es bleibt dabei?“ fragte er, als sie zwischen den Bäumen dahingingen.

„Ja, Herr Graf, morgen machen wir uns auf den Weg nach Wien. Ich bin lange genug vom Hause fern gewesen und manches unliebsame Geschäft fordert Erledigung.“

„Bah, Sie sind ja ein ganzer Freiherr, Egbert. Mehr als wir Edelleute, denen ihr Stand doch manche Last und Beschwerde im öffentlichen Dienst auferlegt,

während Ihr Bürgerlichen nur für Euch, nur Euren Geschäften lebt. Ich lobe es nicht; wir haben Unrecht gethan, das Bürgerthum so lange von Staatsangelegenheiten entfernt gehalten zu haben. Jetzt ist es schwer, den schlimmen Fehler der Jahrzehnte in wenigen Monaten wieder zu verbessern. Aber, Vergebung, der junge Herr hat keine Freude an politischen Discursen —“

„Doch, doch! Wenn Sie nämlich, Herr Graf, sie führen.“

„Vielleicht haben Sie das bessere Theil erwählt“, verfolgte Ulrich seinen Gedankengang. „Sie sind jung, wohlhabend, mit so vielen Gaben ausgerüstet, warum sollten Sie Zeit, Mühe und Zufriedenheit an eine so wetterwendische Dirne, wie die Politik eine ist, verschwenden! Da bauen Sie lieber Ihr Haus in Hiezing fertig und treiben Musik mit Ihrer hübschen Nachbarin. Wie geht's ihr denn? Sie hat eine so rührende Stimme.“

„Fräulein Magdalene? Wir stehen in keinem Briefwechsel, Herr Graf. Der Vater hat mir einmal — es mögen vier Wochen her sein — nach Prag geschrieben; damals war Alles wohl auf.“

„Und Ihr Stadthaus in Ordnung? Ein rechtschaffener, umsichtiger, mir in schwierigen Angelegenheiten treu erprobter Mann, wie ich es Ihrer seligen

Mutter sagte, als er mit seiner Frau und Tochter in das Haus zog, dieser Armhart.“

„Es sind liebe Leute, und in der ersten Zeit nach dem Tode meiner Mutter war mir ihr Umgang eine wahre Herzensstärkung. Ich hoffe, wir werden in allen Lebenstagen gute Freunde bleiben.“

„Rechnen Sie mich auch dazu“, sagte mit einer plötzlichen Aufwallung der Graf und drückte ihm die Hand, „mich auch zu Ihren und Magdalenens besten Freunden! Ich gönne Ihnen, mein lieber Egbert, von ganzem Herzen Ihre friedlichen Beschäftigungen und Vergnügungen, aber es wurmt mich doch, daß Sie mein Haus so bald verlassen wollen — wie ein unruhiger Vogel, den es im Heimwärtsfluge an keinem Gefins mehr rasten läßt.“

„Sie verwöhnen mich, Herr Graf. Ich und mein Freund, wir sind wie ein Unwetter über Sie hereingebrochen.“

„Das ist's ja, was mich ärgert! Nur verstörte Gesichter haben Sie bei mir gesehen, Verwirrung nach Außen, Trübung im Innern. Nein, wir haben uns Ihnen nicht von unserer günstigsten Seite gezeigt. Und jetzt, wo die Ruhe wieder eingefeiert ist, scheiden Sie. Mit Gott denn, Ihre Pflicht ruft Sie. In Wien bietet sich mir wohl die Gelegenheit, nachholen zu

können, was hier versäumt ward. Sie und Ihr Freund, Sie vermeiden mein Haus in der Herrengasse nicht ängstlich, für Sie Beide ist es immer offen, immer! Der junge Brandenburger gefällt mir, wenn auch nicht gerade als Comödiant. Aber von alledem, von Ihren Plänen, von seinen Hoffnungen in Wien."

"Hugo hängt fest an seinem Wunsche, die Bühne des Burgtheaters zu betreten", knüpfte Egbert rasch entschlossen an die letzte Aeußerung Wolfssegg's an. Er hat sich in Leipzig und Dresden schon versucht. Aber sein Ehrgeiz drängt ihn nach Wien. In diesen kriegerischen Zeitläuften ist unsere Stadt beinahe noch das einzige Asyl für die Muse des Schauspiels. Hugo besitzt, wie sich der Herr Graf überzeugen konnte, ein nicht gewöhnliches Maß gelehrter Bildung."

"Ja, er würde eine Zierde der Wissenschaft geworden sein, ohne die Schlacht bei Jena. Wie launig hat er uns das gestern Abend erzählt! Welchen ungeheuerlichen Wandlungen sind doch jetzt die Geschicke der Menschen ausgesetzt, weil es einem Sterblichen gefällt, den Halbgott zu spielen! Von dem Königsschlosse bis zur Hütte erschüttert Bonaparte die Welt! Nicht unseres Erbes, nicht unserer Arbeit, nicht einmal der nächsten Stunde sind wir sicher. Zieht dieser neue Jupiter die Brauen zusammen, so wankt Alles auf

Erden. Hat ihm die Gottheit oder ein Dämon, der sich unseres Glends und unseres Jammers freut, diese Macht gegeben?“

Zum ersten Male brannte Egbert eine politische Rede auf der Zunge. Die Predigt des Capuziners am Grabe hatte ihn auf das Tiefste verstimmt und nur die Rücksicht auf den Wirth, der Hinblick auf seine Jugend und seine bescheidene Lebensstellung unter so vielen älteren und erlauchteren Personen an der Tafel seinen Unwillen zum Schweigen gezwungen. Jetzt aber schien ihn der Graf selbst zu einem Urtheil aufzufordern.

Warum sollte er den verehrten Mann in Zweifel über seine Gesinnung lassen? Sich zusammennehmend, sagte er:

„Ein Dämon doch wohl nicht, Herr Graf! Der Kaiser Napoleon hat unser Vaterland oft bekriegt und hart geschädigt, aber müssen wir deshalb unsere Augen vor seiner Größe verschließen? Wer, wie ich, von einem kleinen Fenster aus den Gang der Weltbegebenheiten beobachtet, der glaubt doch in den Thaten, dem Glanze und dem Schicksale dieses außerordentlichen Mannes ein wunderbares Gestirn am Himmel vorüberwandeln zu sehen. Ein flammendes Meteor, das an Alexander und Cäsar erinnert. Aber er ist nicht allein ein Jm-

perator, ein Staatsmann, ich finde in ihm jene Wahrzeichen wieder, welche die Dichter ihren bevorzugten Helden geben. Er erscheint als der Ausdruck des ringenden, kraftvoll aufstrebenden Menschen. Aus welcher Tiefe und Niedrigkeit ist er doch emporgestiegen! Von einem armen Artillerie-Lieutenant zum Kaiser einer halben Welt! Das Glück hat ihn begünstigt, behaupten seine Gegner, als könnten sie damit seinen Triumph schmälern. Gewiß war das Glück mit ihm, wie es mit Cäsar war. Im Bunde mit den Schicksalsmächten schreitet er daher, denn wann hätten sich die Götter mit Feigen, Elenden und Thoren verbunden? Einen solchen Mann sollte man nicht als einen Verworfenen, einen Höllenjahn, einen Hauptmann von Räubern und Spitzbuben darstellen.“

„Ach!“ entgegnete der Graf, der ihm aufmerksam und nicht ohne Staunen zugehört hatte, und that einen langen Zug aus seiner Pfeife. „Sie sind noch bei der Capuzinerpredigt. Schon recht, mein lieber Egbert, auch nach meinem Geschmacke war sie nicht. Aber was wollen Sie? Das Beispiel der spanischen Mönche riß den guten Vater hin. Nur daß die Hölle für die spanische Phantasie doch noch eine ganz andere Bedeutung hat als für die Einbildung unseres guten Volkes. Und dann — Lucifer ist der Fürst des höllischen

Reiches, war er nicht einst der Engel des Westens?“

Dem Jüngling klang es aus den Worten Ulrich's halb wie ein Angriff, halb wie eine ironische Verweisung an, und er fühlte sich zu einer Vertheidigung seiner Ansicht berufen:

„Sie lächeln über meine Begeisterung, Herr Graf. Den bedeutenden Staatsmann, den Gegner Napoleon's mag sie zugleich übertrieben und unreif dünken —“

Umsonst wehrte Wolfsegg ab.

„Es verletzt mich nicht, unser Standpunkt ist zu verschieden. Ich bin nicht bestimmt, in den Welthändeln auch nur die kleinste Rolle zu spielen, jemals um ihre innersten Triebfedern zu wissen, ihren geheimsten Zusammenhang zu erkennen. Wie im Theater ein geblendeter, verwirrter, hingerissener Zuschauer, so sitze ich vor dem gewaltigen Schauspiele, das dieser eine Mann, Europa erschütternd, vor mir aufführt. Ich vergesse das Schreckliche und Entsetzliche, das Blut und die Thränen, die an seinen Thaten hasteten; ich sehe nur den gigantischen Helden und bewundere in ihm die Größe und Herrlichkeit, zu der sich ein Sterblicher aufschwingen kann.“

„Haben Sie Bonaparte einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen?“

„Ja, vor der Austerlitzer Schlacht flüchtig in Schönbrunn. Er hielt eine Revue über eines seiner Garderegimenter ab.“

„Nun, welchen Eindruck empfangen Sie von ihm?“

„Er stand im Kreise seiner Generale, die Arme auf dem Rücken, unbeweglich und starr, wie eine Gestalt von Erz. Soll ich es Ihnen bekennen, Herr Graf, für mich lag eine furchtbare Erhabenheit in seinem strengen, gelblichen Gesicht. Nie hatte ich mich noch vor dem Antlitz eines Menschen so niedrig und nichtig gefühlt.“

„Wie schön ist doch die Schwärmerei der Jugend! Sie freut sich an dem Schein der Dinge. Die Zeuzlarve verdeckt ihr die Häßlichkeit des Usurpators.“

„Eines Usurpators, der sein Volk zu dem ersten auf dem Erdboden gemacht hat.“

„Ja wohl, aber um welchen Preis? Wenn wir nach sechzig Jahren die Franzosen fragen könnten, wie theuer ihnen die Herrschaft des neuen Karl des Großen zu stehen gekommen ist! Und mögen doch die Franken mit ihrem Glücke und ihrem Kaiser zufrieden sein, haben wir Deutsche Ursache, uns ihrem Jubel anzuschließen? Ueber den Sturz unseres Reiches, über Länderraub und Verwüstung, über unsere verbrannten Dörfer, über zerstampfte Gefilde ohne Zahl, über die Vertreibung

unserer Fürsten, über unsere erschlagenen Brüder diesem Manne Weihrauch zu streuen?"

„Sie mißverstehen mich, Herr Graf. Nie habe ich des Elends, der Niederlage meines Vaterlandes vergessen. Wenn es meines Armes bedürfte, er würde ihm nicht fehlen. Aber wir können uns doch nicht darüber täuschen, daß mit der französischen Revolution eine neue Epoche der Geschichte angebrochen ist. Andere Lebensformen, andere politische Bildungen tauchen auf, eine andere Vertheilung der Macht, als sie bisher galt, vollendet sich. Ist die Gründung eines neuen Weltreichs, wie es vordem das römische war, nicht mehr möglich?"

„Wo Paris dann an die Stelle Roms treten würde? Und wir — was würde aus uns?"

„Entsinnen Sie sich einer Unterhaltung, Herr Graf, deren Sie mich im Winter würdigten? Sie sprachen von dem Schicksale, das jeder Nation von der Vorsehung gleichsam in die Wiege gelegt sei, von dem Zwecke, den sie in dem Ganzen und in der Harmonie der Welt zu erfüllen habe. Ihre Worte blieben fest in meinem Gedächtniß und regten mich in einsamen Stunden immer wieder auf's Neue zum Nachdenken an. Ich verglich Deutschland mit Hellas. Wie unter den römischen Kaisern die Griechen als Dichter und Künstler,

Lehrer und Philosophen ihre Bildung, ihre Menschlichkeit überall hintrugen und eine Gemeinsamkeit des Wahren, Guten und Schönen schufen, so würde in dem neuen Weltreiche diese erhabene Aufgabe den Deutschen zufallen. Die deutsche Bildung und Kunst würde die Menschheit durchdringen und veredeln. Statt der Völker, die sich feindlich auf Schlachtfeldern gegenüberstehen, würde es dann nur eine einzige, eng verbrüderete Genossenschaft geben, die im Wettstreit um die Palme des Friedens mehr und mehr der Vollendung entgegenreifte.“

„Und das Portal zu diesem Tempel des ewigen Friedens bildete die Kriegsära, in der wir leben? Ein Bonaparte brächte uns Heil und Freiheit und Recht?“

„Ward aus Octavianus, dem blutigen Urheber der Proscriptionen, nicht der mild gesinnte Augustus? Aus dem schrecklichen Zerstörer Jerusalems die Freude und das Wohlgefallen des Menschengeschlechtes?“

„Ihre Phantasie nimmt einen hohen Flug, lieber Egbert. Aber Sie wandeln in einem Traumreiche, nicht in der Wirklichkeit. Wenn Sie diesen Mann in der Nähe sehen würden — nur den Riesenschatten, den er wirft, in Ihr stilles Dasein, in Ihre friedlichen Beschäftigungen wirft, erregt Ihre Bewunderung. Was

hat er gethan, das Ihrem Ideal entspräche? Alle hat er erniedrigt, um sich allein zu erhöhen."

„Schafft er nicht, wohin er seinen siegreichen Fuß setzt, Mißbräuche und veraltete, widernatürliche Ordnungen ab? Wird ihm selbst Spanien nicht zu Dank verpflichtet sein, daß er es von dem Druck der Inquisition befreien wird? Ein neues, besseres Recht zieht mit seinen Adlern und bürgert sich in Europa ein. Aus Paris hat er eine Welthauptstadt gemacht, hier wie in einem Brennpunkt alle Schätze des Wissens und der Künste versammelt. Wer in diesem ungeheuren Pantheon des Ruhmes gewesen, kehrt begeistert von des Kaisers Größe in seine Heimath zurück; er hat an den Quellen des Lebens geseffen und einen tiefen Trunk daraus gethan.“

„Ein Zauberquell, aus dem man ewige Jugend trinkt, meinen Sie?“

Der Graf hatte sein Pfeifchen aus dem Munde genommen.

„Es ist das alte Lied. Paris saugt Europa aus, wie ehemals Rom eine halbe Welt. Rings umher ist Finsterniß, hier leuchtet es hell. In der Entfernung, in der Sie stehen, empfangen Sie den Eindruck einer milden glänzenden Sonne — wie wär's, wenn Sie einmal diesen Olymp besuchten?“

„Ich — in Paris?“

Unwillkürlich hielt Egbert in seinem Gange inne. Der Gedanke und noch mehr die kühle Ruhe, mit der ihn Wolfsegg ausgesprochen, hatte etwas Schwindelerregendes für ihn.

„Nun ja! Was schreckt Sie denn? Sie sind doch reich genug, sich ohne Bedenken eine solche Reise zu erlauben. Und daß Sie Ihr Geld auf diese Weise gut anwenden würden, verbürge ich Ihnen, auch ohne das kaiserliche Paris zu kennen.“

„Sie irren, Herr Graf. Mich hält die Furcht zurück, mich in diesem Ocean zu verlieren.“

„Es giebt einen Compaß, der den Muthigen hinüber und in den sicheren Hafen zurückführt. Das Vaterland und das eigene Gewissen. Gefährlich, verführerisch war schon das königliche Paris — aber wenn die Sirenen singen, läßt Odysseus sich an den Mast binden. Nehmen Sie die Fabel als ein Symbol. Der Mast ist das Bewußtsein der Pflicht, das jeder Gute in seinem Herzen trägt. Nein, in Wahrheit, Sie sollten diese Anregung nicht fallen lassen. Nach Paris! Dort, wenn irgendwo in unseren Tagen, würden sich Ihnen Leben und Geschichte entschleiern.“

Ohne daß sie es merkten, waren sie im Eifer des Gesprächs die Fichtenallee entlang gegangen und stan-

den nun doch überrascht vor dem Grabmal der Eltern des Grafen. Schräg fiel der rothe Schein der sinkenden Herbstsonne durch die Zweige und leuchtete wie ein Glorienschein um den Genius der Hoffnung auf der Säule, während unter ihm die Gräber und die Male darauf schon im tiefen Schatten lagen.

„Da wären wir am Ziel“, sagte Ulrich ergriffen. „Ohne unseren Willen am Ziel, denn das ist das Ende aller Herrlichkeit. Wir sollen, wie es scheint, an diesem Tage von dem Schauer der Vergänglichkeit nicht frei werden.“

Indem wurden hinter ihnen laute Stimmen vernehmlich; auf einem anderen Wege war ein Theil der Gesellschaft zu demselben Punkte gekommen.

Wolfzegg blickte sich um; er glaubte den Ritter Zambelli unter den sich Nahenden zu erkennen.

„Mein lieber Egbert“, sagte er in schneller Fassung, ganz in Gedanken? „Ich verlasse Sie eine Weile und suche Ihnen die Schwäger fernzuhalten. Das ist kein Augenblick, der Ihnen entweicht werden soll! Auf Wiedersehen im Schlosse.“

Der Jüngling konnte dem älteren Freunde zum Danke nur die Hand drücken. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, jetzt mit Gleichgiltigen Gleichgiltiges zu reden, ihre bloße Gegenwart schon würde ihn verstört

haben. So feierlich, so gehoben war ihm zu Muth. Er hatte sich auf die Bank vor den Gräbern gesetzt und schaute träumerisch zu dem Engel der Hoffnung auf.

Immer schwächer wurde der röthliche Glanz auf dem weißen Marmor. Hinter ihm waren die Stimmen der Lästigen verflungen, der Graf mochte sie einen anderen Weg zum Schlosse zurückgeführt haben. Welche Hoffnungen hatten die drei Tage, die er hier zugebracht, hatte noch das letzte Gespräch in ihm erweckt! War es ein gutes Vorzeichen, daß dort der Genius wie aus den Wolken des Himmels ihn grüßte?

Er bedachte, wie arm an Erfahrungen er aus Wien gezogen war, wie reich er heimkehrte. Wenigstens erschien es ihm so, wenn er seinen früheren Zustand mit seinem jetzigen verglich. Dinge und Menschen, deren Schatten bisher nur an seinem inneren Blicke vorübergeglitten waren, hatten sich leibhaftig seiner Betrachtung dargeboten. Dunkle, verwickelte Verhältnisse hatte er kennen gelernt; in schwierigen Umständen hatte man seine Klugheit und Geistesgegenwart angerufen. Die vornehme Gesellschaft, die er heimlich gefürchtet und die ihn doch unwiderstehlich an sich gelockt, zeigte sich ihm harmloser und vertrauensvoller, als er geglaubt; mit offenen Armen hatte sie

ihn empfangen. Keinen Anstand hatte der Graf genommen, ihn in das Geheimniß der Gondreville's einzuweißen, ihm seine politischen Ansichten mitzutheilen.

So viel Ehre und Gunst, die doch — Egbert durfte es sich gestehen — nicht ganz unverdient waren, mußten berauschend auf sein junges Herz wirken. Mit leisem Schrecken überraschte er sich schon auf ehrgeizigen Gedanken. „Was Anderen nur nach langer Arbeit und Prüfung zu Theil wird“, sagte er sich, „das hast du bei deinem Eintritt in's Leben gewonnen.“

In seiner Arglosigkeit fiel ihm nicht ein, daß diese Herzlichkeit des Grafen einen verborgenen Zweck haben könnte, und er war nicht eitel genug, um zu wähnen, daß die Herren in dem verwegenen Spiele, daß sie gegen den Kaiser Napoleon vorbereiteten, auch ihm eine Rolle zugeadcht hätten. Ihm sank es nur, mitten in seiner Freude und seinem Stolze, schwer auf die Seele, ob diese großen, inhaltsvollen Tage sich fortsetzen, ob sie nicht mit seinem Scheiden aus dem Schlosse am See für immer ihr Ende erreicht haben würden.

Und wie er so in sich versunken vor den Gräbern saß, die herbstliche Dämmerung dichter und kälter ihn umfing, beschlich ihn eine unendliche Wehmuth. In grauen Nebel zerrann das liebliche Bild. Von Allem, was er genossen und erlebt, blieb Nichts als die Er-

innerung. Hier war ein Abschluß seines Daseins und keine goldenen Fäden spannen sich aus der bewegten Fülle, die ihn noch umgab, in das traurige Einerlei, das ihn in Wien erwartete. In einer kurzen Frist hatten sich die Begebenheiten in buntem Wechsel, in rastlosem Laufe gedrängt, nun mußte er sich wieder auf den langsam schleichenden Verlauf leerer Wochen und Monate gefaßt machen. Je greller der Gegensatz war, desto schwerer empfand er schon im Voraus den Druck der Langenweile. Noch nichtiger als früher dünkten ihn, wenn er auf die großen Dinge blickte, die der Graf in seinem Sinne und Geiste erwog, seine Beschäftigungen. Ach, und wenn er sie von sich abschüttelte, wenn ihn wieder das Glück von Abenteuer zu Abenteuer trug, würde ihm die holde Göttin seiner Gedanken und Träume je wieder begegnen? Würde er, wie an diesem Orte und zu dieser Weile, Antoinette an jedem Morgen und jedem Abend sehen? Zwar hatte die junge Gräfin ihre spröde Haltung nicht aufgegeben und Egbert aus seiner ritterlichen Huldigung und Ehrfurcht sich nicht herausgewagt, aber vielfache Berührungen waren zwischen beiden nicht zu vermeiden gewesen. Der Graf wie der Marquis hatten sie begünstigt, sogar Max Auersperg fand seinen Vortheil dabei, daß der blonde Egbert statt Vittorio's beständig an der

Seite seiner Base blieb. Von dem Bürgerssohne hatte er nichts zu fürchten, eher mochte er hoffen, daß Antoinette im Umgang mit demselben sein eigenes adeliges Verdienst besser schätzen lernen würde. So war es zu manchem Gespräche zwischen Beiden gekommen, zu kleinen Diensten von seiner, zu einem freundlichen Wort und Blick von ihrer Seite. Erfüllte Egbert auch keine der Bedingungen, die Antoinette für ihr Ideal eines Mannes aufstellte, hatte sie seine Schwerfälligkeit und seinen Ernst zu tadeln, so war ihr doch, in der natürlichen Eitelkeit eines schönen Mädchens, die Verehrung nicht gleichgiltig, die er ihr entgegenbrachte.

Die dunklen, unruhigen Triebe, die, ihr selbst noch halb unbewußt, ihre Seele bewegten und durch den Tod Jean Bourdon's die Pläne ihres Oheims, den drohenden Verlust ihres Vermögens noch stärker aufgeregelt worden waren, fanden in der schwärmerischen Liebe des blonden Egbert etwas wie eine Beruhigung und ein Spielwerk zugleich. Die werthvollen Eigenschaften ihres Ritters, seine Treue, Hingebung und Festigkeit flößten ihr gegenüber dem lahmen und leichtsinnigen Betragen der jungen Edelleute, die sie umflatterten, Achtung und Vertrauen ein; in den Stürmen, die sie heraufziehen sah, mochte sein Arm auch für sie eine Stütze werden. Egbert dagegen überließ

sich ohne Nachgedanken dem Zauber ihrer glänzenden Erscheinung, dem Reize ihrer Begegnung. Furchtsam, wie er war, und mißtrauisch, hatte er über den Tag seines Glückes nicht hinauszusehen gewagt und mußte sich nun doch sagen, daß die Dunkelheit der Nacht hereinbräche, die ihm seine Göttin vielleicht für immer entzöge!

Während er so vor sich hingrübelte, scholl von jenseits der niedrigen Gartenmauer Geschrei, Gesang, das Gejauchze heimziehender Bauernburschen in die Stille unter den Fichten. Der Abend, der mit Regen drohte, hatte sie vorzeitig aus dem Wirthshause von Gmunden getrieben. Daß sie den Umweg über den von jeder größeren Straße abseits gelegenen Schloßhügel gewählt, mochte der Vorschlag des Pfliffigsten unter ihnen gewesen sein: es galt, dem gnädigen Herrn Grafen beim Abschiede eine Huldigung darzubringen. Auch glaubte Egbert, als er sich von der Bank erhob und aufhorchend stand, ein „Vivat Se. Gnaden!“ aus der Ferne, vom Schloßhose her, zu vernehmen.

Rings um ihn war es wieder einsam geworden. Die ganze Gesellschaft hatte den Garten verlassen; auch er mußte den Rückweg in das Schloß antreten.

„Holla, was ist denn das?“

„Ein Gespenst, eine Eichfaze?“

„Nicht doch, es ist die braune Christel.“

„Was will die hier? Fangt sie!“

„Wie das Ding laufen kann!“

„Ihr nach! Sie soll uns Rede stehen über ihre Herereien.“

„Laßt Euch mit ihr nicht ein, sie beißt wie eine wilde Katze!“

„Haltet sie fest! Sie soll uns sagen, was sie von dem Morde weiß.“

Nun wird jedes einzelne Wort von dem wüsten Geschrei und Gejohle Aller verschlungen. Ein Laufen, Stürzen, Springen — mit pochendem Herzen lauscht Egbert der Jagd auf ein armes Mädchen, die draußen vor sich geht.

Er hat sich der Mauer genähert und sucht eine Pforte, einen Ausgang in's Freie, um die tollen, halbberauschten Burschen anzuhalten. Aber er ist in dem Garten doch nicht bekannt genug, um die kleine Thüre in der Mauer, die hier herum sein muß, so leicht zu finden, und die Dunkelheit wächst fort und fort um ihn, über ihm.

Da ist es ihm, als fielen etwas über die Mauer und arbeitete sich durch das Dickicht. Sollte das Mädchen in seiner Angst herübergeklettert sein?

„Hierher!“ ruft er, um ihr so den Weg zu zeigen, den sie zu ihrer Rettung einzuschlagen hat. „Hierher!“

Draußen tobt der Lärm und die Verfolgung weiter — wie er sich überredet, abseits in den Wald hinein.

Die braune Christel hat seine vorgestreckte Hand ergriffen.

„Beste, gnädiger Herr“, stammelte sie.

Von dem wilden Laufe und dem Sprunge von der Mauer zittert sie noch und holt tief Athem.

„Hier soll Dir Niemand ein Leid anthun“, beruhigt er sie und führt sie nach der Bank. Setz' Dich nieder.

So dicht bei einander, bei dem ersten Schimmer des aufgehenden Mondes erkennen sich beide. Auf dem Kirchhof hat Egbert sie nicht bemerkt — aber die Erinnerung wird in ihm lebendig, wie er sie an der Spitze der Knechte gesehen, die von der Rabenmühle mit der Bahre daherkamen. Ein seltsames, verwildertes Geschöpf; damals, vor dem Anblicke des blutenden Bourdon war sie entflohen. Hatten die Bauern nicht eben gerufen, daß sie mehr von dem Morde wisse? Sollte er die Gelegenheit benutzen, sie auszufragen?

Allein er hat den Gedanken kaum gefaßt, so verwirft auch schon sein großmüthiges Herz das Uedle

einer solchen Handlung. Uebrigens läßt ihm die Verwirrung und Bestürzung Christel's gar keine Muße, eine ernste Frage zu stellen.

„Jesus Maria!“ schreit sie und will von der Bank aufspringen und davonlaufen. Offenbar hat sie sich in ihrem Retter getäuscht und einen Anderen an seiner Stelle erwartet.

„Bleib'!“ ruft Egbert und hält sie am Arm. „Wie kommst Du nur hierher, wunderliches Mädchen? Warum jagten Dich draußen die Burschen?“

Vor der Bank ist sie niedergeglitten und liegt ihm zu Füßen:

„Gnade“, schreit sie mit gerungenen Händen, „Gnade! Ich weiß nichts, ich bin ohne Schuld.“

„Steh' ich denn wie ein Unhold aus? Steh' auf, ich schlage Dich nicht.“

„Ihr seid der Rächer, Gott hat Euch gesendet!“ wimmert sie schluchzend, jammernd, das Gesicht an seinen Knien verbergend.

„Die Leute hatten doch Recht“, denkt Egbert, „sie ist närrisch. Aber was thun, was mit ihr beginnen?“

„Steh' auf, Christel. Ich bringe Dich in's Schloß, da wird schon Einer sein, der Dich nach Deinem Dorfe führt.“

„Tödtet mich nicht! Da, nehmt! Nehmt! Ich darf nichts sagen, ich kann's nicht! Laßt mich! Gott wird seine Leuchte vor Euch flammen lassen!“

„Herr Egbert Heimwald!“ schallt es da von dem oberen Ende der düsteren Fichtenallee und ein Lichtschein loht ihnen entgegen.

„Ich komme“, entgegnet Egbert.

Mit der Geschwindigkeit einer wilden Katze ist das Mädchen aufgesprungen, blickt scheu und blinzelnd dem Lichtschimmer entgegen, stößt einen leisen Schrei aus und verschwindet in dem niedrigen Tannengesträuch, das sich innerhalb der Mauern entlang zieht. In dem herrschenden Halbdunkel gleicht das Ganze einem phantastischen Spuk. „Träum' ich oder wach' ich?“ will Egbert rufen; er fühlt einen harten Gegenstand in seiner Hand. Ein dunkler Stein, vielleicht ein Opal, von einem Goldreifen umfaßt — es scheint der Knopf eines Stoces oder einer Reitpeitsche gewesen zu sein. In einer hastigen, ihm selbst unerklärlichen Anwendung verbirgt er das Pfand der tollten Christel, als jetzt das Licht ihm in's Antlitz schimmert.

Ein Diener mit einem Windlicht — aber er ist nicht allein, Vittorio Zambelli schreitet ihm nach.

„Endlich gefunden!“ sagt der Ritter. „Die gnä-

dige Gräfin Antoinette hat mich nach Ihnen ausgeschickt, wir wollen zusammen musiciren.“

„Ich danke Ihnen, Herr Ritter, für Ihre Bemühung“, erwidert Egbert, betäubt von Allem, was in diesen wenigen Minuten sich begeben.

„Nicht doch“, meint der Ritter in seiner verbindlichen Weise und schaut mit scharfen Blicken umher — ein verlornener Mondstrahl irrt über die Grabdenkmäler hin, sonst ist nichts als Dunkel und Stille — „der Wunsch einer Dame! Welchem Cavalier wäre der nicht Befehl!“

„Ich folge.“

„Und der Herr Graf hatte Recht. „Bei den Gräbern werden Sie ihn finden“, rief er mir nach. Bei den Gräbern! Halten Sie Zwiesprach mit den Todten?“

„Warum nicht? Wissen sie doch mehr als wir Lebendigen.“

Nun hatten sie sich um einige Schritte von dem Begräbnißplatze entfernt und gingen eilig dem Schlosse zu.

„Von Himmel und Hölle?“ fragte Zambelli nicht ohne Spott.

„Nein — sie wissen auch, warum und wie sie gestorben sind.“

Darauf entgegnete der Ritter nichts, schweigend erreichten sie den Platz vor dem Schlosse.

Fast aus allen Fenstern strömte Licht. Egbert war wie geblendet.

Was ist Wahrheit, was ist Täuschung in diesem Leben? ging es still durch seine Seele. Oder ist Alles nur Ahnung eines Höheren? Alles nur ein Traum?

Ende des ersten Bandes.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Hirell, die Tochter des Calvinisten.

Roman

von

John Saunders.

Verfasser von „Abel Drake's wife“.

Aus dem Englischen von A. Greßschmar.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein muthiges Weib.

Von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen von Sophie Berena.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. gr. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Hannah.

Von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen von Sophie Berena.

Autorisirte Ausgabe.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 2. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Zweiter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Erstes Kapitel.

„Nun, darf man einmal einen Blick in die Herrlichkeit hineinwerfen, Joseph? Ist die Luft noch rein?“

„Belieben's nur hereinzuspazieren, Demoiselle Armhart! Alles rein gewaschen, gefegt, gebürstet, kein Erzherzog kann's besser haben. Wovon soll die Luft aber rein sein? Stichelt die Demoiselle auf mein Pfeifchen? Wissen's, der selige Herr Heimwald, den die Demoiselle nicht gekannt hat —“

„Ich halte mir die Ohren zu, Joseph, wenn Er von seinem alten Herrn anfängt. Singt Er mir doch schon genug von seinem jungen Herrn vor.“

„Singen? In meinem Alter singen? Würde sich nicht schicken, Demoiselle.“

Darüber war das junge Mädchen, der Einladung des alten Dieners folgend, der in seinem braunen Rock

mit vergoldeten Knöpfen, feinen gepuderten Haaren mit dem Zopf daran, den schwarzen Kniehosen und Schuhen mit blanken Schnallen einen stattlichen Eindruck machte, in das Zimmer, auf dessen Schwelle er bei ihrem Mahen gestanden, rasch hineingetreten.

„Seine Pfeife thut mir gar nichts“, sagte sie. „Viel schlimmer ist's, wenn der Gast, den sich Herr Heimwald mitgebracht hat, sein langes Pfeifenrohr ansteckt. Da darf man wohl fragen, ob die Luft rein ist.“

„'s ist ein Preuße, ein Lutherischer. Die mögen alle so fürchterlich rauchen, um sich an den Hölle-rauch zu gewöhnen. Wenigstens sagt's der Herr so, 's ist aber ein gespaßiger Herr.“

„Weiß Er, Joseph, die Herren bleiben lange draußen, mitten im November, in den bösen Nebeln und Sturm und Regen. Was treiben sie dort?“

„Der junge Herr wollte seinem Freunde sein Haus und Gut und den Wiener Wald zeigen. Sie werden reiten und jagen, Demoiselle.“

„Sind sie nicht lange genug in der Fremde gewesen? Im Herbst sucht jeder Vernünftige sein Heim auf. Hier in der Stadt haben sie Respekt vor Ihm, Joseph, aber draußen im Walde! Da sind sie ungebunden, frei und toll. Hat Er denn gar keine Sorge, daß ihnen ein Unfall zustoßen könnte?“

Diese mütterlichen Weisheitslehren aus dem Munde eines so jungen Mädchens! Mit so ernsthaftem Gesicht vorgebracht! Der gute Alte lächelte verschmigt, rieb mit der rechten Hand die Oberfläche der linken und meinte:

„Sie sind ja erwachsen und großjährig! Können doch nicht immer am Gängelband gehalten werden. War gewiß eine firtreffliche, himmlisch gütige Frau, die Frau Angelica, die nun auch schon bei unserm Herrgott und seinen Heiligen ist — eine Frau, wie Sie einmal eine werden sollen, liebe Demoiselle! Aber recht behandelt hat sie den jungen Herrn nicht. War auf dem besten Wege, ein verzärteltes, empfindsames Mutterjöhnchen zu werden, immer auf Weiberwort zu hören, ohne Zorn und ohne Courage. Und was ist ein Mann ohne Courage? In unserer Zeit! Es ist nicht gut, wenn Weiber einen Mann erziehen.“

„Das versteht Er nicht“, entgegnete sie mit aufgeworfenen Lippen. „Er ist ein Hagestolz und Weiberfeind.“

„O, Demoiselle Armhart —“

Und er versuchte sein gutes, runzelvolles Gesicht zu einem Ausdruck zu zwingen, der gewisse wärmere Empfindungen seines Herzens vor der Schönheit andeuten sollte.

„Sei Er nur getrost“, lachte sie und schlug ihn mit ihrer kleinen Hand auf die Schulter, „ich hab's nicht auf Ihn abgesehen! Ihn zu befehlen, das wäre verlorene Liebesmüh'! Und Sein Herr wird nicht besser werden als Er!“

„Wollen's hoffen“, entfuhr es dem Diener, „wollen's hoffen! Aber — bitte tausendmal um Entschuldigung, habe der Demoiselle noch keinen Stuhl angeboten.“

Und nun beeilte er sich, einen mit dunkelrothem Wollenzeug bezogenen Polsterstuhl mit weißlackirter Lehne herbeizuschieben.

„Danke Ihm!“ wehrte sie ab. „Ich will zur Mutter hinauf und wollte nur hineingucken, ob Alles hübsch in Ordnung sei, wenn die Herren heimkommen.“

„Alles blank! Die Dielen, die Fensterscheiben, die Spinden.“

Während er noch weiter über diese häuslichen Angelegenheiten und das große Reinigungsgeschäft um Martini plauderte, hatte sie Gut und Tuch — sie war von einem Ausgange nach der innern Stadt zurückgekehrt — abgelegt und schaute prüfend umher, ob wirklich nichts mehr zu bessern sei. Hier fuhr sie mit der Hand über das Kanapee, dort gab sie den Vorhängen der Fenster zierlichere Falten.

So konnte jetzt der Alte ihr Gesicht nicht sehen, als sie fragte:

„Wie findet Er denn Seinen jungen Herrn? Merkt Er keine Veränderung an ihm nach der großen Reise?“

„Em! Der gnädige Herr Graf haben ein gutes Werk gethan, daß sie ihn endlich zum Neste hinausjagt. Will's die Demoiselle bestreiten? Der junge Herr ist munterer und couragöser.“

„Geh' Er doch mit seiner Courage! Der Herr ist doch kein Soldat.“

„Kann aber einer werden, Demoiselle! War der Bonaparte auch nur ein Bürgerkind und ist Kaiser geworden, großmächtiger Kaiser! Und wenn's wieder Krieg gibt — ich versichere Ihnen, Demoiselle, ohne Courage —“

„Meinetwegen! Freilich, Sein Herr ist unter die vornehmen Leute gegangen und übermüthig geworden. Gerade wie die Herren Offiziere von der Arcièrèngarde und den Husaren. Und der Freund, den er sich in Prag aufgelesen, verführt ihn noch mehr zu tollen Streichen! Das ist ein Springinsfeld und ein Flausenmacher!“

„Schelt' uns die Demoiselle nur nicht gar so aus! Sie meinen's ja doch nicht so schlimm. Hab' ich nicht

mit meinen eigenen sechzigjährigen Augen gesehen, wie Sie sich vor Lachen ausschütten wollten, als der gespaßige Herr von Spring seine Schwänke erzählte?“

„Er ist eben ein Komödiant und treibt sein Handwerk, wenn er uns zum Lachen bringt. Aber wählt man sich einen Komödianten zum Freunde, zum beständigen Begleiter? Nein, Joseph, Sein Herr ist auf der Reise ein Anderer geworden, und er wird Ihm noch viel Kummer bereiten.“

Nicht umsonst war Joseph dreißig Jahre in diesem Hause und hatte alle Wandlungen und Geschehnisse der Familie Heimwald mit erlebt und in der Theilnahme seines treuen Herzens auch mit erlitten. Eine Ahnung, was diese Sorge des jungen Mädchens in Wahrheit bedeuten mochte, stieg in ihm auf. Denn warum sollte der blonde Egbert gerade ihm, dem alten Joseph, Kummer machen? Im Gegentheil, er war niemals zufriedener mit dem Jüngling gewesen. Er hatte in seinen jungen Tagen das Leben immer von der lustigen Seite genommen und das Weisesein, wie er es nannte, für das Alter zurückgelegt, damit er dann doch auch ein ganz besonderes Vergnügen habe. Das träumerische Wesen Egbert's war nicht nach seinem Sinn. Das Glück ist eine Dirne, die muß man bei dem Kopf neh-

men und nach Herzenslust abküssen, wenn man jung, reich und gesund ist, lautete sein Grundsatz. Und in dieser Kunst des Lebens hatte Egbert auf seiner Reise nicht geringe Fortschritte gemacht.

Seine Befangenheit war einer ruhigen Sicherheit gewichen, bei der Anrede oder Frage eines Fremden erschrak er nicht mehr. Vordem hatte er die Gewohnheit gehabt, lästige Geschäfte von sich abzulehnen oder doch in die Zukunft hinauszuschieben, jetzt stürzte er sich ihnen mit einem gewissen kriegerischen Muth entgegen, als gälte es, im Kampf mit den kleinen Leiden des Daseins seine Kraft für ernstere Schlachten zu stählen. Gesellschaften, die er sonst gemieden, suchte er auf. Lebendiger und theilnehmender wendete er sich den öffentlichen Dingen zu.

Dem alten Joseph konnte nichts gelegener kommen als diese Wandlung seines jungen Herrn. Er segnete den Grafen und die Reise, die sie herbeigeführt hatten. Aber als er jetzt den Stoßseufzer Magdalenens hörte, die ihm nicht weniger als Egbert ans Herz gewachsen war, fiel ihm ein, daß sie vielleicht gar keine Veranlassung hätte, sich dieser Wandlung zu freuen. Für sie war Egbert's Einkehr in das bewegte Leben nur eine Verkürzung ihrer stillen und harmlosen Vergnügungen gewesen. Dahin waren die fröhlichen Musikstunden, die

Abende, die sie bei einem anregenden Buche, in gegenseitig anziehenden Gesprächen zugebracht.

Bis vor kurzem hatte Egbert seine Bekümmernisse und Hoffnungen, seine Träume und Pläne, die Schmerzen wie die Wonnen seiner Seele mit der Jugendfreundin getheilt. Sie erschien ihm als das einzige Wesen, dem er sich ganz und rückhaltlos anvertrauen könnte. In ihrem ruhigen klugen Auftreten fand er für die auf- und niedertwogende Flut seiner Gefühle eine feste Klippe, an der sie verrauschte. Mit feinem Verständniß folgte sie den Gedanken, die ihm zu allen Höhen hinan und in alle Tiefen abwärts schwärmten, und besänftigte sie zugleich in ihrer heitern Milde. Seit seiner Rückkehr hatte sich eine Trübung, eine Verdunkelung dieses bisher so schönen und lichten Verhältnisses eingestellt. Egbert begegnete der Freundin mit größerer Rücksicht, aber auch mit größerer Kühle. Zuweilen, auf der Stiege, im Garten, wich er ihr aus, als hätte er den Minervensblick ihrer graublauen Augen in sein Inneres gefürchtet. Gab es ein Etwas darin, das er vor ihr verborgen hielt, verbergen mußte?

All dies, die Kränkung und die Sorge, mochte in dem Ausruf Magdalenens ausklingen und berührte empfindlich das feinhörige Ohr des alten Dieners.

Nach Kräften suchte er den Mißmuth des Mädchens aus ihrer Seele und von ihrer Stirn zu verjagen.

„Du lieber Himmel, der Herr ist jung, die Demoiselle ist jung und das Leben ist lang. Da wird noch manch Gewitter aufsteigen, mancher Regenschauer niedergehen. Wer möchte immer Sommerhitze haben? Müßte mich bestens dafür bedanken. Hat man sich draußen herumgetummelt, ist naß geworden, vom Wasser des Himmels und der Erde, und tritt endlich wieder in sein Haus, dann weiß man erst die Annehmlichkeit eines guten Feuers und eines Sorgenstuhls zu schätzen. Hätten dem seligen Herrn Doctor nur kommen sollen, Demoiselle, der würde Ihnen das in herrlichen Worten auseinandergesetzt haben. Der Sturm allein macht uns den Hasen werth, pflegte er zu sagen, wenn er um Mitternacht im heulenden Winde zu einem Kranken gerufen wurde und die Frau ihn nicht fortlassen wollte. So im Sturm, liebe Demoiselle, ist nun der junge Herr.“

„Er hat wohl nie von Schiffen gehört, die im Sturme scheitern?“ fragte sie schnippisch und hatte die Thür zu dem Nebenzimmer geöffnet, um ihre Aufsicht über das Reinigungsgeschäft, das Joseph angeordnet hatte, fortzusetzen.

Er zog es vor, ihr nicht zu folgen und so ihren Zorn in der Stille verrauchen zu lassen.

Drüben am Kirchturm der Salesianerinnen hatte die Uhr die vierte Stunde verkündet. An dem kurzen trüben Novembertage dämmerte es bereits. Im Hause und auf der Gasse, die sich abwärts nach dem baumbestandenen Ufer des Wienflusses niederzog, herrschte tiefe, fast ängstliche Stille.

Magdalene, die sich unbelauscht glaubte, drückte ihr Gesicht an die Scheiben und die Hand auf ihr lautschlagendes Herz. Es war ihr, als fänke die Dämmerung draußen wie eine schwerlastende Wolke, unaufhaltfam, erdrückend, auf ihre Brust. Ein feuchter Tropfen hing an ihren Wimpern, aber sie wischte ihn trotzig fort. Wenn sie sich in diesen Gemächern umsah, war nicht Alles geblieben, wie es früher gewesen? Früher, in glücklichen Tagen!

In das fünfte Jahr hinein wohnte Magdalene mit ihren Eltern in dem obern Gestock des grauen Hauses, den Salesianerinnen gegenüber. Der vielen Gärten rings umher — unweit dehnte sich der im französischen Stil gehaltene Garten des Belvedere, daneben der Schwarzenberg'sche aus — und des großen Raumes wegen, der hier auf der Landstraße die einzelnen Gebäude noch von einander trennte, hatte der

alte Heimwald das von außen schlichte, fünffensterige, im Innern gemächlich eingerichtete Haus gekauft. Nach seinem Geschmack hatte er Hof und Garten, die beinahe wüst lagen, sorgsam umgestaltet. Nach seinem Tode war es der Wittve mit ihrem einzigen Sohne und ihrer Dienerschaft in dem weiten Hause einsam und unheimlich geworden. Das obere, zweite Gestock hatte sie geräumt und dem geheimen Secretär Armhart im Bureau des Ministers Grafen Cobenzl auf seine Bitten vermiethet. Er hatte aber in seinem lieblichen muntern Töchterchen und in dem Grafen Wolfsegg mächtige Fürsprecher bei Frau Angelica gefunden. Ueber Erwarten gut und freundlich hatte sich dann im gegenseitigen Umgang das Verhältniß zwischen den neuen Bewohnern und der Besitzerin des Hauses gestaltet.

Neben ihrem Sohn erhielt Angelica in Magdalenen eine Tochter. Die Lebenslust und der wie nach seiner Sonne nach dem Bunten und Glänzenden der Welt gerichtete Sinn der Frau Armhart erheiterten und erfrischten die schwermüthige Stimmung der Wittve. Ein feines, gewandtes Benehmen, einen eigenen Humor allen Ereignissen gegenüber verband der geheime Secretarius mit einem Schatz von Kenntnissen und reifer Erfahrung. Die ganze Familie bildete gleichsam einen

vollauströhnenden Dreiklang fröhlicher, muthiger Lebensauffassung, die, unbekümmert um das Zukünftige, heute zugreift und genießt. An den erhabenen Schwung Angelica's und Egbert's, die am liebsten zwischen Himmel und Erde schwebten, heftete sich damit ein Bleigewicht, das sie oft zu ihrem Besten an das Gesetz der Schwere erinnerte.

Die trübe und harte Zeit im Jahre 1805, die Besetzung der Stadt durch die Franzosen, die stolze Ungebühr des frechen Siegers brachten die Bewohner des grauen Hauses noch näher und inniger zusammen. Gemeinsam galt es Uebel abzuwenden, Fährlichkeiten zu bestehen. Sie hatten einen französischen Obersten mit seinen beiden Adjutanten im Quartier, verwöhnte, hochfahrende Männer, welche alles Köstliche der Welt für die Beute ihres Schwertes erachteten. Niemals würde Angelica in ihrer Weichmüthigkeit mit ihnen zurecht gekommen sein. Denn nicht die ehemaligen ritterlichen Franzosen, Edelleute aus den vornehmsten Geschlechtern, so unüberwindlich im Kampf, wie höflich und unterwürfig den Frauen gegenüber, welche der Blütenduft feinsten Sitte umschwebte: rohe Kriegsmänner, in der Revolution aus den dunkelsten Tiefen emporgeworfen, die Hände mit Blut und Raub besudelt, traten ihr entgegen. Mit dem Obersten selbst stellte sich allmählig

ein erträglicheres Verhältniß heraus. Ihn befriedigten eine gute Schüssel, ein paar Flaschen Ungarwein und die Bewunderung seiner Heldenthaten. An letzterer ließ es Egbert nicht fehlen. Dem Jüngling ging in dem narbenbedeckten l'Espinasse, der bei Lodi und Arcole, bei den Pyramiden und jüngst noch an der Donau, um Ulm, gestritten, der Begriff eines Soldaten und Haudegens auf. Mit einer Theilnahme, die er nicht zu erheucheln brauchte, horchte er den Schlachtschilderungen des Veteranen. Welch eine Welt war das! Voll Kampf und Tod, voll Schrecken und Wunder! Der poetische Zauber des Krieges ergriff ihn. Spielte sich hier vor seinen Augen nicht eine neue Iliade ab? Hatte der große Schiller in seinem „Wallenstein“ nicht ähnliche Menschen und Vorfälle geschildert?

Aber so gut wie mit dem Obersten, wenn man aus der Noth eine Tugend machte, ließ sich mit seinen Offizieren nicht leben. Am wenigsten mit Armand Doyfel, der die Rechte des Siegers auch auf die Schönheit der Frauen ausdehnen wollte. Ob er der noch immer schönen Mutter Magdalenens oder dem fünfzehnjährigen Mädchen eifriger und aufdringlicher nahe, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Kein Tag verlief ohne einen heftigen Streit, den er begonnen, bald mit

Egbert, bald mit dem Secretarius oder mit Joseph, der trotz seines Alters mit solch einem windigen Franzosen fertig zu werden sich noch recht wohl getraute. Nur die Geschmeidigkeit Armhart's, die Furcht vor dem strengen l'Espinasse verhinderten einen Ausbruch, der die verhängnißvollsten Folgen hätte haben müssen. In der letzten Stunde, als man schon daran dachte, Magdalene aus dem Hause zu flüchten, traf zum Glück der Befehl zum Abmarsch nach Mähren, auf das Feld von Austerlitz, ein und befreite die Geängstigten von den ungemüthlichen, schlimmen und böshaften Gästen.

Durch diese Zufälle war aus den beiden Familien beinahe eine einzige geworden.

Vermuthlich entwarfen die beiden Frauen schon in aller Heimlichkeit den Plan, der die Herzen der Mütter unablässig zu beschäftigen pflegt — den Plan zur Vereinigung ihrer Kinder. Aber ein Mächtigerer, an den die Menschen nur, wenn er an ihre Thür klopft, ernstlich denken, trat zwischen Hoffnung und Bollen- dung: der Tod. Der Liebe ihres Sohnes, der Freundschaft so vieler Guten, der Verehrung der Armen ward Angelica rasch entrückt. Fortan konnte zwischen Egbert und Magdalenen allein das Schicksal ein unlösbares Band knüpfen oder den leichten Faden der Jugendfreundschaft zerreißen.

So vortheilhaft und begehrenswerth den Armharts, die von dem mäßigen Beamtengehalt des Mannes und den Zinsen eines kleinen, sauer erworbenen Vermögens lebten, auch in jeder Hinsicht eine Verbindung ihrer Tochter mit dem reichen Egbert erscheinen mochte, vorsichtig hielten sie an sich und selbst der redseligen, voreiligen Frau, der die Zunge oft wider ihren Willen mit den geheimsten Wünschen ihres Herzens durchging, entschlüpfte kein Wort, das eine Hoffnung angedeutet hätte. In ihrer Neigung, in der Wahl ihres zukünftigen Looses, äußerten sie im Kreise der Bekannten, sei der Magdalene vollständige Freiheit gelassen, sie werde schon das Rechte treffen.

„Und wenn sie nun auf das Theater will?“ hieß es mit einem warnenden Hinblick auf die Gedichte des Herrn von Schiller, die ihr Egbert zu ihrem siebenzehnten Geburtstag geschenkt und die sie mit Leidenschaft auswendig gelernt hatte.

„Ja, wir werden sie nicht daran hindern“, war die Antwort, und der geheime Secretarius, den Viele im Verdacht hatten, ein Freimaurer zu sein, setzte mit einem eigenthümlichen Augenaufschlag nach oben hinzu: „Ein höherer Wille lenkt diese Dinge. Es gibt wunderbare Geschehnisse, in die der Mensch nicht eingreifen soll. Auch den Widerstrebenden reißt der Genius mit sich fort.“

Je unverständlicher das klang, um so mehr verstärkte es bei Verwandten und Nachbarn die Meinung, daß die Armharts halb närrisch vor Eitelkeit über die Schönheit ihrer Tochter wären und hoch hinaus dächten, weit über den schlichten Egbert Heimwald hinaus, der zuletzt mit all seinem Geld doch nur ein Bürgerssohn sei, bis zu den Baronen und Grafen hinauf.

Welche Pläne sie aber auch mit Magdalenen haben mochten, sie begünstigten weder, noch hemmten sie den Verkehr der beiden jungen Leute.

Nach dem Tode der Mutter suchte Egbert unwillkürlich in einem andern weiblichen Wesen Ersatz für seinen Verlust, ein Herz, worin er die überströmende Fülle des seinen ausschütten konnte, eine Hülfe und Stütze in den Verdrießlichkeiten und Störungen des täglichen Lebens, wie sie ihm bisher mit Rath und That die Mutter gewesen war. Es geschah ohne jedes Wunder, daß Magdalene die leer gelassene Stelle einnahm. Sie kannte die Bedürfnisse, die Schwächen Egbert's, die Eigenheiten seines Hauswesens. Neben der Sanftmuth, die sie von Angelica geerbt zu haben schien, besaß sie ein schnelles, fluges Auffassen der Welt, das ihm fehlte. Dabei war sie, wie das ganze Haus, gewöhnt, ihn zu bewundern. Nicht von einer

lauten Stimme angerufen, noch von dem Drang einer leidenschaftlichen Woge des Gefühls aus ihrem Frieden hinweggerissen, hatten sie noch niemals die Tiefe und die Wärme ihrer Empfindungen für einander zu prüfen gebraucht. Wer sie zusammen sah, hielt sie für Geschwister. Auf Stunden, wo er zärtlich wie ein Liebhaber um sie warb, folgten andere, in denen sie im hausmütterlichen Ton mit ihm schalt und seine kleinen Unordnungen rügte. Wie hinter Nebelwolken verborgen, hatten sie in einer glücklichen Welt gelebt, wohin die Mühsal des irdischen Kampfes und der Drang des Gemeinen nicht reicht. Die Reise hatte diese Schleierhülle zerrissen, und mit den fallenden Schleiern war die Ruhe aus ihrer Brust und die Harmlosigkeit aus ihrem Zusammensein entflohen.

Noch zu keiner Frist hatte Magdalene diese Aenderung herber gefühlt, schmerzlicher ihr nachgedacht als jetzt, wo sie in der Dämmerung durch die lange Flucht der Zimmer ging, mit gesenktem Haupt, wie um Abschied zu nehmen. Es war ihr lieb, daß Alles, die Bilder an den Wänden, die Porzellanvasen auf dem Ramin, die altmodische künstliche Uhr, die schönen Spiegel und so manches kostbare Geräth, das sie oft genug in der Hand gehabt, bis auf die Tapeten im Halbdunkel lagen. Grau in Grau entschwand ihr diese

Herrlichkeit, die ihr allmählig so theuer und so vertraut geworden war, verdämmern, immer unkenntlicher werdend, wie die Gestalten eines Traums. Niemals würde sie diese Gemächer wieder betreten, wenigstens nie wieder mit Empfindungen, die sie noch vor kurzem beseelt hatten. Sie gehörte nicht hierher. Es war nicht schicklich, daß ein Mädchen die Wohnung eines jungen Mannes betrat.

Nicht schicklich, warum hatte sie nur früher nicht daran gedacht? Was war geschehen, daß sich ihr die Freundschaft zwischen Egbert und ihr plötzlich in einem so andern, grellen Lichte zeigte?

Eine Helle, die ihr ins Herz stach und die Augen blendete, strömte auf sie ein.

Oder war es nur eine Wirkung der Kerzen, die Joseph in dem vordern Zimmer angezündet hatte?

Es war Zeit zum Scheiden, und sie wendete sich zurück. In dem Armleuchter brannten vier gelbe Wachskerzen, aber dem Diener schien es noch nicht hell genug zu sein. Er steckte auch auf die andern Leuchter die nöthigen Kerzen.

„Will Er denn das ganze Haus erleuchten wie zum Geburtstage des Kaisers?“ fragte sie und lenkte gewaltsam ihre Gedanken von dem Abgrunde hinweg, der sich so unvermuthet vor ihr geöffnet hatte. „Für uns beide thut's eine Kerze.“

„Nichts für ungut. Dachte nur so. Die Demoiselle hat's gern, wenn Alles im Lichterglanz strahlt.“

„Ja sonst“, entfuhr es ihr, indem sie Tuch und Hut nahm.

Der Schmerz war stärker als der Wille, ihn stolz in sich zu verschließen.

Dem Alten that der Kummer des Mädchens leid. „Und mit einem Wort kannst du ihn verjagen“, sagte die Stimme seines Gewissens. „Warum öffnest du den Mund nicht? Grauer Sünder, als ob du nicht schon viel schlimmere Dinge herausgelassen hättest!“

Diese Selbstanklage blieb nicht ohne Wirkung. Schmunzelnd steckte er eine Kerze in dem Leuchter fest.

„Licht ist immer gut, ist immer ein Feind der Finsterniß. Wo Licht ist, da ist ein Abglanz Gottes, sagt der junge Herr, und wenn Gäste kommen —“

„Welche Gäste? Gibt Er Seinen Leuten eine Gesellschaft?“

Sie war aber doch erwartungsvoll, die Thürklinke in der Hand, stehen geblieben.

„Hat denn die Demoiselle vergessen, welchen Tag wir morgen schreiben? Den dreizehnten November, der lieben Demoiselle Armhart —“

„Meinen Geburtstag!“

In der Verwirrung, bei dem lauten Schlagen ihres

Herzens, der fliegenden Röthe ihres Gesichts, sah sie noch einmal so reizend aus.

„Ja freilich, das graue Haus feiert morgen Ihren Geburtstag, zum fünften Male schon, wertheste Demoiselle, und es ist immer ein Freudenfest für uns alle gewesen. Die Heiligen wissen's, es sind harte Zeiten. Krieg und Noth, Mord und Brand überall! Mord — denken Sie nur an die gräßliche Geschichte von dem armen ermordeten französischen Herrn, die uns der junge Herr erzählt hat, und in allen Zeitungen soll sie stehen und Lieder sollen darauf gemacht worden sein. Ach, es sind harte, jämmerliche Zeiten! Da muß man die wenigen Freudentage festhalten, weiß Keiner, ob er sie im nächsten Jahre wieder genießen wird! Und da hätte die Demoiselle geglaubt, daß ein gewisser Jemand“ — er blinzelte mit den Augen und zog die Lippen kraus — „am dreizehnten November nicht im grauen Hause sein werde? Das reden Sie dem alten Joseph mit all Ihrer Klugheit nicht ein.“

„Er kommt!“ rief Magdalene; nun glich sie ganz einer jungen, von Morgensonnenstrahlen aufgefüßten Rose.

„Gewiß kommt er! Er hat heute in der Frühe einen Zettel hereingeschickt, daß er am Abend mit seinem Freunde vom Lande her einträfe, aber die Stunde könne

er nicht angeben, vielleicht erst spät, wenn die Demoiselle schon schlief, was ihm "das Liebste wäre, denn es ist auf eine Ueberraschung abgesehen, und Sie könnten ihm wohl den Gefallen thun und heute vor der Zeit unter die Decke kriechen und fest einschlafen, ganz fest!"

„Ja, ja“ — wollte sie sprechen. Indem ward die Hausglocke gezogen.

„Zu dieser Stunde? Wer mag das sein?“

„Doch keine Botschaft von Egbert? Es wird ihnen doch kein Unglück zugestoßen sein?“

Beide, der Diener den Armleuchter in der Hand, waren sie auf den Corridor hinausgetreten.

„Dann rede ich ein Wort mit dem Kammerdiener des Herrn Heimwald“, sagte eine kräftige, wohlklingende Stimme unten zu dem Hausmeister.

Leichten Schrittes, in einem schwarzen Mantel, stieg ein Mann die Stiege hinauf; erst langsam, dann, als Joseph hinunter leuchtete, schneller. Das junge Mädchen hatte sich aus Neugier nicht von der Stelle gerührt.

Sie bemerkend, nahm der Fremde zum Gruß den Hut ab. Der Anblick überraschte ihn. Schlank und zierlich, die blonden Locken um die Schultern wallend, die Hand in dem Florethandschuh auf das Treppengeländer gestützt, stand Magdalene. Hell beleuchteten die Kerzen ihr sanft geröthetes Antlitz; das enganschließende

Kleid mit dem Spenser darüber ließ die feinen Formen ihrer Gestalt deutlich hervortreten.

Als sie den langen, tiefbohrenden Blick zweier dunklen Augen halb fragend, halb begehrllich auf sich gerichtet sah, schauerte sie leicht zusammen; es mochte auch eine Wirkung des Zugwindes sein, der von der untern Hausflur heraufwehte.

„Guten Abend, Joseph“, sagte sie und schickte sich an, die zweite Stiege zu der Wohnung der Eltern hinauzugehen.

„Serviteur, Demoiselle Armhart“, rief ihr der Diener nach und wendete sich dem Fremden entgegen.

Der hatte jetzt den Corridor erreicht.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, wenn ich das gnädige Fräulein vertreibe“, begann er mit seiner einschmeichelnden Stimme. „Es hat keine Noth, mein Geschäft ist in wenigen Minuten gethan. Ich suche Herrn Egbert Heimwald; wir haben uns vor einigen Wochen auf dem Schloß des Grafen Wolfsegg getroffen —“

Der Name Wolfsegg hatte für Magdalene eine zauberische Gewalt; es war, als ob damit ihr Schutzengel herbeigerufen worden sei. Mitten auf der Treppe hielt sie inne.

„Wir hatten uns gegenseitig gelobt, die angefangene Bekanntschaft in Wien fortzusetzen —“

„Sieh“, dachte Magdalene, „eine neue Freundschaft, die er dir wieder verheimlicht hat. Und mit einem Mann, von dem zu reden doch wohl der Mühe verlohnte.“

„In größerer Muße und besserer Herzensergündung fortzusetzen“, sprach der Fremde, das Gesicht zu ihr emporgewendet, weiter. „Nun bin ich der erste, mit dem Versprechen Ernst zu machen, und höre zu meinen Bedauern —“

„Der Herr ist noch am Land“, brummte Joseph, dem der Fremde nicht zu gefallen schien. Oder verdroß ihn nur der lange Aufenthalt auf dem kalten Corridor?

Seine mürrische Antwort, sein kurz angebundenes Wesen ärgerte Magdalene. Ist das die Weise eines Dieners, welcher etwas auf die Ehre seines Herrn und seines Hauses hält? Was mußte der fremde vornehme Mann von der Höflichkeit und Erziehung Egbert's denken, wenn ihm so begegnet ward?

Sie legte sich ins Mittel.

„Gewiß würde Herr Heimwald Sie schon aufgesucht haben“, sagte sie und stieg einige Stufen nieder, „mein Herr —“

„Ich bin der Ritter Vittorio Zambelli“, antwortete mit einer tiefen Verneigung der Angeredete.

Ein Cavalier — diese Entdeckung thaute auch den Alten auf und glättete seine Mienen.

„Bitte schönstens, wollen der gnädige Herr nicht eintreten?“ drängte er.

Der Ritter wehrte ab.

„Ich begreife, mein werthes Fräulein, Herr Heimwald ist ein vielbeschäftigter Mann.“

„Er hat einen Freund, dem er die Stadt und die Umgegend zeigen will; sie sind beide auf dem Landgut des Herrn Heimwald hinter Hicking.“

„Richtig, mir fällt es bei! Ein junger Mann — aus Preußen —“

„Herr von Spring“, ergänzte Joseph.

Der Ritter dankte ihm mit einer leichten Bewegung der Hand.

„Ich bedauere sehr“, setzte er hinzu, „Herrn Heimwald verfehlt zu haben, und bedauere doch auch wieder nicht, da ich statt seiner wenigstens die flüchtige Bekanntschaft der Demoiselle Armhart gemacht habe.“

Trotz dieser artigen Wendung der Rede schien ihm die Vergeblichkeit seines Ganges zu verstimmen; er stand zögernd.

„Freilich, ein so wichtiges Geschäft —“

Ueberlegte er, wem von beiden, dem Mädchen oder dem Diener, er es anvertrauen sollte?

Joseph verharrte in seinem Schweigen; wohl hätte er den Ritter auffordern können, eine Weile zu verziehen,

die Angelegenheit, um die es sich handelte, niederzuschreiben, aber er wußte, daß Egbert nicht gern fremde Menschen in seiner Wohnung sah. Und nun gar in seiner Abwesenheit einen Mann einlassen, der ihm, dem alten Joseph, trotz seines Cavaliertbums ein unbestimmtes dunkles Mißtrauen, beinahe ein körperliches Unbehagen einflößte; einen solchen Verstoß gegen die Anordnungen seines jungen Herrn wollte er ohne die äußerste Noth nicht wagen.

Was ihn ängstigte, reizte Magdalene; das Seltsame dieses Besuchs, das Ungewöhnliche in der Erscheinung und Rede Zambelli's, selbst seine tiefschwarze Kleidung, die sich in gewissen, von einem Frauenauge schnell entdeckten Kleinigkeiten von dem Modischen unterschied, trug das Ihrige zu dieser Wirkung bei. So hatte er statt der enganliegenden, hochhinaufgehenden Halsbinde um den aufrechtstehenden schmalen Hemdkragen ein schwarzes Seidentuch mit gestickten Zipfeln lose geknüpft.

„Wenn der Herr Ritter es nicht vorlaut und aufdringlich finden —“ sagte sie hastig.

„Aus Ihrem Munde!“ betonte er.

„Dann möchte ich Sie bitten, zu meinem Vater heraufzusteigen. Er ist der Freund des Herrn Heimwald und Sie könnten ihm Ihre Mittheilung — aber“, unterbrach sie sich selbst, „vielleicht ist es ein Geheimniß.“

„Keineswegs. Ich ergreife mit Vergnügen diesen Ausweg, den Sie mir vorschlagen, mein gnädiges Fräulein. Denn in Wahrheit, ich darf kaum hoffen, in den nächsten Tagen meinen Besuch bei Herrn Heimwald zu erneuern. Dienstpflicht, Staatsgeschäfte!“

Er war schon an dem verwunderten, mit offenem Munde wie angedonnert dastehenden Joseph vorüber, auf den Stufen, an der Seite Magdalenens.

„Längst war es mein Wunsch, mit dem geheimen Herrn Secretarius zusammenzutreffen,“ plauderte er. „Eine Fundgrube politischer Weisheit! Ein so geschätzter Staatsdiener! Keinem Mitgliede der Staatskanzlei sagt das Gerücht so viel Gutes und Treffliches nach. Noch neulich — Sie hätten den Grafen Wolfsegg über Ihren Herrn Vater sprechen hören sollen, wertheste Demoiselle —“

Obgleich an seinem Schreibtisch überrascht, mitten in der Arbeit, war der geheime Secretarius doch über die Ehre eines so vornehmen Besuchs, den ihm seine Tochter zuführte, höchlich erbaut. Der Herr Ritter Zambelli galt, wie er mit feinem Lächeln bemerkte, trotz seiner Jugend für einen geschiedten Politicus, der bis in die geheimsten Tiefen der Bücher und Lehren Macchiavelli's gedrungen sei.

Ohne Anstand gab Vittorio seine Vorliebe für den

großen Florentiner zu, ohne geziertes Wesen nahm er das gespendete Lob halb an, zur andern Hälfte schien er es durch eine Bewegung von sich abzulehnen.

Darüber hatte nach der alten guten Sitte Wiens Magdalene einen kleinen Imbiß aufgetragen: Backwerk und ein Fläschchen edlen ungarischen Weins. Still wollte sie sich dann wieder aus dem Gemach entfernen, aber der Ritter bat so höflich, sie möge ihm das Vergnügen ihrer Gegenwart schenken, vielleicht werde das, was er zu sagen habe, auch ihre Theilnahme erregen, daß sie auf einen zustimmenden Wink des Vaters blieb.

Während sie am Fenster vor ihrem Nähtische, auf dem ein Licht brannte, Platz nahm und eine Handarbeit begann, nöthigte der Vater den Ritter auf das Kanapee, schenkte die kleinen feinen Spitzgläser voll und tickte, das seine hochhebend, an das Vittorio's:

„Auf Ihr Wohlergehen, mein Herr Ritter!“

Ebenso verbindlich war die Erwiderung Zambelli's. Die Spannung, die ihn seit seinem Eintritt in das Haus beherrscht hatte, entwich vor der behaglichen Stimmung, die ihn umfing. Ein mäßig großes Zimmer mit bürgerlich schmuckloser Einrichtung, die aber hier und dort einen gewissen Wohlstand verrieth. An der saubern weißen Decke auf dem runden Tisch, an dem gestickten Schlummerkissen, den blank geschuerten

Dielen offenbarte sich das Walten einer Hausfrau. Die Ordnung der Papiere auf dem Schreibtisch, die Regelmäßigkeit, mit der die Bücher auf dem Bücherbret in Reih' und Glied gestellt, die Actenstücke in die einzelnen Fächer des Regals geschoben waren, sprach für den peinlichen Ordnungssinn des Geheimsecretärs.

Vittorio betrachtete ihn eine Weile aufmerksam: ein kleiner beweglicher Mann mit grauen emporstehenden Haaren, blaß von Gesichtsfarbe, mit klugen durchgearbeiteten Zügen, einem verschlagenen Ausdruck, der um den Mund leise zuckte, wenn er lächelte. Aus der Art, wie er das Glas leerte, den Wein gleichsam mit der Zunge schmeckte, schloß der Ritter: er ist ein Kenner, und wer den Wein kennt, der kennt wohl auch noch mehr.

„Daß wir uns doch so oft von unserer Ungeduld hinreißen lassen“, begann Vittorio. „Ich schäme mich, Sie in Ihrer Arbeit und zugleich in Ihrer Häuslichkeit, sozusagen in Ihrem Tusculum aufgestört zu haben! Unten auf der Stiege erschien mir der Vorfall, den ich Herrn Heimwald zu berichten hatte, so wichtig, so erzählenswerth, und jetzt schrumpft er zu einer leeren Neuigkeit zusammen. So wahr ist es, daß nur unsere Stimmung den Dingen ihr Maß, ihre Form und

Farbe gibt! Und was ist wechselfoller, grundloser und unberechenbarer als unsere Stimmung?"

Armhart hatte eine goldene Dose hervorgezogen und ließ sie durch die Finger schnellen. Dabei sah er den Ritter mit einem raschen, schlaue fragenden Blicke an. In der nächsten Sekunde hielt er ihm die Dose entgegen.

„Ist's gefällig?"

„Danke verbindlichst, Herr Secretarius. Aber das ist ja ein kleines Meisterstück!"

„Ein Geschenk der gnädigsten kaiserlichen Majestät. Ihr eigenes allerhöchstes Bildniß in Email darauf", sagte der Geheime mit Stolz, die Dose hinüberreichend.

Prüfend betrachtete sie Vittorio.

„Ganz herrlich und von trefflicher Arbeit. Und wohlverdient, setze ich hinzu, ohne zu wissen, bei welcher besonderer Gelegenheit Ihnen die Gnade unseres Kaisers zu Theil ward."

„Wegen der Verhandlungen zu Luneville. Ich war dort mit meinem gnädigen Chef, dem Herrn Grafen Ludwig Cobenzl —"

„In Luneville! Da ist hoffentlich eine Frage nicht unbescheiden, ob Sie damals — der vertraute und ergebene Freund des Grafen Wolfsegg —"

„Zu viel Ehre! Sein Diener, sein ergebenener Diener“, sagte der Secretär, seine Dose, die nun ihren Dienst gethan hatte, wieder einsteckend.

„Ob Sie damals jenen Jean Bourdon gesehen, dessen Ermordung —“

„Ob ich ihn gesehen? Gewiß! Ich war tief erschüttert, als ich von Herrn Heimwald die gräßliche Geschichte vernahm. Ein so wackerer Mann! Wir sind uns damals in der alten lothringischen Stadt unseres Kaiserhauses begegnet. Meine Hochachtung — was will die sagen! Aber Bourdon besaß die Hochachtung der besten und edelsten Männer!“

„So verringert sich in etwas meine Schuld, daß ich Sie aufhalte und beunruhige. Ich spreche nicht von dem Schicksal eines Fremden, eines Gleichgültigen zu Ihnen. Sie kennen die wichtige Rolle, die Herr Heimwald in diesem geheimnißvollen Drama zu spielen durch den Zufall oder die Vorsehung berufen war. Wir alle waren des Glaubens, gedungene Meuchelmörder im französischen Solde hätten den unglücklichen Mann getödtet, ganz wie man es in alten italienischen Geschichten liest, daß sich die Fürsten durch den Dolch der Bravis ihrer Gegner entledigt.“

„Nun, nun? Ein neuer Incidenzpunkt?“

Der Geheime fuhr von seinem Stuhle auf, und

Magdalene hatte ihr Nähzeug in den Schoß sinken lassen.

„Ein Vorfall, der alle diese Vermuthungen umwirft. Bei einem übelberüchtigten Bauer aus der Umgegend Gmundens ist die Börse des Ermordeten gefunden worden. Wie so oft verrieth sich auch diesmal der Mörder selbst. In der Trunkenheit zeigte er den Zechenden einen Napoleonsd'or. Das erweckte Verdacht, man durchsuchte seine Hütte, unter Reisig und Lumpen versteckt fand man die rothseidene Börse Bourdon's mit Goldstücken angefüllt.“

„Welche Fügung Gottes!“ rief Armhart.

Magdalene hatte sich ganz zu dem Erzähler umgewendet.

Vittorio gefiel der Ton des Geheimen nicht, er hörte einen leisen Zweifel heraus; oder war es nur sein argwöhnisches Gemüth, das bei den Andern sein eigenes Mißtrauen voraussetzte?

„Natürlich“, fuhr er fort, „hat der Verbrecher hartnäckig geleugnet; er will die Börse an einem Ort, der weit entfernt von dem Schauplatz der Unthat liegt, gefunden haben. Es ist beinahe lächerlich, solche Lügen nachzusprechen. Eine rothseidene geldschwere Börse auf freiem Felde!“

„So machen es alle. Glauben, sie könnten die hochlob-

liche Obrigkeit betrügen. Sitzt doch fest — der Uebelthäter?“

„Fest in Linz in Gewahrsam, obwohl der Freiherr von Buchheim, sein Gutsherr, sehr eifrig für ihn eintrat und vorstellte, daß der Mann wirr im Kopfe sei und nicht für zurechnungsfähig gelten könnte.“

„Ei, ei, ein verwickelter Criminalfall! Da wird der Herr Heimwald vor Gericht als Zeuge erscheinen müssen.“

„Ich kam eben, um unter andern Geschichten ihm auch diese merkwürdige Wendung des Abenteuers mitzutheilen.“

„Das wird er sich nicht haben träumen lassen, daß seine Gutthat an dem armen Bourdon solche Belohnung finden würde. Es ist für Niemand, und für den Unschuldigen schon gar nicht, angenehm, mit der Justiz zu thun zu haben. Die Verbrecher kennen die Dame und wissen, daß sie wie jedes Frauenzimmer ihre schwache Seite hat. Wird übrigens eine erfreuliche Nachricht für den französischen Herrn Gesandten gewesen sein. Hatte dieser Mord doch die schlimmsten Gerüchte hervorgerufen, die böshaftesten Zungen hier in Wien entfesselt.“

„In der That? Ein so unbedeutendes Ereigniß! Ich sehe davon ab, daß Jean Bourdon Ihr Freund“ — er legte den eigenthümlichsten Ton seiner Stimme auf dies Wort — „der Vertraute des Grafen Wolfsegg.“

„Nur in Geschäftsangelegenheiten“, beeilte sich der Secretarius einzufallen, „ganz und gar in Geschäften, wegen der lothringischen Güter der Gondrevilles.“

„Haben sie noch Besitzungen in Frankreich? Ich dachte, dieselben wären alle längst als Nationalgüter verkauft worden.“

„Und vielleicht gekauft mit österreichischen Ducaten“, schmunzelte Armhart. „Mein Herr Ritter Zambelli, in Revolutionszeiten! Was ist da mein, was ist dein? Ist es Eigenthum, ist es Diebstahl? Man kann Kronen rauben, Schlösser kaufen — Alles im Wirbelwind, der die Erde noch einmal so rasch als sonst dahinreißt und Menschen, Häuser und Reiche kopfüber stürzen läßt. Aber endlich, sagt sich der Weise, ermüdet auch der schnellfüßige Achilles, auch die gewaltigste Bewegung läßt nach — einmal, Herr Ritter, wie herrlich auch der Tag war, wird's Abend —“

„Und dann besinnt sich die Welt auf sich selbst, und gemessen kehren die Dinge zu der alten Ordnung zurück.“

„Nicht alle! Behüt' es Gott! Einige sind darüber ins Nichts gefallen.“

„Aber bis dahin —“

„Richtig! Bis dahin muß es den Herrn der Welt verdrießen, wenn man — wie sagten Sie doch?

— in einem so unbedeutenden Vorfall, wie es die Ermordung eines Reisenden auf der Landstraße ist, seine Hand erkennen will.“

„Hat das Gerücht sich so hoch hinauf verstiegen? Ach, mein werther Herr Secretarius, wie blind und abergläubisch, wie verstockt in ihren Beurtheilen sind doch die Menschen!“

„Ja, ja, die Philosophie kann noch ein Jahrhundert aufräumen und wird immer noch für ihren Besen zu kehren finden. Gatten wegen des Geredes in den Zeitungen eine böse Stunde auf der Hofkanzlei. Waren der Herr General Andréossi in ungnädigster Laune. Hoffentlich schlägt die Aufklärung, die nun gegeben werden kann, Alles nieder — kein politischer, ein einfacher Raubmord. Noch dazu von einem Irrsinnigen ausgeführt. Es steckt Schnee in der Luft, und unter der Schneedecke wird Manches begraben. Wie nahm denn der Herr Graf Wolfsegg die Entdeckung auf?“

Dabei schenkte er die Gläser wieder voll, wie Vittorio dachte, um sich nicht in die Augen blicken zu lassen.

„Der Herr Graf Wolfsegg“, lächelte er, „hat ein undurchdringliches Gesicht und, wie es in der Ode des Horaz heißt, dreifaches Erz um die Brust. Sie werden das besser kennen, aus langjähriger Bekanntschaft.“

Der Graf ist ein vollendeter Diplomat und ein ausgezeichnete Schachspieler. Wer auf dem Schachbret Sieger bleibt, hat auch auf andere Siege Aussicht. Schade, daß er sich aus dem Staatsdienst zurückgezogen."

"Seine großen Güter", wendete Armhart ein. "Und dann, es ist kein Geheimniß, mit dem Freiherrn von Thugut und dem Grafen Cobenzl konnte er sich nicht zusammenspannen lassen. Dem einen war er zu vor-eilig und zu freisinnig, der andere war ihm zu weichmüthig und zu undeutsch!"

"Er lebt sich nun selbst in heiterer Muße, in freigewählter Beschäftigung. Die Demoiselle sieht ihn öfters?"

Er hatte sich zu Magdalenen hinübergeneigt.

"Der Graf gibt uns zuweilen die Ehre seines Besuchs", antwortete sie erröthend.

"Ein leutseliger Herr, ohne allen Stolz, der treue Dienste nicht vergißt, wie es leider Fürsten nur zu oft thun sollen!"

"Nun, nun!" meinte der Geheime und drehte die Daumen um einander.

Vittorio stuzte; hatte er mit seinem Gemeinplatz, den er absichtslos, nur um etwas zu sagen, hingeworfen, einen wunden Fleck berührt? Gedanke fügte sich

ihm rasch zum Gedanken. Was hatte der Graf in diesem Hause so angelegentlich zu suchen? Woher seine Freundschaft für den blonden Egbert, seine Beziehungen zu den Armharts? Richtig, noch vor kurzem hatte Antoinette mit einer gewissen Bitterkeit auf die Gänge des Oheims nach dem Kennweg zu den Salesianerinnen angespielt, die Marquise gar sich zu dem Ausdruck „bürgerliche Liaisons“ hinreißen lassen. Er hatte diese Aeußerungen damals auf die Höflichkeit und Gunst gedeutet, die Wolfsegg den beiden jungen Männern erwiesen, und auf die Verstimmung der aristokratischen Damen darüber. Lag ihnen jedoch eine ernstere Thatsache zu Grunde? Gab es hier eine geheime Verbindung, die der Familie mißfällig war, deren Kenntniß man in einer guten Stunde gegen den Grafen ausbeuten konnte?

Wie lange war Vittorio schon auf der Fährte nach einer solchen Kunde! Bot sie sich ihm hier unerwartet dar?

Sein Wirth hatte ihm Zeit gelassen, diese Gedankenkette zu schließen. Er hatte sein Glas austrunken und einen flüchtigen, von dem Ritter nicht unbemerkten Blick nach seiner Tochter gerichtet. Magdalene schien wieder ganz mit ihrer Arbeit beschäftigt zu sein und der Unterhaltung keine Aufmerksamkeit zu

schenken. Von der Höhe, auf die sie Vittorio wegen der Fremdartigkeit seines Wesens erhoben hatte, war er herabgestiegen; wie klug Alles sein mochte, was er sagte, sie hatte mehr erwartet, einen angenehmen Schauer, eine phantastische Geschichte. Dazu drängte sich ein geliebteres Bild in das Gemach und warf seinen Schatten zwischen sie und den Fremden. Mit jeder verrinnenden Minute kam Egbert näher; mein Egbert, flüsterte ihr Herz. Schärfer horchte ihr Ohr in die Dunkelheit der Gasse hinaus, nach dem fernen Rollen eines Wagens, als nach dem politischen Discurse hin, den die Männer führten. Sie gönnte ihrem Vater einmal das seltene Vergnügen, innerhalb „seiner vier Pfähle“, frei von dem Zwang und Staub der kaiserlichen Kanzleistube, seine Meinung über den Weltlauf an den rechten Mann zu bringen. Das fühlte sie als Tochter eines „Geheimen“, der unter Thugut und Cobenzl Depeschen geschrieben und gelesen in gar mancherlei Sprachen und Chiffren, heraus, daß in dem Ritter etwas Diplomatisches stecke.

„Nun“, wiederholte Armhart, „eine Hand wäscht die andere. Ein gutes Sprichwort. Ich, meine Frau und die Magdalene, wir sind dem Herrn Grafen sehr obligirt. Ist zu uns immer Huld und Gnade gewesen, besonders seit die Leni so groß und so hübsch geworden.“

„Warum schiebt er nur seine Tochter in den Vordergrund?“ fragte sich Zambelli. „Will er mir ein Liebesabenteuer vorspiegeln? Der Graf in seinen Jahren, der sich in der Vorstadt ein Liebchen hält? Und dies Mädchen?“

Er beobachtete sie von der Seite; vornüber, auf ihr Nähzeug geneigt, saß sie im Halbdunkel, nur die eine Seite ihres Gesichts war heller beleuchtet, ihr blondes Haar glänzte. Wie ein goldiger Schimmer umflog es zuweilen ihr Haupt. In allen ihren Bewegungen kamen mit der Schönheit ihrer Formen der Adel ihrer Seele, eine süße Anmuth, die sie verklärte, ohne daß sie es ahnte, unwillkürlich und anspruchlos zum Ausdruck.

„Sieht eine Sirene so aus?“ sann Vittorio und sagte laut:

„Irre ich nicht, Herr Secretarius, so hörte ich den Grafen erzählen, daß Sie aus seinem Dienst in den des Staates übergegangen sind.“

„Richtig, in einen höhern, in keinen bessern. Aus der Villa des Mäcenat in die Schreibstube des Tiberius.“

„Das ist ein gutes Wort. Der Freiherr von Thugut soll mehr als einen Zug von Tiberius gehabt haben.“

„War ein verschlagener, durchgreifender Mann, ein geschickter Minister, dem es nie an Auskunftsmitteln fehlte und der vor keinem zurückscheute. Einen Despoten haben sie ihn gescholten. Die Heiligen wissen's, ist der Bonaparte kein Despot? Ich kam 1793 ins Amt auf die Fürsprache des Herrn Grafen, die Leni lernte eben plappern, hauptsächlich wegen meiner Kenntniß des Französischen.“

„Der Herr waren in Frankreich?“

„Mit dem Grafen, zwei Jahre und länger in Paris, vom Herbst 1789 bis in den März 1792, tolle Jahre! Die Jugend behauptet zwar, es könne gar nicht toller in der Welt zugehen als heutzutage, aber das ist ein Irrthum, sage ich, ein Irrthum. Wenn plötzlich fünfundzwanzig Millionen Menschen anfangen, statt auf den Füßen, auf den Köpfen herumzuspazieren, das ist ein Schauspiel!“

„Ich glaub' es Ihnen gern. Dieser Beginn einer neuen Weltepoche, dies Morgenroth muß berauschend auf die Zeitgenossen gewirkt haben; entzündet doch jetzt noch sein letzter schwacher Abglanz alle Herzen mit wunderbaren Flammen.“

„Ça ira!“ rief der Geheime und trank das dritte Glas. „Und es rumorte nicht allein in dem großen Hause, das wir Staat nennen, es polterte und lärmte

in allen Schlössern, in allen Hütten. Bruder, Schwester: damit fielen Menschen, die sich nie vorher gesehen hatten, auf offener Straße sich in die Arme. Alle waren Bürger und Bürgerinnen. Des ewigen Friedens, der Freiheit und der Verbrüderung goldenes Zeitalter dämmerte auf. Viele Wandlungen macht der Mensch im Leben durch — muß sie durchmachen, weil der Hunger den Papagei sprechen lehrt. Aber das Gedächtniß jener Tage wird sich aus der Seele Keines verlieren, der sie erlebt hat, in welche Gestalt ihn auch die Götter bannen mögen. In seinem Herzen zittert das Citoyen nach, und wenn er ein hübsches Frauenzimmer sieht, fühlt er sich gedrungen, ihr den Arm anzubieten: *citoyenne!*“

Zambelli lächelte, drückte über den Tisch hin verständnißnig dem Secretarius, dessen kleine Augen listig und lüstern funkelten, die Hand und blickte verstohlen nach dem Fenster hin. Der Stuhl stand noch dort, aber er war leer. Lautlos hatte Magdalene das Gemach verlassen. Freilich, er war ganz Auge und Ohr für den Alten gewesen, den der Wein zum Plauderer machte. War in diesem Wein Wahrheit oder ein sinnberückender Rausch? Dies Mädchen, das so wunderbar durch diese halben Enthüllungen, halben Verschleierungen hinglitt, liebte es der Graf? Anfangs war

es dem Ritter unmöglich erschienen, jetzt schwankte er schon. Ähnliche Beispiele fielen ihm manche ein.

„Die französischen Soldaten thun ja das Ihre, diese Erinnerungen und ihre schöne Sprache nicht bei uns aussterben zu lassen“, sagte er. „Vor vier Jahren zu dieser Zeit waren sie in Wien —“

„Und im nächsten Jahre“, wisperte Armhart, „um diese Zeit haben wir sie wieder in Wien? Hm, ist's nicht Ihre Ueberzeugung?“

„Ich bin kein Freund der Politik des Grafen Stadion“, entgegnete Zambelli ausweichend. „Man sollte mit dem Kaiser Napoleon um jeden Preis Frieden und Freundschaft halten. Er ist das Genie des Jahrhunderts und wird den Bau einer neuen Welt vollenden. Bei meiner tiefsten Hochachtung vor dem Grafen Stadion —“

„Ja, Hochachtung, Bewunderung!“ rief der Geheime mit schwimmenden Augen. „Er ist mein erlauchter Chef, einer aus der ehemaligen reichsfreien Ritterschaft, deren sich Gott und Napoleon endlich in Gnaden erbarmt haben!“

„Mir scheint es nicht der höchsten Klugheit zu entsprechen, eine einzelne Nationalität, wie die deutsche, gegen das Weltreich des französischen Kaisers in den Kampf zu führen. Aus allen europäischen

Völkern soll ein Volk werden. Ein neuer Karl der Große —“

„Cäsar und sein Glück!“ schenkte Armhart den Rest der Flasche ein. „Cäsar und seine Genossen in der Nähe und in der Ferne! Gar manches Lebensschiff segelt hier in Wien mit dem Winde von Paris.“

„Es ist ja stadtkundig, daß die Pläne und Rüstungen unserer Regierung dem Kaiser Napoleon mitgetheilt werden. Die neugebackenen Majestäten von Baiern und Würtemberg haben ihre Späher hier.“

„Sollen aber schlecht bezahlt werden. Verrathen rechts, verrathen links. Wissen hier genau, wie's bei den beiden Kartenkönigen aussieht“, schmunzelte Armhart.

Es war etwas in dem Manne, das Vittorio verführte.

„Vielleicht bezahlt der Meister besser“, flüsterte er.

In demselben Augenblick aber bereute er auch schon die vorschnelle Aeußerung. Der Andere hatte den Ausdruck seines Gesichtes verändert, flüchtig und doch genügend, um Vittorio zu beunruhigen. Was bedeutete dies Aufleuchten?

„Wird hier Komödie gespielt, und bist du seit einer halben Stunde der Gefoppte?“

„Er lebt nur einmal und wir auch“, meinte Arm-

hart und betrachtete tiefsinnig die leere Flasche. „Ausgegossen wird Alles — er gießt jetzt den Wein der Revolution über Europa aus, den Wein und die Hefen. Ist eine einzige Frage, wie lange bleibt der Kellermeister nüchtern? Denn steigt auch ihm der Weindunst zu Kopfe, so springen die Fässer, es brechen — Horch, ein Wagen! Was ist das für ein Angstgeschrei?“

„Der Wagen hält.“

Bittorio war aufgestanden und hatte Hut und Mantel ergriffen, froh, in schicklicher Weise ein Gespräch abbrechen zu können, das für ihn immer unheimlicher wurde.

„Sie bekommen Besuch, Herr Secretarius. Ich rette mich.“

„Nicht doch! Es werden die jungen Leute sein, Herr Heimwald, den Sie auffuchen wollten, und Herr Spring. Werden tüchtig erfroren sein und der Stärkung bedürfen. Wenn ich bitten darf, Herr Ritter, bleiben wir zusammen, alle vier — ein gemüthlicher Abend. Der Wein ist da, aber ob wir morgen noch da sein werden? Pulvis et umbra sumus. Staub und Schatten!“

Nichts konnte Bittorio in seiner Stimmung ungelegener kommen als diese Einladung. Schon die

Aussicht, Egbert begrüßen zu müssen, war ihm verdrießlich; es hatte sich eben Alles anders gestaltet, als er bei seinem Eintritt in das Haus es vorausgesehen. Der Zufall hatte seinen ganzen Plan verrückt und andere Vorsätze, andere Absichten in ihm reifen lassen. Ihm war die Laune verdorben, zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren.

Indessen wuchs das Geschrei und Gelärme im Hause. Die Dienerschaft lief die Treppen auf und nieder. Auch in einem der Nebenzimmer ward es laut.

„Was gibt es? Ein Unglück! Doch nicht Herr Heimwald?“

„Meine Frau“, lispelte der Geheime, als wäre es ein großes Geheimniß, dem Ritter zu.

„Auch die noch!“ dachte Zambelli. „Das ist zu viel.“

Mit einigem Ungestüm entriß er sich den Händebrücken und Versicherungen, welche eine hohe Ehre es ihm gewesen, beinahe der Umarmung des Geheimen. Schon hatte er die Thür geöffnet, als Armhart die Hand auf seine Schulter legte und ihm zuflüsterte:

„Wie viel zahlt der Meister für die nächste Frühjahrs-campagne, vorausgesetzt, daß er heil und gesund aus der spanischen Hölle herauskommt?“

„Vielleicht ertrinkt er im Styx“, erwiderte Vittorio außer sich — er war der festen Ueberzeugung, daß der Andere sein Spiel mit ihm treibe — „und die Welt hat das Nachsehen.“

Er eilte die Treppe hinunter, in der Hoffnung, mit einer raschen Wendung an der Thür Egbert's unbemerkt vorüberzustürmen. Sein Unstern wollte es, daß die Thür nicht nur weit geöffnet war, sondern daß auf dem Borraum unter den Mägden und Dienern Egbert, Befehle ertheilend, stand.

„Lauf' zum Doctor“, sagte er zu dem Hausmeister, „er soll ungesäumt —“

Indem stieß Vittorio in seinen Mantel eingehüllt auf ihn.

„Ich bin's“, sprach der Welsche, mit rascher Geistesgegenwart den Mantel vom Gesicht nehmend und dem stuzenden Egbert die Rechte entgegenstreckend. „Sie entsinnen sich noch —“

„Gewiß! Herr Ritter Zambelli! In meinem Hause!“

„Und wollte zu Ihnen. Ich habe oben bei dem Herrn Geheimsecretär eine Weile gefessen.“

„Mich erwartend? Zu viel Güte! Ein Geschäft, in dem ich Ihnen dienen könnte —“

„Nicht doch! Am wenigsten in dieser Frist. Sie

treffen von einer Reise ein, überdies erfüllt ein Unglücksruf das Haus; ich will nicht hoffen, daß Ihnen selbst oder Ihrem Freunde —“

„Nein und ja, wie man es nehmen will. Wir haben eine Bettlerin überfahren.“

„Die Arme! Ist sie gefährlich verwundet?“

„Sie liegt betäubt da. Zum Glück war es dicht vor unserm Hause, wo der Unfall geschah. Wir konnten sie hineintragen, dort drinnen ist sie gebettet. Die Demoiselle Armhart versucht, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Aber muß mir das jetzt erst einfallen!“

Er sah aus, als geschähe ihm eine Offenbarung.

„Welch ein Zusammentreffen! Sie müssen die Verunglückte gleichfalls kennen — von Gmunden, vom Schlosse des Grafen her. Die braune Christel!“

Vittorio empfand ein jähes Zucken des Herzens. „Es ist gut, daß er in dieser Dunkelheit deine Gesichtszüge nicht unterscheiden kann“, ermutigte er sich im Stillen.

„Das gestörte Mädchen? Die Waldbläuferin?“ fragte er ungläubig und seine Stimme zum mindesten zitterte nicht. „Wie käme die nach Wien? Wär's möglich! Daß Sie nur keine Aehnlichkeit täuscht!“

„Schauen Sie selbst.“

Egbert zog ihn in das Zimmer, unwiderstehlich,

wie einer, der unter der Gewalt einer Stärkern, ihm unbewußten Macht handelt.

Auf dem Kanapee lag die braune Christel im zerrissenen braunen Rock, mit herabhängenden Strümpfen, in zertretenen Schuhen. Auf ihr Gesicht fiel der Glanz vieler Kerzen. Wohl war sie's, nicht der leiseste Zweifel blieb dem Ritter, wenn er überhaupt je einen gehegt hatte. Vor ihr knieend war Magdalene beschäftigt, ihr das Blut abzuwaschen, das aus einer Stirnwunde floß. Sonst glich das Mädchen mit ihrer schlaff herabhängenden Hand, ihren geschlossenen Augen einer Leblosen.

„Hab' ich mich getäuscht?“ fragte Egbert halblaut, auf der Schwelle stehend, Vittorio.

Der schüttelte den Kopf.

„Wie geschah's?“

„Ein dichter Nebel hüllt draußen Alles ein. Der Kutscher fuhr in wilder Hast die Gasse daher; trifft ihn ein Vorwurf oder hat die Unglückliche das Rollen des Wagens überhört? Plötzlich erschreckt uns ein herzzerreißender Schrei. Wir springen heraus und heben sie vom Pflaster auf. Sie muß mitten auf der Gasse gestanden haben.“

„Im Anschauen der Fenster dieses Hauses verloren“, ging es durch Vittorio's Seele.

„Merkwürdig!“ sagte er.

„Und liegt nun regungslos da“, vollendete Egbert. „Ich halte die Verletzungen, die sie an Kopf und Schulter davongetragen, nicht für gefährlich, aber wer ist in solchen Fällen des Ausgangs sicher?“

Er war mit Vittorio an das Kanapee getreten. Als Magdalene die Nähe des Fremden fühlte, fuhr sie scheu aus ihrer Stellung empor.

„Darf ich Ihr Werk der Barmherzigkeit fortsetzen?“ fragte Vittorio.

Schweigend ließ ihn Magdalene walten. Mit der Hand zog er ein paar Striche durch die Luft, kreuzweise über Kopf und Brust der Betäubten. Auf die Stirnwunde preßte er ein nasses Tuch, legte dann seine Rechte auf die Herzgrube Christel's und schien, tief zu ihr hinabgeneigt, ihre Athemzüge zu belauschen. Oder flüsterte er ihr ein Wort zu, das den Zauberbann der Ohnmächtigen löste? Seine Bewegungen, seine geheimnißvolle Weise übten, gleichviel, ob sie auf einer höhern Erkenntniß beruhten oder die Kunstgriffe eines gewigten Gauflers waren, eine fesselnde Wirkung auf die Anwesenden. Ein Unsichtbares schien durch das Gemach zu fluten.

„Sollte er ein Magnetiseur sein?“ flüsterte Egbert

dem Freunde zu, der mit Verbandzeug im Arm aus dem nächsten Zimmer trat.

Indem rief Magdalene:

„Sie schlägt die Augen auf!

Die braune Christel richtete sich in die Höhe, fuhr mit der Hand nach der Stirn — Vittorio's Augen wurzelten gleichsam in den ihren. Magdalene war es, als lässelte das fremde Mädchen: „Du bist's!“ Aber mit einer schnellen Wendung hatte sie Vittorio von dem Kanapee zurückgedrängt, und sie wich gern, ihr flößte der Wunderthäter Furcht ein.

Christel war wieder zurückgesunken, der Ritter hielt noch eine Weile seine Hand auf ihrem Herzen, als wolle er es erwärmen. Darauf wiederholte er seine Züge und Striche, grüßte Magdalene und näherte sich Egbert.

„Sie können ohne Sorge sein, Herr Heimwald, es ist nichts. Verbinden Sie ihr die Wunden und Schrammen, sie wird einen langen Schlaf thun und gesund daraus erwachen.“

„Sie haben sie magnetisirt?“

Vittorio wich aus.

„Ich habe in Mailand einen berühmten Arzt diese Manipulationen mit Erfolg anwenden sehen.“

„Ich danke Ihnen für die Hülfe, die Sie uns geleistet, Herr Ritter.“

„Nichts als Menschenpflicht! Die Arme thut mir doppelt leid. Ihr Vater ist gefänglich eingezogen.“

„Ihr Vater? Weswegen?“

„Ein anderes Mal erzähle ich es Ihnen. Aber es wäre gut bei ihrem aufgeregten Zustande, wenn sie nichts davon erführe.“

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde sie behüten.“

„Sie wollen sich der Bettlerin annehmen?“

„Sie ist und wird in meinem Hause bleiben. Ich verspreche es Ihnen, Herr Ritter! Das arme Ding! Sie soll nicht zur Landstreicherin werden.“

Eine Einwendung schwebte Vittorio auf den Lippen, aber er unterdrückte sie. Welches Recht hatte er, eine edle That durch seine Bedenken zu hindern?

„Gute Nacht!“ jagte er, sich in seinen Mantel hüllend.

Es fror ihn, trotz der Wärme im Gemach.

„Was haben Sie?“ forschte Egbert, der ihn die Treppe hinunterbegleitete.

„Ein Bild glitt mir vorüber. Wenn sie nun von den Rädern Ihres Wagens zermalmt worden wäre?“

„Ich danke dem Himmel, daß er es glücklicher gefügt.“

„Und zuletzt geht doch der Wagen des Imperators über uns alle dahin! Gute Nacht!“

Zweites Kapitel.

Durch das graue Haus ging noch ein gespenstischer Hauch, abergläubisch zischelte sich die Dienerschaft in die Ohren von dem Magier, der sie eben verlassen. Selbst Egbert und Hugo hatten ihr Erstaunen, ihre Betroffenheit noch nicht ganz überwunden.

Draußen in der öden Gasse schritt indessen der Zauberer dahin, unstät, unruhig, unzufrieden mit sich selbst, in dem wallenden Nebel, nach dem Glacis der innern Stadt zu. Sein Weg lief beinahe im Dunkeln, nur selten fiel von einer matt brennenden Dellampe ein fahler Schein in die Straße. Von einem Gefühl des Triumphes über den Erfolg seiner Kunst war nichts in Vittorio's Seele. Eher schien die Furcht seinen Fuß zu beflügeln, als fühle er den Athem einer

verfolgenden Furie im Nacken, als ängstigten ihn die Gestalten, die sich jetzt aus dem Nebel zusammenballten, jetzt wieder formlos darin zerflossen. An der Schwarzenbergischen Gartenmauer entlang, über die kleine Brücke des Wienflusses; erst jenseits hielt er in seinem hastigen Laufe inne.

Die Gedanken, die sich ihm mehr und mehr ordneten, hemmten seine Eile.

Hatte er vorhin, ohne sich Rechenschaft abzulegen, unter dem Einfluß guter oder böser Mächte gehandelt? War es klug, das Mädchen in dem Hause eines Mannes zu lassen, den er haßte, wegen seines Gesichts, von dem ersten Eindruck her, aus unerklärlicher, aber desto heftigerer Abneigung hassen mußte? Und hatten sich zu dieser Empfindung nicht schwerwiegende Gründe gefügt, die diese stille Feindschaft früher oder später zu einem Kampf auf Tod und Leben machen würden? In dessen Obhut war fortan die braune Christel.

Wenn Nachgedanken eine rasche That aufheben könnten, wie gern hätte Vittorio das Mädchen Egbert wieder entrißen! Aber, sagte er sich selbst zur Entschuldigung, was hättest du thun sollen? Sie mit dir führen? Es wäre nicht ohne Aufsehen möglich gewesen; welchen Verdacht hätte es erweckt! Wohl war ich der Magnet, der sie aus ihrem Walde hierher zog, allein

Niemand weiß darum und sie wird sich hüten, ihr Geheimniß zu bekennen. Ihr Geheimniß — wer hieß sie mich lieben? That ich das Geringste dazu? Eine Bettlerin, eine Tolle, die mir nachläuft, sich wie eine Klette oder eine Schlange an mich schmiegt — wäre sie todt! Ich habe ihr nichts Besseres zu wünschen.

Und wohin hätte ich sie führen sollen? Seit ich wieder in Wien bin, umschleichen mich die Späher Stadion's. Ahnen sie meinen geheimen Verkehr mit den Franzosen? Welche frechen Worte wagte der Geheimschreiber zu mir! Sagte er mir nicht offen ins Antlitz: Du bist ein Verbündeter Andréoffy's, ein Diener Napoleon's?

Bah, sie prahlen mit ihrer Vaterlandsliebe und stellen sich stolz und breit vor den Spiegel, um ihre eigene Uneigennützigkeit zu bewundern, und sind doch nichts als Creaturen Englands. Sie nehmen englisches Gold, ich französisches — ich glaube, Vortheil und Ehre sind auf meiner Seite. Was schiert mich ihr Kaiser Franz? Was ist mir ihr Oesterreich, ihr deutsches Vaterland? Ich bin ein Italiener, der große Napoleon ist mein Landsmann, der Befreier Italiens. Er ist ein Halbgott, sie sind Pygmäen unter seinen Füßen. Aber sie durchschauern mein Spiel, bis zu diesem Armhart ist eine Kunde davon gedrungen.

Hätte ich mich mit der Dirne umherschleppen sollen? Sie hätte erst recht die Spione an meine Fersen geheftet. Wenn man sie als Landstreicherin verhaftet, mein Einfluß wäre nicht hinreichend gewesen, sie aus dem Gefängnisse zu befreien. Befragt, ernsthaft unter Drohungen befragt, was würde sie geantwortet, in welche Schlingen durch ihre Unerfahrenheit sich verstrickt haben! Sich selbst — das ginge noch; so oder so, dem Verderben wird sie doch nicht entrinnen! Aber mich selbst —

Das war ein Gedanke, den er nicht ausdenken mochte.

Nein, sein Dämon hatte ihn gut berathen. In Egbert's Hause war sie am unschädlichsten. Bei dem Apotheker ist das Gift am sichersten bewahrt. In die Wohnung eines angesehenen, reichen, unbescholtenen Bürgers dringt die Polizei nicht, noch stört sie seine Geheimnisse auf. Gegen Egbert aber, selbst gegen den Grafen Wolfsegg wird die Christel auf ihrer Hut sein, vor ihnen wird sie sich nicht verrathen. Und bin ich denn nicht da? Zu jeder Stunde werde ich ihr ein Zeichen geben, ihren Willen lenken können. Sie werden sich nicht getrauen, das Mädchen ganz meiner Macht zu entziehen. Es ist etwas in mir, was sie fürchten. Leicht würde der Kampf mit mir nicht sein. Ich

habe auch in ihre Karten gesehen und weiß, daß falsche darunter sind.

Was sucht Wolfsegg in dem bürgerlichen Hause? Nicht Heimwald, den Armharts gelten seine Besuche. Diese Leute leben über ihre Verhältnisse. Wo hab' ich doch gehört, daß der Geheime in einem Hinterzimmer der „Kugel“ Pharo"spiele? Die Tochter hat eine gute Erziehung erhalten und geht in schönen Kleidern einher. Woher? Von den Einkünften des Amtes? Von den Sporteln, die nebenher fallen, von gelegentlichen goldenen Handdrücken? Nein, die Hauptquelle ist die Schatulle Wolfsegg's. Aber warum, warum? Die Worte des Alten spielten um eine Liebesgeschichte. Aber welcher Vater gestände ein solches Verhältnis seiner Tochter ein, so cynisch ein? Wie konnt' ich nur einen Augenblick mich in einem so groben Neze fangen lassen!

Antoinette und die Marquise vermuthen etwas Aehnliches. Gewiß, der Alte streut das Gerücht aus — falsche Lichter, um uns von dem Wege zur Wahrheit fortzulocken. Wo ist die Wahrheit? Forscht der Graf bei dem Geheimen nach den Absichten und Plänen der Minister? Es wäre verlorene Mühe, da er alle Staatsgeheimnisse aus Philipp Stadion's eigenem Munde hören kann. Sind sie doch ein Herz und eine

Seele, beide sich mit denselben Entwürfen zum Sturz Napoleon's tragend. Und in diesen Entwürfen, welche Rolle kam ein Schreiber spielen? Ein Copist, nichts mehr! Nein, der Staat, die Politik zieht den Grafen nicht dorthin.

Ein häusliches, ein Familiengeheimniß? Um das die eigene Schwester nicht weiß, nicht wissen soll! Ist es jung, ist es alt? Gras ist noch nicht darüber gewachsen, sonst hätte der Graf die Verbindung fallen lassen. Da schläft etwas — wer es zu erwecken vermöchte! Dem Namenlosen einen Namen zu geben! In Paris waren beide zusammen, im Jahre 1790, glaub' ich, sagte Armhart. Und scheinen toll und lustig dort gelebt zu haben. Unter den Jakobinern. Das Ça ira fiel dem alten trunkenen Schwäger ein. Ça ira auf solchen Lippen! Ja, dort liegt's! In jenem Jahr, in Paris ist die Verbindung geschlossen worden, eine feste, unzertrennliche, zwischen Wolfsegg und Armhart. Aus dem Herrn und dem Diener sind zwei Verbündete geworden. Vielleicht Mitschuldige. Treibt mich doch Alles nach jener Stadt; der Ehrgeiz, die Hoffnung, nein, die Gewißheit, unter den Augen, in der Nähe des Kaisers mein Glück zu machen; jetzt noch die Aussicht, meine Rache befriedigen zu können. Oho, bedenke es wohl! Den Grafen verderben, würde dir

das die Hand und das Herz Antoinettens gewinnen helfen?

So grübelnd war Vittorio durch das Kärntnerthor geschritten und befand sich nun in dem Gewühl, dem stürmischen Hin- und Hertreiben der innern Stadt, in den engen Gassen, wo er bei der Dunkelheit, in dem Nebelgewoge, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Außenwelt richten mußte, um hier einem Wagen, dort einem eilig Daherstürmenden auszuweichen. Die erleuchteten Fenster dieses und jenes Hauses, dessen Bewohner er kannte, das Gerassel der Räder, die unaufhörlich fortzurollen schienen, das Gesumme der an einander vorübergehenden, sich drängenden, an den Ueber- und Durchgängen der Straßen zum Graben und nach dem Stephansthurm hin sich stauenden Menschen lenkten seine Gedanken gewaltsam von der Betrachtung seines Innern ab. Das Labyrinth des Lebens war so unerforschlich wie das seiner eigenen Seele. In beiden herrschte eine finstere unheimliche Gewalt: draußen der Zufall, drinnen die Lust am Bösen.

In der Bischofsstadt Trient, wo welsches und deutsches Wesen sich noch berühren, steht stattlich und düster der Palast der Zambelli. Seit hundertunddreißig Jahren war das Haus im Besiz des Geschlechts, das viele Güter in der Umgegend, bis tief in das

Lombardische hinein, die seinen nannte. Aber so glänzend der Palast ausah — er ist im Stil Palladio's, der dem nahen Vicenza das unvergängliche Gepräge seines Geistes und seiner Kunst aufgedrückt hat, in der Spät-Renaissance von Georg Fugger erbaut worden — bei den Nachbarn hatte er einen bösen Ruf. Die wollten wissen, daß Dämonen darin hausten, und wer in der ersten Vollmondnacht daran vorübergehen mußte, betete ein Vaterunser und schlug ein Kreuz. Bei dem Volke von Trient hieß das Haus der Teufelspalast. Diesen schlimmen Namen verdankte es dem Großvater Vittorio's, der seinerzeit für einen Geisterbeschwörer und Alchymisten gegolten. Ob er den Teufel in Wahrheit citirt, das wußten seine Erben nicht, aber desto sicherer, daß er auf seinem geheimnißvollen Feuerherd sein und ihr Vermögen in Rauch hatte aufsteigen lassen.

Schon Vittorio's Vater hatte mit unsaglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Heirath mit einem reichen deutschen Fräulein aus dem Meraner Thal half anfangs den ärgsten Bedrängnissen ab, aber eine große, von Jahr zu Jahr wachsende Familie brachte neue Verlegenheiten. Im österreichischen Staatsdienst wurden einige der Söhne versorgt; dem ältesten sollten die tiefverschuldeten Güter und mit ihnen die Ausstattung zweier Schwestern zufallen; einer widmete sich

dem geistlichen Stande. So war gleichsam die Theilung der Erde schon vollzogen, als Vittorio geboren wurde. Auf den Rath eines entfernten Verwandten, der in diesem Falle seine Verwendung und seine Hülfe anbot, beschloß man, den Jüngling in den Malteserorden treten zu lassen. Um den Orden sterben zu sehen, kam Vittorio nach Malta.

Wenige Monate nach seiner Ankunft erschien Napoleon Bonaparte auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Egypten mit der französischen Flotte vor der Insel und zwang den letzten Großmeister Hompesch zur Abdankung, zur Uebergabe der starken, von Osmanenschaaren so oft und immer vergeblich umstürmten Festung. Die Ritter zerstreuten sich, die meisten betrachteten ihr Gelübde für gelöst. Vittorio war noch nicht einmal feierlich in den Orden aufgenommen worden.

Arm, ohne Stellung, wie er ausgezogen, kehrte er heim. Auch nicht die unbedeutendste Gelegenheit, sein Schwert zu ziehen, hatte der junge Ritter gefunden. Er trat in die österreichische Armee; schien doch das Waffenhandwerk das einzige, das ihm eine Aussicht bot. Aber das Lächeln des Glücks blieb aus. An einem untergeordneten Platze, in traurigen Garnisonen an der türkischen Grenze, in Siebenbürgen lebte er hin. Ein- und ein andermal kam er vor den Feind,

in Scharmüßeln und Gefechten, wo keine Ehre noch Auszeichnung zu erwerben war. Die Kameraden liebten ihn nicht; er war ihnen zu fein und höflich, der Oberst verwünschte seine boshafte Zunge. Damals hatte Vittorio noch nicht Mäßigung, Geschmeidigkeit und Verstellung gelernt; sein heißes Blut riß ihn zu unbesonnenen Reden und leidenschaftlichen Thaten hin. Es gab Liebeshändel, Spielschulden, Zweikämpfe.

In dem wüsten Garnisonsleben, unter halb barbarischen Stämmen, verwilderte sein Sinn; mit seiner Verachtung der Menschen stieg seine Bewunderung der Gewalt. In diesem elenden Leben war Alles schal, nichtig, hohl, bis auf den Reichthum und die Macht. Der Reiche kauft nicht nur jeden Genuß, er vermag auch die unendliche gähnende Langeweile durch einen beständigen Wechsel des Genusses zu erheitern; er erwirbt nicht das Glück, aber doch die Möglichkeit, es auf allen Wegen zu suchen. Und wie der Reiche über die Güter der Erde verfügt, so der Mächtige über die Meinung der Menschen. Er trozt ihrem Hasse, er straft ihre Reue. Aus der irdischen Bedürftigkeit, dem Staub und dem Jammer erhebt er sich als Halbgott, wie in der Sage Hercules, wie in der Wirklichkeit Napoleon. Aber nicht jeder Oberlieutenant, der in einem weltverschollenen Flecken über Macchiavelli's

„Fürsten“ brütet und im Geiste jedes Moralgesetz mit Füßen tritt — als wäre dies die nothwendige Vorstufe zum zukünftigen Tyrannen — wird darum ein siegreicher Feldherr, erster Consul, Imperator.

Nach dem Pressburger Frieden schied Vittorio aus dem österreichischen Heere — aus einer Armee, sagte er verächtlich, in der noch immer, trotz aller empfangenen Demüthigungen, Unfähigkeit und adeliger Geburtsstolz sich um die Herrschaft streiten und keine Stelle für wahres Verdienst ist. Er ging zur rechten Zeit, behaupteten dagegen die Feinde des Ritters, um einer schmählischen Entlassung zuvorzukommen.

Eine Weile tauchte Vittorio in der namenlosen Menge unter. Plötzlich erschien er am Hofe des Vicekönigs von Italien in Mailand, angeblich, um einen Proceß seiner Familie wegen ihrer lombardischen Güter zu beschleunigen. In jenen Kreisen, die zur Hälfte aus neuen Menschen, aus Emporkömmlingen der Revolution und des Feldlagers bestanden, machte der junge Mann mehr Glück als bei den österreichischen und ungarischen Magnaten. Hier billigte und theilte Jeder seine Ansichten. Den Frauen gefiel seine Schönheit, die Melancholie seines Wesens; die Männer lobten an ihm die rasche, vorurtheilslose, zugreifende Weise des Handelns.

Die seltsamen Geschichten, die er ihnen aus den Grenzlanden, aus der Moldau, Walachei und Serbien, von den ewigen Kämpfen zwischen Christen und Türken, aus Zigeunerdörfern und ungarischen Adelschlössern, von Hexen und Vampyren erzählte, reizten ihre Neugierde um so stärker, weil sie glaubten, daß der nächste Feldzug ihres Kaisers sie in diese Gegenden, vielleicht nach Konstantinopel führen würde.

Nach einigen Monaten kehrte er in die Hauptstadt Oesterreichs zurück. Einen Grund, warum er Mailand verlassen, warum er keine Stelle im Hofdienst Eugen's gesucht, gab er nicht an.

„Ich bin ein Weltwanderer“, antwortete er denen, die ihn heftiger mit Fragen bestürmten, „mich befriedigt keine Ehre, mich fesselt kein Ort. Was ist Glück, was ist Ruhe? Ich weiß es nicht. Hin und her treibt es mich, ohne Wahl und ohne Lust. Ach, nicht hinter dem Reiter sitzt die schwarze Sorge, in und mit mir ziehen Verdruß, Entnüchterung, Ekel!“

Zwar brachten diese Reden dem Ritter zumeist nur ein spöttisches Lächeln oder den Vorwurf geckenhafter Uebertreibung ein, aber allmählig halfen sie um ihn einen eigenen Dunstkreis verbreiten. In der Luft der Zeit lag eine tiefe Verstimmung, eine schmerzliche Enttäuschung.

Wie die Anhänger der alten Ordnungen sich durch den Fall und die Entthronung der berühmtesten Fürstenthümer, die Unterdrückung der deutschen Reichsritterschaft, den Umsturz der weltlichen Macht der Kirche in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, in allen Hoffnungen grausam enttäuscht sahen, so auch die Schwärmer für Freiheit und Gleichheit, die Bewunderer der Revolution. Sie hatten, als Bonaparte sich zum Dictator und Kaiser aufschwang, einen neuen Hof, einen neuen Adel um sich schuf, denselben Himmelssturz erlebt, wie die Herren und Damen der frühern Herrlichkeit. Johanna Roland war der Königin Marie Antoinette, der Jakobinerclub den Gesellschaften von Trianon nachgestürzt. Dieser allgemeinen Dumpsheit und trägen Verstimmung, da ein Dasein, das kein Morgen zu haben schien, werthlos und zwecklos war, der Weltverzweiflung lieh Bittorio einen Ausdruck. Außer den Ursachen, die mehr oder minder Jeden beunruhigten und quälten, nagten an ihm Armuth und Ehrgeiz.

Wer ihn vor Jahren gekannt und das Ehemals mit dem Heute verglich, hätte wohl seine Stellung in der Gesellschaft und den raschen Lauf seines Glückes beneidet. Denn Bittorio Gambelli war in den vornehmsten Häusern zu finden. Niemand konnte sagen, wie er eigentlich dorthin gekommen. Man hatte ihn

hier und da gesehen und sich verpflichtet gefühlt, ihn auch in seinen Kreis zu ziehen. Das stand in der Meinung dieser erlesenen und auserwählten Gesellschaft fest, daß er zuerst in den Salons des russischen und französischen Gesandten eine Rolle gespielt.

Männer, die, wie der Graf Wolfsegg, ein langes Gedächtniß hatten, entsannen sich, ihm hier begegnet, hier durch die Wirthin selbst auf ihn aufmerksam gemacht worden zu sein. Aber die Herkunft aus diesen Kreisen heftete ihm zugleich einen unvertilgbaren Makel an. Er hat sich an Rußland verkauft und arbeitet ihm die Pläne zur Eroberung des türkischen Reiches aus, sagten die Einen; nein, behaupteten die Anderen, der Kaiser Napoleon besoldet ihn, um über die Rüstungen Oesterreichs, über die Veränderungen in unserem Heere, über das Gehen und Kommen der preussischen und deutschen Tugendbündler genaue Berichte zu erhalten, bessere, als sie ihm sein Gesandter verschaffen könnte. Vielleicht, und mit diesem Wort schlossen die Wigbolde den Streit, da beide Kaiser jetzt gute Freunde sind und dieselben Pläne verfolgen, halten sie sich ihn wie eine gemeinschaftliche Geliebte, für den einzelnen ist er zu theuer.

Längst bewegte sich Vittorio in der Gesellschaft als gleichberechtigtes Mitglied, man fragte nicht mehr,

woher er gekommen, allein der Vorwurf blieb. Es wäre ebenso vergebliche Mühe gewesen, eine bestimmte, greifbare Thatsache für eine solche Beschuldigung anzuführen, als denjenigen zu bezeichnen, der sie zuerst ausgesprochen. Vittorio war nun einmal in Aller Augen ein gefährlicher Mann, ein Abenteurer, ein Spion. Nur schadeten der Zweifel und die Furcht, mit denen er betrachtet wurde, seinem Ansehen bei den Wenigsten; in einer Epoche voll so jähen und gewaltigen Wechsels waren die stillen Tugenden der Entfagung, der Ehrlichkeit in der Geltung gesunken, Muth und List, jede Art kriegerischer Tüchtigkeit gestiegen. Der war des Preises würdig, der erobern konnte, gleichviel ob Kronen oder Marschallsstäbe, Geld oder Frauen.

So reichlich flossen dem Ritter die Geldmittel nun freilich nicht, wie sie ihm das Gerücht zuschrieb. Aber er verstand es, den Schein des Reichthums um sich zu verbreiten. Es wurmte ihn, daß der Graf und Andere um seine mißlichen Umstände wußten. In ihrer Gegenwart konnte er dann wohl mit einem gewissen Stolz den Bettlermantel zur Schau tragen. Zuweilen, inmitten des Glanzes und der Fülle, die ihn auf ihren Schlössern umgaben, überkam ihn das bittere Gefühl des Neides und schärfte seine Zunge, daß er in Zorn und Weltverachtung es dem Timon gleichthat. Für die-

jenigen indessen, die seinen Verhältnissen nicht auf den Grund sahen, liebte er es, die Maske des Verschwenders vorzunehmen. Er ging in den feinsten Kleidern und hielt sich prächtige Pferde. Wo er in der Deffentlichkeit austrat, pflegte er die Gulden nicht ängstlich zu zählen.

Woher seine Einkünfte kamen? Ob Frankreich und Rußland die Kosten dieses bald glänzenden, bald dunklen Lebens bestritten, ob ein hohes und meist glückliches Spiel die Leere seiner Börse wieder anfüllte: das blieb Vittorio's Geheimniß.

Durch Wagen und Menschen, durch das Gewirr der kleinen Gassen, die vom Stephansdome nach dem Graben führten, hatte sich der Ritter hindurchgearbeitet und rastete, den Mantel dicht um sich geschlagen, vor der wunderlichen Dreifaltigkeitssäule, die der Kaiser Leopold I. zur Erinnerung an die Befreiung Wiens von der Pest hat aufrichten lassen: ein figurenreiches, wildbewegtes Sculpturwerk im Barockstil.

Von den beiden Springbrunnen, die rechts und links von der Säule sich erhoben, war in dem Nebelgrau nichts zu gewahren. Die in langen Zwischenräumen aufgestellten Laternen vermochten mit ihren Dellampen kaum auf die Entfernung weniger Schritte die Dunkelheit zu erhellen. Von den Fackeln der Diener,

die auf den Trittbretern der Hofcarrossen und der herrschaftlichen Wagen standen, fiel im Vorüberfahren ein glührother Schein über alle Gegenstände.

„Irr' ich mich?“ sagte, als von vier Pferden gezogen, eben eine stattliche Carrosse hart an der Säule vorübergesaust war, ein Mann, der zu Zambelli getreten. „Aus Malta?“

Es mochte ein Erkennungszeichen sein.

„Sie sind's, Anacharsis?“

„In leibhaftiger Gestalt. Ich suchte Sie in Ihrer Wohnung auf.“

„Das war nicht vorsichtig. Wenn man Sie erkannt hätte, einen Secretär der französischen Gesandtschaft —“

Die Unterredung ward halblaut in französischer Sprache geführt, und als sei dies der Vorsicht noch nicht genug, verließen sie ihren Standort, wo sie den Vorübergehenden hätten auffallen können, und schlenderten langsam den Graben entlang, dem Kohlmarkt zu.

„Sie sind zu ängstlich. Man hat uns in Gesellschaft oft zusammen gesehen. Bah, wenn es sich noch wie in dem großen und schrecklichen Jahre 1793 um den Kopf handelte! Aber was hätten Sie zu verlieren?“

„Was mir gerade so lieb und werth ist, wie Ihnen Ihr Kopf, Anacharsis“, erwiderte Vittorio.

Sein Begleiter suchte die Achseln.

„Es lebe der Tod! Ihr habt noch keine Revolution durchgemacht; Ihr singt noch Opernarien, wo wir nur ein Lied kennen, die Marseillaise.“

„Zur Sache, bester Freund!“ mahnte der Ritter. Ihm war die rohe Weise des alten Jakobiners unangenehm, aber er konnte die geheime rechte Hand Andréossy's nicht von sich stoßen. „Sonst bleiben wir in der Revolution stecken und kommen niemals zum Kaiserreich. Uebrigens haben Sie ja der Politik abgeschworen.“

„Die Dirne paßt nur für die jungen Leute. Ich bin in Ihrem Umgange vor der Zeit alt und grau geworden. Auch ist Alles, was jetzt geschieht, eitel Firtlesanz im Vergleich zu unsern Thaten. Geld, Wein, Weiber: das ist die letzte Weisheit. Aber Sie, Herr Ritter, haben noch gute Beine, Sie können der Politik nachlaufen.“

„Benigstens laufe ich nun schon zehn Minuten vergebens mit ihr.“

„Sie sollen meine Neuigkeiten wissen. Es sind vortreffliche für Sie! Heute Nachmittag ist ein Kurier bei Andréossy angelangt aus Paris mit Depeschen vom Kaiser. Der muß jetzt schon in Spanien sein. In der Michaeler Hofkirche können sie ein De profundis an-

stimmen, mit den Spaniern ist es aus. Der kleine Corporal wird nur seinen grauen Hut zu schwenken brauchen — eins, zwei, drei — und die Kerls sammt ihren Mönchen und Heiligenbildern fliegen auf wie die Sperlinge.“

„Sie wollten von mir reden, Anacharsis“, drängte Vittorio, der mit allgemeinen politischen Auseinandersetzungen an diesem Abend schon überreichlich gesättigt war.

„Bon Ihnen, jawohl! Ihre Berichte sind angekommen, gelesen, gebilligt worden. Talleyrand ist entzückt von Ihrem Scharfblick —“

„Und so weiter! Talleyrand!“ In dem Ton klang die Enttäuschung wieder.

Anacharsis lachte: ein breites Gesicht mit buschigen Augenbrauen, großem Mund und sinnlichen Lippen, das jetzt den Ausdruck einer gewissen verschmitzten Gutmüthigkeit annahm.

„Sie sind nicht zufrieden? Wär's auch nicht! Denn Sie haben sich in der bewußten Angelegenheit nicht schlecht bewährt.“

Durch welche Pfützen muß doch der Ehrgeizige! Und darf nicht mit den Wimpern zucken! Dieses Lob aus dem Munde eines solchen Plebejers, die Beschützerrolle, die er sich annahm! Es kochte in Vittorio's

Herzen, und doch schlossen sich seine Lippen fest zusammen, seine Haltung blieb dieselbe höfliche, geschmeidige.

„Der Kaiser“, fuhr der ehemalige Jakobiner fort, „ist ganz meiner Ansicht über Ihre Talente. Er hat einige Worte über Sie in die Mittheilungen der Depesche einfließen lassen, sehr schmeichelhafte Worte; Andréossy selbst will sie Ihnen berichten und Ihnen zugleich einen Brillantring überreichen, ein Geschenk des Corporals. Das Beste spar' ich zuletzt auf: er will Sie sehen, Sie kennen lernen.“

„Der Kaiser — mich?“

„Thaut das Eis? Das ist doch eine Nachricht, die zu überbringen sich lohnt. Er wird Gefallen an Ihnen finden, das italienische Blut wird sich nicht verleugnen. Wie lange noch und der Ritter Zambelli —“

„Still doch! Keinen Namen!“

„Meinetwegen, ohne Namen! Sie werden noch Graf, Herzog — was weiß ich! Wir Alten vom Stamme 1793 verschmähen das Gesflunker, wir bleiben in unsern Holzschuhen.“

„Weil ihr zu plump seid, andere zu tragen“, dachte Vittorio. Laut sagte er:

„Sie sollten Aristides heißen, Aristides der Uneigennützigge.“

„Keinen Spott, junger Herr! Ihr seid die Trunkenen, wir die Ernüchterten. Für Euch hat der Kaiser seine Ehren, Titel, Marschallstäbe und Kreuze, für uns seine Goldstücke. Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, die Tugenden sind mit Robespierre gestorben. Das Geld und die Weiber —“

„Er will mich sehen“, kam Vittorio wieder auf das große Wort zurück. „Wo, wann, wie kann ich zu ihm?“

„Nicht heute, nicht morgen! Das Hemd ist ihm näher als der Rock. Das Hemd ist jetzt Spanien, der Rock Oesterreich. Aber sie brauen dort oben in der Burg Krieg, und was der Rock ist, wird das Hemd werden. Dann hat Ihre Stunde geschlagen, Verehrtester. Dann auf nach Paris!“

„Werden sie mich ziehen lassen?“

„Die Herren Oesterreicher? Kaum. Sie müssen ihnen einen Streich spielen und sich gemächlich aus den schwarzgelben Kreisen entfernen.“

„Und einer guten Aufnahme in St.-Cloud wäre ich sicher?“

„Sie können es aus Andréossy's Munde noch einmal vernehmen, wenn Ihnen meine Bürgschaft nicht genügt.“

„Ein Mißverständniß, Anacharsis! Keinen Augen-

blick zweifle ich an Ihrer Freundschaft und Wahrheit. Aber der Herr hat seine Launen. Stößt er mich zurück, so bin ich in Paris und in Wien unmöglich."

„Ja, als wir gegen die Tuilerien vorrückten, damals, am zehnten August 1792, ein wunderbarer Tag" — als wolle er dem Gedächtniß dieses Tages seine Reberenz bezeigen, griff er an seinen Hut — „wußten wir auch nicht, ob wir sie stürmen oder todt davor liegen bleiben würden. Welche Bedenklichkeiten!"

„Jeder hat seine Art."

Bittorio stand still. Es war am Eingang der Herrengasse.

„Sie haben dorthin Geschäfte?"

„Ja!"

„Ich störe nicht länger. Auf Wiedersehen, junger Freund! Von heute ab in drei Tagen in dem rothen Zimmer der „Kugel“?"

„Wenn es Ihnen angenehm ist, Anacharsis."

„Und mit einem Mémoire? Es drängen sich viele Engländer und Preußen seit einigen Tagen an den Grafen Stadion; die Kaiserin, das Schwein Kutschera und der Esel Baldacci bearbeiten den guten Mann dort —"

Er zeigte nach den Fenstern der Burg.

„Es wäre uns lieb, Näheres zu erfahren."

„Ich werde mein Möglichstes thun, dem Kaiser zu dienen.“

„Erst uns, dann ihm. Leben Sie wohl, Chevalier! Halt, das hatt' ich vergessen.“

Und er langte einen schmalen Papierstreifen hervor.

„Aus der Polizeipräfectur. Die Personalien des Herrn Benjamin Bourdon. Ich empfehle sie Ihnen zur Prüfung. Haha, der Bonhomme Jean Bourdon! Nun lacht er nicht mehr.“

Im Nebel war er verschwunden.

„Der Aufdringliche, der freche Plebejer!“ grollte es in Vittorio. Er schüttelte sich wie einer, den der Widerwille zu übermannen droht, aber zugleich fühlte er sich wie von einer mächtigen Kraft in die Höhe gehoben. Der Kaiser hatte über ihn geschrieben; wiegt das kleinste Lob eines solchen Mannes nicht den Zuruf einer halben Welt auf? Selbst wenn Anacharsis übertrieb, um von seiner Wichtigkeit eine größere Vorstellung zu erwecken, die Thatsache blieb. Ein neuer Schritt vorwärts auf der Bahn des Glückes war gethan.

„Sie sollen nicht immer so vornehm abweisend auf mich herabsehen, diese Wolfzegg's. Es wird nicht immer der Wahnsinn eines Thoren sein, wenn Vittorio Zambelli um Antoinette wirbt. Jetzt verachten sie mich; kehre ich im Gefolge Napoleon's zurück —“

Er unterbrach die Stimme, die in seinem Innern so redete. Wie er dahin gekommen, wußte er nicht, aber er stand vor dem wohlbekanntem Hause des Grafen Wolfzegg, gegenüber der Pfarrkirche der Schotten, da, wo die Herrengasse in die Freieung mündet. Eine Laterne brannte vor dem Portal. Bei ihrem Licht las Vittorio den Zettel, den Anacharsis ihm vorhin übergeben. Der Inhalt rief einen Gedanken in ihm wach, der, seit er Heimwald verlassen, auf dem Grund seiner Seele geschlummert und nur von andern, stärkern so lange zurückgehalten worden war. Das Papier sorgfältig verbergend, schritt er durch das Portal. Die Diener schienen nicht ganz einig, was sie auf seine Frage: ob er den Herrn Grafen Wolfzegg oder den Marquis von Gondreville sprechen könne? antworten sollten. Der Ritter machte ihrer Verlegenheit schnell ein Ende: oder ob er es wagen dürfe, noch bei den Damen einzutreten?

Die Damen waren zu Hause und bereit, ihn zu empfangen.

Wenigstens eine: Antoinette. Vittorio segnete im Stillen seinen Stern.

„Die Männer“, dachte er, „sitzten in einem Hinterzimmer mit Ruffo und Pozzo di Borgo, mit Bathurst und Rasumowsky zusammen und stürzten auf dem Pa-

pier den Kaiser; die Mutter will sich nicht im Hauskleide überraschen lassen. Eine kurze Weile mit ihr allein. Kurz? Wiegen diese Augenblicke, die so voll, so erfüllt und durchgeistigt sind, nicht die leeren Stunden auf, die eine nach der andern träge aus dem unerschöpflichen Born der Ewigkeit rinnend unser Leben und seine Dual ausmachen?"

Zwischen Antoinette und Vittorio waltete eine geheime, uneingestandene Sympathie. Dieselbe Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, die sie umgaben, ein ehrgeiziges Streben, eine innere Ungenügsamkeit hatten beide einander genähert. Durch die Dichtung der Zeit, durch alle höher begabten Geister und tiefer empfindenden Herzen ging der romantische Bruch zwischen Wirklichkeit und Ideal. Da sie oft im gesellschaftlichen Treiben zusammentrafen und in Rede und Widerrede sich berührten, ahnten sie bald die geheime Wahlverwandtschaft ihrer Seelen. Von ihrer Seite kam der Zauber der Schönheit, von seiner der phantastische Schein hinzu, der ihn zugleich verschleierte und verklärte. Eine Beziehung zwischen ihnen, ein Band war schon geknüpft, ehe sich Antoinette dessen bewußt geworden.

Der Aufenthalt auf dem Schlosse am See mit all den gefährlichen Reizen ländlicher Vergnügungen, des Sichzusammenfindens im Walde und Garten, des

Gedankenaustausches bei lieblichen oder schrecklichen Naturschauspielen wurde so gleichsam nur der letzte Einschlag des Gewebes. Arglos hatte Wolfzegg selbst dazu beigetragen, die Fäden dichter in einander zu weben; ein leichtes Spiel der Galanterie sollte den Ritter fesseln und seine Aufmerksamkeit von den politischen Verhandlungen und Ränken abziehen, die rings um ihn her gesponnen wurden. Nach dem Grundsatz, daß im Kriege jedes Mittel erlaubt sei, hatte der Graf die Anmuth und den Geist seiner Nichte als Hülfsstruppen verwendet. Er war überzeugt, daß Antoinette zu viel Klugheit und Adelsstolz besäße, um sich je in einer unedlen und thörichten Leidenschaft für einen ruhmlosen Abenteuerer zu verlieren.

Wenn es sich in diesem Verhältniß nur um die Liebe Antoinettens gehandelt, so mochte die Rechnung stimmen; aber sie war ohne Vittorio gemacht worden.

Einmal der jungen Gräfin so nahe, fing der Ritter an, sie mit andern Augen zu betrachten als früher, mit Augen, die schon wärmer sprachen, heißer begehrten, je mehr sie den Einfluß bemerkten, den sie auf die Phantasie Antoinettens gewannen.

Langsam, aber gewiß würde sie seinem magnetischen Einfluß unterliegen: in diesem Sinne richtete Vittorio sein Betragen ein.

Mit der Ueberlegenheit seines Verstandes, der Macht seiner Einbildungskraft verband sich die Ritterlichkeit seines Auftretens, die Feinheit seiner Rede und die Kunst, noch tiefer und bedeutsamer zu erscheinen, als er war. Ihn dauernd festzuhalten, in das Innerste seines Wesens zu dringen, mußte unwillkürlich den Witz und den Stolz eines geistvollen Mädchens reizen.

In einem kleinen Zimmer saßen sie sich gegenüber, sie auf dem Kanapee, er auf einem Sessel mit runder durchbrochener Rückenlehne. Eine behaglich milde Wärme, mit einem feinen Wohlgeruch gemischt, durchzog das Gemach. Die hellen Bezüge der Sessel, des Sophas, die Vorhänge, die dicht geschlossen die Fenster verbargen, das an den Geräthen vorherrschende Weiß und Gold erhöhten das Lichte und Freundliche des ersten Eindrucks, den Vittorio empfand, als er aus dem feuchten kalten Nebel der Straße hier eintrat. In ihrem weißen Wollenkleid, das lang und glatt niederfloß, mit der kurzen Taille, den engen Ärmeln und der blauen Schärpe, paßte Antoinette harmonisch in den Rahmen dieser Umgebung. Alles von einer gewissen prächtigen und doch stilvollen Einfachheit, welche die Antike nachzuahmen sucht und dabei unmerklich in eine künstliche Steifheit verfällt. Man hat die Bunt-

heit, das Gesprenzte und Ueberladene der Rococotracht aufgegeben und ein idealisches Gewand umgethan und ist dennoch nicht zur schönen und freien Natur zurückgekehrt.

Die ersten Begrüßungen, „Erfundigungen, Fragen und Antworten waren ausgetauscht.

„Wo komme ich her, Gnädigste?“ sagte dann Bittorio. „Sie lachen mich aus? Als ob ich wichtig thun wollte! Nein, ich vermuthe nur, daß Ihnen die Antwort nicht unerfreulich sein wird. Ich habe nämlich unsern neuen gemeinschaftlichen Freund, Herrn Egbert Heimwald, aufgesucht.“

„Heimwald!“ entgegnete sie gedehnt.

Der Tisch, auf dem der Armleuchter mit den drei Wachskerzen stand, war seitwärts aufgestellt und sie saß im Schatten. Er konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht genau unterscheiden.

„Mein Oheim“, fuhr sie fort, da er eine weitere Aeußerung von ihr zu erwarten schien, „hat ihn, wie ich glaube, schon vermißt.“

„Vielleicht ich auch! Wer vermag sich über die Bewegungen seines Herzens, über die geheimnißvoll wirkenden Kräfte des gegenseitigen Anziehens und Abstoßens Rechenschaft zu geben! Die beiden jungen Männer mit ihrer frischen Natürlichkeit haben es uns

allen angethan. Es war doch, als kämen sie aus einer andern, bessern Welt.“

„Bessern?“

„Mißfällt Ihnen das Wort? Die Kreise, in denen sich Heimwald bewegt, sind enger gezogen und liegen tiefer im Thal als die unserigen. Dafür wohnt es sich dort, unter schattigen Bäumen, an Wiesengründen friedlicher als auf den steilen und kahlen Höhen der vornehmen Gesellschaft. Die Wünsche sind bescheidener, das Gemüth ruhiger. Hat man nun gar, wie unser Freund, ein gutes Loos aus der Schicksalsurne gezogen —“

„Ein Loos mit einem Hause in Wien, mit einem Landgut draußen, nicht wahr?“ lachte sie, wie es Vittorio dünkte, nicht ohne Zwang.

„Spotten Sie nur, Gnädigste! Ich verhehle es nicht, daß mir der Reichthum in jedem Stande als Grundlage eines schönen Daseins gilt. Nur mit ihm läßt sich das Leben vollkommen gestalten und die Freiheit bewahren — die Freiheit der Gesinnung.“

„Strebt der Reiche nicht über seine Schranke hinaus wie der Arme? Und wenn er aus der Höhe, in die er sich aufschwingen wollte, zurückgeschleudert wird, empfindet er den Fall weniger hart als ein Anderer?“

„Doch! Der Reichthum ist ein weiches Polsterbett.“

„Der Ritter Zambelli, der einen Wiener Bürger und Hauseigenthümer beneidet!“

„Beneidet, Gnädigste, ist nicht der richtige Ausdruck. Ich bin nun einmal, was ich geworden, und könnte schwerlich in eine idyllische Beschränktheit zurück. Aber ich möchte als Egbert Heimwald geboren sein. Wir sind die Geschöpfe der Umstände, der Erziehung, der ersten Eindrücke. Mein Erbtheil sind Armuth, Ehrgeiz, Unruhe; keines ein sicherer Besitz, ein umfriedetes Leben.“

„Und das Alles haben Sie bei einem kurzen Besuche entdeckt?“

„Noch besser, ich habe Herrn Heimwald gar nicht zu Hause getroffen. Erst als ich mich entfernen wollte, kam er vom Lande herein, mit seinem Freunde, dem lustigen Schauspieler. Er hat seinem Gaste noch vor dem Eintritt der schlimmen Jahreszeit die Umgegend Wiens gezeigt. Das mag ihm auch als Entschuldigung bei dem Grafen dienen.“

„Ich werde es dem Oheim mittheilen. In seiner Abwesenheit also —“

„Konnte ich ungestört das Haus anschauen und meine Betrachtungen anstellen, die, wie ich aus Ihrem Lächeln schließe, eine wunderbar sentimentalische Fär-

bung angenommen haben müssen. Möglich, daß der Gegensatz dieses Lebens und des meinigen so stark war, daß er die Schwingungen meiner Seele aus Dur in Moll umwandelte; möglich, daß Alles sich auf meine Führerin zurückführen läßt."

„Führerin? Hat Herr Heimwald eine Verwandte bei sich?“

„Ich weiß nicht, ob er mit der Familie Armhart — ach, da fällt mir ein, daß die Frau Marquise von den Armharts in meiner Gegenwart geredet.“

„Sie haben die Demoiselle Armhart gesehen?“

Das gestickte Kissen, auf dem Antoinettes Fuß in seinem zierlichen Schuh geruht, wurde heftig zurückgestoßen. Die Bewegung verrieth wider ihren Willen ihre innere Aufregung dem beobachtenden Vittorio.

„Ein schönes Mädchen, eine schlanke Gestalt, mittelgroß, mit blonden Haaren und graublauen Augen, etwas Herbes und römisch Strenges im Ausdruck.“

„Sahen Sie ihr so tief ins Gesicht?“ spottete Antoinette und spielte mit den Enden ihres blauen Shawls, den sie malerisch über die Schultern geworfen. „Und ihr Geist entspricht gewiß ihrer Schönheit?“

„Es wäre Annäherung oder Eitelkeit meinerseits, nach einem so flüchtigen Gespräch über den Verstand und die Bildung der Demoiselle Armhart urtheilen zu

wollen, nach einem Gespräch, gnädige Gräfin, das sich nur um Neußerlichkeiten und Alltägliches drehte.“

Und nun erzählte er, wie er in das Haus bei den Salesianerinnen gekommen und Magdalene gefunden.

„Ihre Antworten waren voll Witz und Anmuth, und der Eindruck, den ich von ihr empfangen, wie ich ihn vorhin geschildert, ein sentimentalischer, wie in den Heldengedichten, wenn die irrenden Ritter fern von Königshöfen und Kaiserschlossern zu einem Hirtenmädchen kommen.“

Die Anspielung, die in seinen Worten liegen sollte, überhörte Antoinette; ihre Gedanken waren auf einen andern Punkt gerichtet.

„Ich möchte sie sehen“, sagte sie halblaut und zu ihm gewendet, indem ihr Tuch halb von ihrer Schulter zurückglitt, „dies Meerwunder oder dies Naturkind sehen.“

„Um ein Mädchen wie tausend andere aus diesem Stande zu finden! Es ist nichts Sonderbares an ihr, nichts, was die Aufmerksamkeit der Gräfin Antoinette verdiente.“

„Und doch spricht der Ritter Zambelli, der ein größeres Stück Welt kennt und die erkannte tiefer verachtet als ich, mit solcher Begeisterung von ihr!“

„Eifersüchtig?“ fragte sich Vittorio. Er war nicht

Ged genug, um dies Gefühl der Gräfin auf sich zu beziehen. „Eifersüchtig, weil Graf Wolfsegg — “

„Es war ja nicht die Erscheinung dieses Mädchens allein, Gnädigste, die meine Gedanken aus dem Wirbel der Weltbewegung in die Stille der Idylle entrückte. Sie half nur das Bild vollenden. Und daß eine Art Zauber um jenes Haus schwebt, beweist ein besserer, erfahrenerer Mann, der von seinen Stimmungen nicht so abhängig ist wie ich — Ihr Oheim, der Herr Graf.“

„Mein Oheim! Ja so.“

Sie erkünstelte eine Gelassenheit, die sie längst verloren.

„Er sucht den jungen Heimwald öfters auf, wohl auch die Armharts. Der Mann war eine Zeit lang sein Secretär. Wurde von ihm gesprochen?“

In Vittorio's Herzen regte sich das Mitleid. „Warum ängstigt und quälst du dies schöne Geschöpf?“ Aber die Selbstsucht siegte. „Du mußt wissen, was hier vorgeht, was hinter der Bühne, die so glänzend und heiter sich aufbaut, tragisch sich abspielt.“

„Von dem Herrn Grafen? Es war nicht meine Schuld, daß die Rede auf ihn kam. Der Herr Secretarius erzählte von ihm, noch ganz Bewunderung und Dankbarkeit.“

„Der Graf hat ihm sein einträgliches Amt verschafft — der treuen Dienste wegen —“

Sie zog ihren Shawl wieder höher und fester.

„Ohne Zweifel!“

Eine bedenkliche Pause trat ein. Ihr Blick ruhte auf ihm, forschend, prüfend, ob er etwas verschweige, ob sie sich weiter vorwagen dürfe. In seinem bronzenen Gesicht, das, von einem schrägen Lichtstrahl getroffen, in der dunklen Umrahmung seiner schwarzen, leicht gekräuselten Haare noch ernster und düsterer ausjah als im Schein des Tages, rührte sich nichts. Eine gleichmäßige Ruhe war über seine edlen Züge ausgebreitet. Die Wimpern hielt er tiefer und dichter über die Augen gesenkt, als müsse er so das Feuer derselben behüten oder seine Nachbarin vor dem bösen Blick bewahren.

„Ihre Schilderung hat meine Neugier auf das höchste gespannt“, sagte endlich Antoinette, „und wenn ich eine Thorheit begehe, tragen Sie die Mitschuld.“

„Mit Ihnen? O, lassen Sie mich die ganze Last übernehmen!“

„Die Demoiselle Armhart —“

„Sie beschämen mich, Gnädigste! Was ist mir dies Mädchen? In Ihrer Gegenwart —“

„In meiner Gegenwart?“ unterbrach sie ihn stolz.

„Stellen Sie Vergleiche zwischen mir und einer Hirtin aus Arkadien — so sagten Sie ja wohl vorhin? — an?“

Vittorio schlug die Wimpern auf und ließ einen seiner eigenthümlichen, düstern und bannenden Blicke über sie hingleiten. Dann erhob er sich beinahe geräuschlos, wie ein Schatten.

„Schweigend oder redend reizt ich Ihren Unwillen, meine gnädige Gräfin, ein Mißverständniß drängt das andere. Vergeben Sie mir und lassen Sie mich diese peinliche Stunde in der Zukunft nicht entgelten.“

„Ich bitte Sie, Herr Ritter. Wo sind wir hingerathen? Ich bin böse auf mich selbst. Was hat uns nur in diese Verwirrung gestürzt?“

„Ein Schatten. Wir haben Vorempfindungen von Ereignissen, die erst in einer späten Zukunft eintreffen; der Schatten, den sie vor sich herwerfen, beunruhigt uns. Es ist nicht wahr, daß wir in der Körperlichkeit ganz befangen sind und aus ihren Banden nicht heraus können; es gibt Fühlfäden unserer Seele mit dem Unendlichen, in die unsichtbare Welt. Ihre Erregung, Gnädigste —“

„Sie erschrecken mich mit Ihrer Feierlichkeit! Meine Erregung wäre das Vorgefühl, daß mir von jenem“ — Mädchen, wollte sie sagen, aber sie verbesserte sich rasch — „von jenem Hause Unheil drohe?“

„Ob Heil, ob Unheil, das vermag Ihnen allein die innere Stimme zu offenbaren. Ich glaube nur, daß zwischen Ihnen und jenem Hause eine geheime, von Ihnen noch nicht gekannte Verbindung besteht, die sich früher oder später geltend machen wird.“

„Verhängnißvoll! Und wenn ich nun mit einem kühnen Griff in die dunkle Zukunft hineingriffe?“

„Daran würde ich die tapfere Tochter der Wolfzegg erkennen.“

„Ich werde meinen Oheim bitten, uns einmal die Demoiselle Armhart zuzuführen. Wenn er sie seines Umgangs würdigt, kann er mir es nicht übel deuten, daß ich sie kennen lernen will. Ja, das will ich! Widersteht er, sinne ich auf andere Mittel und Wege, meinen Zweck zu erreichen. Durch Sie, durch Herrn Heimwald. Ich bin in der Laune, mein Schicksal herauszufordern.“

„Ihr Schicksal? Das ist nicht Ihr Ernst. Wie können Sie Ihr Schicksal in diesen Kreisen suchen? Sie stammen von einem andern Stern.“

„Unsere Gespräche am Traunsee!“

„Freilich; da wir beide müßig liegen, Welch bessere Beschäftigung fänden wir, als Träumen nachzuhängen! Das Leben ist schal, wenn man es an den unendlichen Möglichkeiten mißt, welche sich der Phantasie aufdrängen.

Das ist ein Trost für diejenigen, welche Vorurtheil oder Mißgeschick zur Unthätigkeit verdammen, sie flüchten aus der Wirklichkeit in das schönere Land der Träume. Ich stelle Sie mir oft als Fürstin, als Kaiserin vor.“

„Um mich als armes Edelfräulein in der Wirklichkeit wiederzufinden.“

„„Was war Josephine vor zehn Jahren? Was Napoleon's Schwestern?“

„Es hängt eben vom Boden, von Wind und Sonnenschein ab, wie hoch die Bäume wachsen. Sie priesen ja das Glück der Beschränktheit. Wenn ich es damit versuchte? Der Oheim predigt mir eindringlich genug dieselbe Lehre. Und zuletzt? Was vermag ein Weib? Es muß sich fügen und lernt es allmählig auch.“

„Bis der Wille das Muß zerbricht. Ich höre es nicht gern, daß große Frauen klein von sich sprechen. Sie sind in so vielen Dingen begabter als die Männer.“

„Nur nicht auf dem Schlachtfeld. Und hier zu stehen, zu siegen, das ist die Hauptaufgabe der Zeit geworden.“

„Wie lange noch? Bändigt der Kaiser Napoleon jetzt die spanische Empörung, wer wird ihm widerstehen?“

„Und von uns erwarten oder fürchten Sie nichts? Wir treten nicht in Ihre Berechnungen?“

„Oesterreich wird immer die zweite Macht des europäischen Festlandes sein. Warum sich damit nicht begnügen? Der Herr Graf, der Minister Stadion, unsere erlauchte Kaiserin, alle hassen Napoleon und Frankreich. Aber wenn sie nur in ihren Busen greifen wollten; nicht den Kaiser, den Sohn der Hölle, den Emporkömmling der Revolution hassen sie in Napoleon. Sie möchten zerstören, was unzerstörbar geworden ist: die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz, das Recht eines Jeden, nach der höchsten Würde zu streben. Das ist der Schluß der Revolution; sie hat alle Bahnen, das ganze weite Kampffeld der Welt für jedes Talent freigemacht. Hierin allein liegt der Grund der französischen Siege. Erst dieser Tage habe ich wieder ein merkwürdiges Beispiel von der Freiheit, die man in Frankreich dem Genie gewährt, von der Vorurtheilslosigkeit, mit der man es aus der Dunkelheit hervorzieht, von den Ehren, mit denen man es belohnt, gelesen.“

„Gelesen?“

„In einem ältern Blatt des Moniteur, aus dem Monat October. An sich ist es nur eine Thatsache unter tausend ähnlichen; mir fiel sie des Gegenstandes und des Mannes wegen, um den es sich handelt, besonders auf. Aber Sie wissen vermuthlich schon — die Geschichte des jungen Arztes Benjamin Bourdon.“

„Benjamin Bourdon?“

Antoinette war in der höchsten Spannung.

„Erzählen Sie doch! Benjamin, unseres armen Bourdon einziger Sohn!“

„Der Name war es denn auch, der zuerst mein Auge festhielt. Seit dem Begräbniß in Gmunden will mir der Name Bourdon nicht mehr aus dem Ohre. Also der Sohn jenes Unglücklichen! Die Geschichte ist kurz. Im Moniteur hieß es: Benjamin Bourdon, aus Lothringen, der Sohn eines Bauers — und jetzt Leibarzt der Kaiserin Josephine, Offizier der Ehrenlegion.“

„Der Leibarzt der Kaiserin? Davon hat Jean Bourdon nie zu uns gesprochen, und er liebte ihn doch so sehr, er war so stolz auf ihn!“

„Bemerken Sie, welche Narren des Schicksals wir sind! Am Tage, wo wir Jean Bourdon zur Erde bestatteten, steht die Ernennung seines Sohnes im Moniteur. Der noch junge Mann ist Regimentsarzt gewesen und hat sich bei Eylau, während des furchtbaren Winterfeldzuges in Preußen ausgezeichnet. Gründe, die nicht näher angegeben werden — ich vermuthe, Abneigung gegen das System des Kaisers — haben ihn zur Aufgabe seiner Stellung bestimmt. Still und eingezogen lebt er in Paris, aber sein Ruf als ausgezeichnete Magnetiseur —“

„Was sagen Sie!“

Antoinette konnte ihr Staunen, das sowohl der Nachricht wie der Weise des Erzählers galt, nicht mehr unterdrücken.

„Sie glauben nicht an diese von Mesmer entdeckte Kraft? O, wenn sie nur, von erfahrenen und trefflichen Männern angewendet, in allen Feinheiten ihrer Wirkung erst erkannt sein wird; ein Wunder wird sich vollziehen, ein Umschwung in der Heilwissenschaft, in unserer Kenntniß der Seele und des Körpers! Benjamin Bourdon führt durch Anwendung des Magnetismus einige glückliche Kuren aus, die das Gerücht zu Wunderkuren ausschmückt. Eine besonders, mit der in Paris sehr bekannten und gefeierten Sängerin Athenais Dechamps, erregt ungemeines Aufsehen. Kurz, als die Kaiserin infolge einer Erkältung mehrere Tage lang von den heftigsten Kopfschmerzen und einem unablässigen Nervenleiden gequält wird, alle Mittel der Aerzte nichts dagegen verschlagen, läßt sie Bourdon zu sich rufen. Der Kaiser Napoleon redet in seiner barschen Weise von Weiberthorheiten, Charlatanen, aber läßt Bourdon machen. In zwei Tagen ist die Kaiserin wohl auf und gesund. Der Ketter wird fürstlich belohnt. Bei uns klingt es wie ein Märchen. Ein ehemaliger Regimentsarzt mit einem noch nicht geprüften Heilverfahren sich an der erlauchten Person der Kaiserin versuchend!“

„So ist also der Sohn Jean Bourdon's eine wichtige Person am Hofe Napoleon's geworden!“ sagte sie nachsinnend. „Freilich, wer das dem schwächlichen, verwachsenen Knaben prophezeit!“

„Ich bin als ein Anhänger des Kaisers übel berufen“, erwiderte Vittorio darauf, „aber kann man vor solchen Beispielen stumpfsinnig die Augen verschließen? Nicht erkennen, daß hier ein Mittelpunkt ist, zu dem früher oder später alle strebenden, alle hoffnungsreichen Geister sich hingezogen fühlen müssen?“

„Und für mich träumen Sie in jener Sphäre ebenfalls einen Platz?“

„Gehören die Gondreville nicht zu den ältesten und ersten Familien des französischen Hofes? Ich spreche nicht von den Männern; sie mögen ihre Gründe haben, dem Könige treu und dem Kaiser fern zu bleiben. Allein die Frauen, müssen sie Haß und Feindschaft mit ihren Brüdern und Vätern theilen?“

„Wollen Sie mich zu einer Palastdame Josephinens anwerben?“

Vittorio lächelte nicht ohne Bitterkeit.

„Ich? Ein Träumer, dem Schönbrunn so fremd ist wie St.-Cloud! Ich begehre nicht nach dem Glanz der Höfe. Mir schwebt ein anderes Ideal vor. Jeder

hat eine Gottheit, schade nur, daß die Gottheit sich oft so gar nicht um ihren Verehrer kümmert.“

Antoinette schaute zur Erde. Die Luft im Gemache kam ihr plötzlich so beängstigend vor. Oder war es nur die Erregung des wunderlichen, sprunghaften Gesprächs, die ihr das Blut stärker zu den Schläfen trieb?

Der Ritter stand eine Weile schweigend, die Arme auf der Brust gekreuzt.

Darüber erhob sie ihr Antlitz und blickte ihn an.

Er ließ die Arme niedergleiten und senkte das Haupt.

„Das ist das Traurigste, wenn unsere Gottheit nicht einmal unsere Sprache, unser Gebet versteht. Gute Nacht, Gnädigste!“

„Sie sprechen in Räthseln. Ist dies Alles, was Sie mir sagen wollen, sagen können?“

„Ein Wort weiter, welche Strafe wartete mein! Oder würden Sie in Ihrer Umgebung einen Vertwegenen dulden?“

Nun riß ihn doch, ohne daß er es merkte, die Leidenschaft über alle Dämme kluger Ueberlegung hinweg.

„Und bei alledem, Antoinette, wenn Sie die glühende Verehrung meines Herzens annehmen, wenn Sie mir die Stelle bezeichnen wollten, auf der es eine

Möglichkeit für mich gäbe, Ihre Liebe zu erkämpfen, und wäre es nach Jahren der Ausdauer, nach Prüfungen ohne Zahl, blindlings würde ich Ihrem Winke folgen! Sie allein sollten das Wahrzeichen in der Schlacht des Lebens für mich sein. Aber können Sie dies Wort nicht sprechen, dann ist es besser, wir scheiden. Noch schwankt der Rachen am sichern Ufer — ein Stoß, und er treibt auf dem Ocean dem Untergang entgegen. Ich lege meine Seele in Ihre Hand.“

„Um Gotteswillen! Wollen Sie mir Ihr Schicksal aufbürden?“

Es war etwas in der Heftigkeit Vittorio's, das Antoinette entsetzte. Und indem nun im Vorzimmer Stimmen laut wurden, vergrößerte die Sorge, mit dem Ritter allein getroffen zu werden, nach einer solchen Unterhaltung, die Verlegenheit und den Schreck des Fräuleins. Bis in die Nische des Gemachs war sie zurückgewichen und hatte den schönen Arm wie zur Abwehr gegen einen unsichtbaren Feind erhoben.

Denn Vittorio rührte sich nicht; er stand aufrecht hinter seinem Sessel, die Rechte zitternd auf die Rücklehne desselben gestützt.

„Und ich habe nichts zu hoffen?“ fragte er tonlos.

Entgegnete Antoinette: „Nichts!“ oder entfuhr ihr nur ein unverständlicher Laut? Aber der Ausdruck

ihrer Züge sagte Alles. Die Thür war geöffnet worden; auf der Schwelle erschien Graf Wolfsegg. Mit der Bewegung hingebendster Zärtlichkeit, in der sich zugleich eine Empfindung der Erlösung, der Befreiung von einem gespenstischen Alpdruck auszusprechen schien, eilte sie ihm entgegen.

„Ah!“ murmelte Vittorio. „Sie liebt ihren Oheim.“

Als er sich, jetzt ganz wieder der gewandte Höfling, nach dem Grafen umwendete, reichte ihm dieser schon die Hand.

„Guten Abend, Herr Ritter, guten Abend! Das ist schön von Ihnen, daß Sie so lange ausgeharrt haben. Ich danke Dir, Antoinette, daß Du unsern Gast festgehalten.“

Drittes Kapitel.

Mit allen Ehren, die ihm gebührten, in gemüthlicher Festfreude war Magdalenens neunzehnter Geburtstag gefeiert worden. Auch nicht eine Wolke hatte ihn getrübt. Die Eltern hatten eine kleine Gesellschaft von Verwandten und Freundinnen eingeladen; ein Ball der Jugend beschloß das Fest. Mit einer an ihm ungewohnten Liebenswürdigkeit hatte Egbert sich an allen Spielen und Tänzen betheiliget und abwechselnd mit Hugo an Magdalenens kleinem Klavier eine Française, eine Écossaise gespielt. Den heitersten Eindruck brachte Herr „von“ Spring hervor. Die Mühe, die er sich gab, im schönsten Wiener Dialekt zu sprechen, erregte ebenso viel Vergnügen wie fein norddeutsches, drollig-phantastisches Wesen das Staunen dieser guten und einfachen

Menschen, die ihn für einen ganz besonders tiefen Geist zu halten schienen.

Magdalene wußte ihre Doppelrolle als Königin des Festes und sorgende Wirthin aufs beste durchzuführen. Neidlos stellte sie überall bald diese, bald jene ihrer Gespielinnen in den Vordergrund. Von ihrer Fröhlichkeit und Güte ging ein Strom von Licht und Wärme aus.

Selten in diesen letzten Wochen hatte sie sich so glücklich gefühlt. Es war ihr, als hätte die trübe Herbstsonne dieses Tages trotz alledem ein wunderbares Quellen und Blühen in ihr erweckt. Nicht die reichen und zierlichen Geschenke des Freundes, nicht die zärtliche Freundschaft, mit der er sie am Morgen begrüßt hatte, am innigsten rührte und freute sie die Harmlosigkeit, in der er sich der Gesellschaft hingab, das Behagen, das er in ihr fand. Wenn sich zuweilen ihre Blicke begegneten und lächelnd, als fürchteten sie, ertappt zu werden, sich wieder von einander abwendeten, waren es die Blicke zweier Glücklichen. Vielleicht hatte der alte Joseph doch Recht: Egbert hatte einen Schritt aus der jugendlichen Traumwelt zur ernstesten Männlichkeit gethan, aber sein Herz war unverfälscht, war dasselbe geblieben.

Von der garstigen Politik, von Geschäften war an-

diesem Tage nicht gesprochen worden. Selbst der Graf Wolfzegg hatte so entschieden.

„Diese Stunde gehört der Leni“, hatte er gesagt, als ihm Egbert den Vorfall mit der braunen Christel und den Besuch des Ritters ausführlicher mittheilen wollte.

Auch Hugo Spring, der noch immer an der Pforte des Burgtheaters auf Einlaß wartete, war auf einen andern Tag beschieden worden.

„Aber“, hatte der Graf beim Abschiede zu den beiden jungen Männern geäußert, „ich erwarte Sie demnächst in meinem Hause zu einer kleinen Abendgesellschaft. Da stelle ich Sie den zukünftigen Lenkern Ihrer Geschicke, dem Fürsten Lobkowitz oder dem obersten Kämmerer Ferdinand Palffy, vor, lieber Herr Spring. Nur nicht unwirsch und ungeduldig werden!“

In seiner Weise hatte er dem ungeduldigen Brandenburger ein Beispiel dieser Tugend gegeben, indem er die breite und nichtige Geschwägigkeit der Frau Armhart gelassen ertrug.

Die konnte sich an den prächtigen Stoffen und der schönen Schnur weißer Perlen, die der Graf „seinem Liebling“ als Festgabe überreichte, gar nicht satt sehen. Hinauf und hinab, wie ein Mühlrad, plauderte sie von der Herrlichkeit, wie vortrefflich die Leni darin erscheinen würde, wie ihr Alles so schmuck und artig zu Gesicht

stände, wie ein Fürstenkind schaue sie aus. Darüber hatten Egbert und der geheime Secretarius gelacht, Magdalene war roth geworden und aus dem Zimmer geflohen. Nur der Graf hatte die Stirn gerunzelt: man solle der Kinde mit solchen Worten nicht Sinn und Gemüth verwirren. Ein ganzes Leben würde zuweilen durch solche Vorstellungen, mit denen man, ohne jede böse Absicht, wie zum Spiel die jugendliche Phantasie nähre, vergiftet und verdorben.

Im Uebrigen war Wolfsegg zu allen von herzwinnender Liebenswürdigkeit gewesen — „nicht ganz“, wie Hugo's Ironie bemerkte, „ohne Ceremonie, selbst in dem Kusse, den er auf Magdalenens Stirn drückte, aber durchaus wie ein vornehmer Herr, ein grand seigneur — die französische Sprache drückt's besser aus als die deutsche“.

Nach dem Festtage kam ein saurer Tag. Es galt wieder in Ordnung zu bringen, was Spiel und Tanz untereinander geworfen. Dabei wurde nun auch der Christel gedacht, die man während des vergangenen Tages beinahe vergessen. Die Kur Zambelli's hatte sich bewährt. Nach einem langen ununterbrochenen Schlaf war das Mädchen gesund erwacht; ein wenig wüßt und verworren im Kopf, mit Wunden und Schrammen, aber ohne jede bedenklichere Verletzung

und, was nach Joseph das Beste war, mit einem tüchtigen Hunger.

Nach Egbert's Weisung mußte sie noch den Tag über im Bette bleiben, wie wenig sie auch an ein solches weiches Lager gewöhnt war. Mit Magdalenen und Frau Armhart hatte er schon das Uebereinkommen getroffen, Christel im Hause zu behalten. Die Frauen sollten versuchen, ob das Mädchen in den vielen häuslichen Geschäften zu verwenden, zu belehren und zu erziehen sei.

„Mich jammert der Unglücklichen, liebe Demoiselle Armhart“, sagte er zu Magdalene; „sie ist mütter- und nun auch vaterlos. Wir thun ein gutes Werk, wenn wir uns der Verlassenen annehmen. Ihrer Freundlichkeit, Ihrer weichen und sanften Hand wird es gelingen, den Wildling zu zähmen.“

Wie er selbst in der Schlucht der Aurach, bei der Rabenmühle und dann im Schloß des Grafen in der Abenddämmerung mit dem Mädchen zusammengetroffen, erzählte er und erweckte in dem gefühlvollen Herzen Magdalenen's eine rasche Theilnahme für die Arme. Von jenem Knopf — es war in goldener Fassung ein Opal, in dem ein Adler, offenbar nach einem antiken Vorbilde, eingeschnitten war — den ihm damals die braune Christel gegeben, erwähnte er nichts.

Ein Vorgefühl hielt ihn ab, nicht Geheimthuerei. Es schien ihm, als müsse dieser an sich nicht eben werthvolle Knopf eine dunkle Beziehung zu Ereignissen haben, die in Christel's Leben eingegriffen. War er berechtigt, vorzeitig und ohne Noth von einem solchen Zeichen oder Pfande Gebrauch zu machen? Nicht bestimmt legte er sich diese Frage vor, noch entschied er sie bestimmt. Sie bestärkte ihn nur in seiner ersten Regung, ein unverbrüchliches Schweigen über den Opal mit dem Jupitersadler zu bewahren.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft stellte er ein Verhör mit ihr an. Trotz seiner Bitte, daran Theil nehmen zu dürfen, ward Hugo ausgeschlossen. Egbert wollte das Mädchen nicht einschüchtern, er wünschte, daß sie ein rechtes Vertrauen zu ihm fasse. Wie sie nach Wien gekommen? Ob sie Verwandte oder Beschützer in der großen Stadt habe? Was sie zu thun beabsichtige? Sie solle ihm in allen Dingen die Wahrheit sagen.

Christel küßte ihm demüthig die Hand und gab besser und klarer, als er gehofft hatte, auf seine Fragen Bescheid. Sie habe es bei ihrem Vater nicht länger aushalten können, er sei immer unwirscher und die Noth größer geworden; der Pfarrer habe sie wegen ihres Nichtsthuns gescholten, sie läge dem alten Manne

zur Last, sie solle in Wels oder Linz einen Dienst suchen. Ihr aber habe etwas ins Ohr gerufen: Geh' nach Wien! Da habe sie sich aufgemacht und sei glücklich, mit Hülfe guter und barmherziger Menschen, angekommen.

Sie zeigte auch einen Brief von einem Verwalter ihres Gutsherrn, des Barons von Buchheim, vor, der sie seinem Vetter, dem Castellan im Harrach'schen Palast, empfahl. Bei dem habe sie einen Unterschlupf für die ersten Tage zu finden gehofft.

Dies Alles legte sich einfach und natürlich zusammen; schwieriger war es aufzuklären, wie sie gerade hierher zu den Salesianerinnen gerathen, während doch das Harrach'sche Haus im entgegengesetzten Theil der Stadt gelegen. Hierüber wußte auch Christel keine Auskunft, wenigstens keine, die einen strengern Untersuchungsrichter, als Egbert einer war, befriedigt hätte. Und während der gerade auf diesen Punkt schärfer bestanden, warf sich Egbert in seiner Gutmüthigkeit bald vor, das arme Mädchen mit seinen thörichten Fragen zu ängstigen.

„Welch ein Aufheben!“ sagte er sich. „Sie ist eben fremd in Wien und hat sich verlaufen. In der stillen einsamen Gasse hier, an den Gartenmauern entlang schleicht sich ein furchtbares verlorenes Kind; da

fällt ihr ein hellerleuchtetes Haus ins Auge, freudig erzitternd bleibt sie stehen; ist das ein Wunder?“

Das Verhör war schnell beendigt, die braune Christel als neue Genossin in das Siebelhaus aufgenommen. Wenn es in ihrer Seele, wie Egbert eine Weile wegen ihres scheuen und unstäten Wesens gefürchtet hatte, einen dunklen Naturtrieb gegeben, der sich dagegen gesträubt, so hatte ihn Magdalene leicht bezwungen. Anfänglich wagte das Mädchen aus der Fremde, wie Hugo die Christel nannte, auf ein Gedicht Schiller's anspielend, das Magdalene gern recitirte, gar nicht, die städtischen Kleider, die ihre neue Herrin ihr anbot, anzuziehen. Nicht mit Worten, nur mit strahlenden Blicken dankte sie. Die angeborne Lust des Weibes, sich zu schmücken und gefällig zu erscheinen, that dann das Ihrige. In einigen Tagen hatte sich die braune Christel unter Magdalenens Obhut und Erziehung schon den Gewohnheiten der Andern genähert.

„Entwildert“, lachte Hugo. „So entstellt die Civilisation das Kunstwerk der reinen Natur!“

Dabei beobachtete er wie das ganze übrige Haus die Fortschritte Christel's mit größter Neugier.

Sie war anständig und unterwürfig und vollführte pünktlich und geschickt, was ihr aufgetragen. Zuweilen versank sie in ein dumpfes brütendes Schweigen und

starrte wie abwesend ins Leere. Erst allmählig fand sie sich, daraus erweckt, in die Wirklichkeit und in ihre Umgebung zurück. Sie sprach wenig, fast nur mit Magdalenen oder Egbert und immer im Flüsterton.

Still und immer eilig glitt sie durch das Haus; sie erschrak, wenn ihr einer nachging oder sie unerwartet anredete.

Hugo wollte daraus auf eine gewisse Hinterhältigkeit ihres Charakters schließen; Egbert vertheidigte seinen Schützling; bei den vielen mächtigen Eindrücken, die hier auf sie einströmten, bedürfte ihre Seele dieses Rückzugs in sich selbst; so schließe Jeder, dem plötzlich beim Erwachen aus dem Schlafe die Lichtflut der Morgensonne entgegenstrahle, die Augen wieder.

Der Brief des Buchheim'schen Verwalters war bestellt und richtig befunden worden. Dem Castellan konnte nichts Wünschenswertheres geschehen, als daß er durch Egbert der Sorge für die Dirne enthoben ward. Aus vollem Herzen gab er seine Einwilligung zu Allem, was man ohne ihn über sie beschloß. Er kam selbst, um Herrn Heimwald für seine Menschenfreundlichkeit zu danken; bekannt war ihm die Christel nicht.

An demselben Tage erschien der Ritter.

Er entschuldigte sein längeres Ausbleiben mit un-

auffchiebbaren Geschäften, mit seiner festen Ueberzeugung, daß bei so vorzüglicher Pflege auch nicht die geringste Gefahr für die Verunglückte mehr vorhanden gewesen sei.

Christel zu sehen, sogar ohne Zeugen mit ihr zu sprechen, konnte ihm nicht gut verweigert werden.

„Der Arzt ist wie ein Beichtiger“, sagte Egbert zu ihm, „er hat seine Geheimnisse mit dem Kranken, man raubt ihm die Hälfte seiner Kunst und Kraft, wenn man seinen Verkehr mit demselben beeinträchtigt.“

Vittorio traf das Mädchen im Garten. Es war eine sonnige Stunde unter den entlaubten Bäumen.

Als sie ihn erblickte, schauerte sie zusammen und legte ihre Hand auf das Herz, als empfände sie dort einen schmerzhaften Stich.

Aber ihr Gesicht drückte kein Leiden aus, ein Freudenthümer lag darauf. Ihre magere, dürftige Gestalt schien aufzublühen.

„Bist Du allein, Christel?“ fragte er, scharf umherschauend.

Sie nickte.

„Die Leute sind dort“ — mit dem Finger zeigte sie nach dem am Ende des Gartens gelegenen kleinen Lusthause — „sie tragen Stühle und Tische heraus und ich helfe ihnen.“

„Gefällt es Dir im Hause?“

„Ja.“

„Und Du wirst bleiben? Nicht davonlaufen?“

„Herr, wie Ihr es mir befehlt.“

„Ich habe Dir nichts zu befehlen. Bin ich Dein Bruder? Thu', was Du magst. Warum bist Du nicht in Moos geblieben?“

Sie fuhr von ihm zurück und sah ihn mit einem Blicke an, der deutlicher, als ihre Lippen es gekonnt, zu ihm sagte: Du weißt ja, daß ich nicht bleiben durfte.

„Du bist mir hierher gefolgt?“

Ein tieferes Roth entzündete sich auf ihren Wangen, sie lächelte, aber sie schwieg.

„Armes Ding!“

Er legte seine Rechte auf ihren Kopf.

„Ich sollte Dich schelten, denn Du bist ungehorsam gewesen.“

„Zürnt mir nicht. Ich kann nur leben, wo Ihr lebt.“

„Thorheit! Eine kurze Weile noch — und ich werde verschwunden sein. Weithin, wo Du mich nicht sehen, mich nicht erreichen kannst.“

„O! dann muß ich sterben.“

„Das wirst Du nicht. Ich will's nicht!“

Eine Minute lang hielt er sie unverwandt unter dem Zauber seines Willens und seiner Augen. Ist die Ausgießung der eigenen seelischen Kraft in die eines Andern möglich? Wenigstens konnte Christel dem Andrang seines stärkern Willens keinen Widerstand entgegensetzen. Sie athmete nur tief und schwer, als würde eine Last auf sie gewälzt.

„Ich kehre wieder“, fuhr Vittorio fort. „Mit dem Frühling, wie die Sonne. Bis dahin harre in diesem Hause aus, treu und gehorsam.“

„Ich muß wohl gehorchen“, erwiderte sie mit dem Ausdruck der Entsagung, mit schwimmenden Augen.

„Getrost! Auch der Lohn wird nicht ausbleiben. Herr Egbert und das Fräulein —“

„Sie sind gut und freundlich zu mir, wie die Heiligen zu den armen Sündern.“

„Aber Du wirst auch zu ihnen schweigen, schweigen wie das Grab.“

„Beschwört mich nicht! Ich thu's!“ bat sie ängstlich.

„Hat er Dich danach gefragt?“

Er machte Zeichen, die sie zu verstehen schien, in die Luft.

Christel zitterte an allen Gliedern und drohte in Ohnmacht zu sinken.

„Nein, nein! Aber redet auch Ihr nicht davon, lieber Herr!“

Vittorio unterstützte sie; so ruhte sie einen Augenblick an seiner Brust. Mit der Hand fuhr er leise streichelnd über ihr Haar her und hin.

„Leb' wohl! Ich sehe Dich wieder.“

Als er sie losließ, beugte sie sich nieder, um seine Hand zu küssen.

„Halt“, sagte er und dämpfte seine Stimme noch mehr, „noch eins. Du kennst den Grafen Wolfzegg?“

„Ich kenne ihn.“

„Er kommt oft in das Haus. Gib Acht auf ihn, auch, wie er mit dem Fräulein Magdalene verkehrt. Vergiß nichts!“

Während er sich darauf eiligen Schrittes, ohne sich umzublicken, aus dem Garten entfernte, stand sie wie festgewurzelt an derselben Stelle und starrte ihm nach. In dem lichten Sonnenschein, durch den er hinschritt, zeichnete sich seine Gestalt und der Schatten, den sie warf, um so eigenthümlicher ab.

In dem Hause begegnete er Magdalenen.

„Wie finden Sie unsere Kranke?“ konnte sie sich nicht enthalten, ihn zu fragen.

Er bestätigte die Besserung und sprach seine Ueberzeugung aus, daß sich allmählig auch das Scheue und

Berworrene aus Christel's Gemüth verlieren würde. Bei der Betäubung, in der er sie getroffen, sei es nothwendig gewesen, starke Mittel anzuwenden.

„Ich hab's wohl gemerkt, Demoiselle Armhart, Sie erschrafen vor mir, aber es geschah Alles ohne Zauberei. Was wunderbar daran ist, das ist nur das allgemeine Lebensrathsel und Weltgeheimniß. Denn wodurch leben wir als durch ein Unsichtbares?“

Darüber kamen Egbert und Hugo hinzu, und in einem gleichgültigen Gespräch, in dem er mit großer Geschicklichkeit den Andern das Wort ließ, suchte Vittorio den Eindruck des Ungewöhnlichen, den er bei seinem ersten Auftreten im Siebelhause ausgeübt, nach Kräften herabzustimmen. Er gab sich Mühe, klein zu erscheinen, wie einer, der weder eines Verdachts noch einer Feindschaft werth ist.

Das verschwenderische Lob, das er der Musik und der Darstellung einer neuen Oper Cimarosa's spendete, bestimmte die Freunde, das Kärntnerthor-Theater an diesem Abend zu besuchen und in den entzückenden Klängen des „Matrimonio segreto“ zu schwelgen.

Auch nach der Vorstellung schien sich das goldene Netz dieser schmeichlerischen Melodien weit und weiter um sie auszuspannen. Sie hatten keine Lust, schon nach Hause zurückzukehren, und schwärmten in den Stra-

ßen umher. Es war eine klare Herbstnacht, ohne Regen und ohne Wind. Funkelnd standen die Sterne am Himmel. In seiner schwärmerischen Weise redete der blonde Egbert von dem Sphärentanz und der Harmonie der ewigen Gestirne, die um die Sonne kreisen, und erklärte die irdische Musik, die sie eben vernommen, für einen Nachklang jener himmlischen und unendlichen. Sich hierin versenken, in dies Meer von Melodien sich tauchen, nicht mit dem Ohre allein, sondern mit der Seele die tönenden Wellen schlürfen, darum nur verlohne es sich zu leben.

Die Gassen waren von Fußgängern und Fahrenden erfüllt. Um die Springbrunnen am Graben standen plaudernde, lachende Gruppen. Aus den Schenken tönte die Geige des Zigeuners oder die Quartettmusik sogenannter Prager Musikanten. Eine heitere, fröhliche Klangwelle rauschte über Wien dahin. Wenn er die Lustigkeit und bunte Fülle dieses Lebens und Treibens, voll fremdartiger Laute, wo das italienische Wort dem magyarischen begegnete, in dem es von merkwürdigen Trachten und reichen Soldatenuniformen wimmelte, mit dem Ernst und der Dürftigkeit seiner märkischen Heimat verglich, konnte sich Hugo nicht erwehren, in einen lauten Jubelruf auszubrechen.

„Ja, das ist prächtig! Hier weiß man doch,

wozu man geboren wird, Egbert, und wahrscheinlich auch, warum man stirbt!“

Mitten durch das Gewühl schritten Frauen und Mädchen dahin, die einen stattlich aufgeputzt, von einem Diener zum Schutz begleitet, die andern langsamer wandelnd, mit festen herausfordernden Blicken, die meisten schön und lieblich und alle, wenigstens dem Anscheine nach, demselben Strom folgend, von demselben Drange nach Genuß und Vergnügen getrieben. Mit Anmuth und gefälligem Sinn gepaart, gewann der Leichtsinn schneller die Herzen. Hier wehte eine mildere Luft als über den Seen und Kiefernhaiden Brandenburgs. Auch das Eis des kategorischen Imperativs hätte sie geschmolzen. Es war, als mahnte jede Zither, jede Geige, jede Harfe daran, sich der Stunde zu freuen und die Flaschen zu leeren, ehe sie in Scherben gehen. Um dies herrliche, buntschillernde, tanzübermüthige Wien, diese einzige Kaiserstadt, schwamm ein Etwas, schimmernd, duftig, einschmeichelnd: Sybaris, sagte wie aus dem Schlaf aufschreckend das Gewissen des ehemaligen Hallenser Studenten, Sybaris!

Schmiedeten hinter diesem farbenreichen Bilde fröhlichsten Genusses die Cyclopen dem Donnerer die Blitze zu seiner Zerstörung?

„War das nicht unser Geheimer?“ zeigte Hugo, den Freund am Arme festhaltend, auf einen vorüber-eilenden Mann, der im dunklen Mantel, mit tief in die Stirn gedrücktem Hut an den Häusern entlang schlich.

Es war am Eingang der schmalen Gasse, die vom Graben nach St.-Peter abbiegt.

„Armhart? Was sollte der auf den Straßen suchen? Zu dieser Stunde?“

„Vielleicht seine verlorene Ruhe. Sieh nur, der Mann will nicht gesehen sein und gäbe was darum, wenn er keinen Schatten hätte.“

„Er gleicht dem Secretär. Aber was willst Du mit Deinen Worten andeuten?“

„Du hast den Mann seit Deiner Rückkehr nicht verändert gefunden? War er immer so hastig, abspringend, ausweichend in seinen Reden?“

„Das nicht. Er mag jetzt überarbeitet sein; niemals, klagt er, sei so viel geschrieben worden in der Hof- und Staatskanzlei, als unter dem Grafen Philipp Stadion. Das wird nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben, er ist nicht mehr der Jüngste. Dir gefällt meine Erklärung nicht?“

„Hast Du etwas dawider, wenn wir dem Schatzen folgen?“

„Nicht das Geringste. Da steht er still unter der Laterne. Er späht vorsichtig umher, ehe er in das Haus eintritt. Du hast Recht, es ist Armhart.“

„Und das Haus?“

„Ein Wirthshaus. Sieh nur die goldene Kugel über der Thür.“

„Um so besser. Da kann es nicht auffallen, wenn wir auch wie der Geheime eine Flasche ausstechen.“

Die Hoffnung indessen, die sie beide im Stillen hegen mochten, Armhart zu begegnen, wurde getäuscht. Weder in dem langen Saal im Erdgeschoß, wo die „gemeinen“ Leute zechten, noch oben, wo in einzelnen Zimmern die Gäste aus den „bessern“ Ständen Platz gefunden hatten, war eine Spur von dem Secretarius zu entdecken. Der blonde Egbert erwies sich als schlechter Führer, er kannte die Räumlichkeiten nicht und wollte doch auch den Aufwärter nicht fragen, ob es außer den offenen Gemächern noch verschlossene, für bestimmte Gesellschaften vorbehalten gäbe.

„Warten wir nur“, tröstete Hugo. „Die Maus verkriecht sich, aber sie steckt immer wieder neugierig den Kopf aus dem Loch. Du kennst schon den Tiefsinn der Redensart: Mir schwant.“

An einem Tisch, auf dem in einem Zinnleuchter

eine Kerze brannte, ließen sie sich nieder. Wein und Gläser brachte schweigend ein alter Aufwärter.

Gegen den Lärm, der von unten herausschallte, ging es oben sittig und bürgerlich ernsthaft zu. Zu zweien, zu vieren, in größerer Anzahl saßen sie um die hölzernen weißgestrichenen Tische. Nur die Wenigsten rauchten eine Pfeife. Hier ward lebhafter, dort leiser mit zusammengesteckten Köpfen gesprochen. Jezuweilen klang wohl lauter, als es sein sollte, ein politisches Wort: Bonaparte und Spanien, Deutschland und Kaiser Franz; aber im nächsten Augenblick sank das Gespräch wieder zum Geflüster hinab.

Trotz der Milizen, die man seit dem Frühling dieses Jahres in Innerösterreich einzurichten und einzuüben begann, trotz der freieren Bewegung, die der Graf Stadion den Geistern gestattete, beherrschte die Furcht vor den allgegenwärtigen und leider auch allmächtigen Polizeispionen nach wie vor die Bürger Wiens. Sie waren bereit, das Letzte für das geliebte Vaterland zu opfern, aber am freudigsten hätten sie es stumm gethan. Es gab nicht viele unter ihnen, welche den Muth und die Fähigkeit hatten, zu sagen, was sie empfanden. Auch störte ihnen das Denken und Sorgen in die Zukunft den behaglichen Genuß der Gegenwart.

Die Meisten mochten Stammgäste der „Kugel“ sein. Sie warfen auf die beiden jungen Männer, die zum ersten Mal ihr Heiligthum betraten, einen fragenden, beinahe vorwurfsvollen Blick: Was wollt ihr eigentlich hier? Die saubere Kleidung, das höfliche Wesen der neuen Gäste beruhigte dann wieder; das wohlwollende Gemurmel schien zu sagen: Es sind anständiger Leute Kinder. Doch schwebte noch ein Hauch des Verdachts über ihnen, bis einer, schärfer hinübersehend, Egbert erkannte und den Namen Heimwald seinen Tischgenossen zuraunte. Ein „Ah!“ ein breites, zustimmendes „So, so!“ drückte jetzt die allgemeine Zufriedenheit aus.

Die Freunde waren viel zu ausschließlich mit ihren Gedanken beschäftigt, um der Gesellschaft große Aufmerksamkeit zu widmen oder darauf zu achten, daß sie der Gegenstand der Neugierde derselben geworden seien.

„Nun möge Dir der Wein die Zunge lösen“, sagte Egbert, „denn bisher bist Du mir noch ein Buch mit dreifachem Siegel geblieben.“

„Entsinnst Du Dich noch der berühmten Stiefel und meiner Prophezeiung?“

„Sie haben uns eine Einladung zu dem Grafen eingebracht.“

„Zu Grafen, Fürsten, Diplomaten, zu Deiner Göttin! Du darfst meine Sehergabe also nicht verachten. Wofür hältst Du dies Haus? Für das Wirthshaus zur Kugel, antwortest Du. Natürlich, Du hast die Kant'sche Philosophie nicht studirt, Dir genügt die Erscheinung, Du legst Dir nicht die Frage vor: was ist das Ding an sich? Aber wir aus dem Norden sind kritische Köpfe, ohne rechte Genußfähigkeit. Wir sinnen nun schon ein Menschenalter über Sein und Nichtsein, über das Ich im Universum —“

„Und über das Ding, das für Andere ein gewöhnliches Wirthshaus beim Peter ist, an sich aber —“

Indem Hugo sich über den Tisch neigte, um mit dem Freunde die Gläser zusammenklingen zu lassen, konnte er ihm zuraunen:

„Ein Spielhaus, eine Pharobank ist's.“

Der Blonde machte ein ungläubiges Gesicht.

„Wo nimmst Du nur alle diese Fausen und Märchen her? Alles aus Shakspeare?“

„Der Spieler wartet noch seines Dichters. Für einen Jffland ist diese Leidenschaft zu groß. Gewürfelt ward immer, schon an dem Kreuz auf Golgatha. Aber erst in unsern Tagen ist der echte Dämon des Spiels erwacht. Wehe dem, den er packt! Auch wenn es nur ein Geheimer ist.“

„Wenn es Dein Ernst ist — Du erschreckst mich!“

„Jrgendwo hinter dieser bürgerlich ehrwürdigen Außenseite gibt es hier ein Allerheiligstes, einen rothen oder blauen Saal, in dem die Glücksgöttin auf rollender Kugel thront. Denn hinein in diese Höhle des Löwen ist unser Mann gegangen, und nicht, wie wir uns überzeugt haben, um einen Schoppen gegen oder über den Durst zu trinken.“

„Er kann Geschäfte haben.“

„Freilich, die er den Uneingeweihten verbergen will. Eleusinische Mysterien! Du lebst so träumerisch in den Tag hinein, Blonder, pflegst Schwerverwundete auf der Landstraße, nimmst Bettlerinnen auf, träumst von Göttinnen und schönern Sternen, bist Jedem hülfreich, schlägst meisterlich die Klinge, mindestens ebenso gut wie Laertes, aber Dir fehlt wie dem Staate Oesterreich die Kritik der reinen Vernunft. Die Dinge muß man nüchtern, ohne Brille und ohne Neigung anschauen, dann dringt man in ihr Inneres. Ich bin jetzt ein Künstler in den Ferien und sichere Charaktere, um sie nachher desto täuschender und lebenswahrer darzustellen. Dein Geheimer hat mir bei dem ersten Blick eine besondere Theilnahme eingeflößt.“

„Ich sage es Dir noch einmal: ein musterhafter, fleißiger Beamter, den all seine Vorgesetzten rühmen und mit Auszeichnungen bedacht haben, den der Graf Wolfsegg seines Umgangs würdigt —“

„Seh' ich mit meinen Augen so gut wie Du mit Deinen. Bis heute ist der Wagen im alten Geleise gefahren und das Rad nicht gebrochen. Aber den Mann ängstigt eine fieberhafte Unruhe und Ungeduld. Mit kleinen Summen hat er angefangen zu spielen; Niemand gibt dem Teufel bei der ersten Begegnung die ganze Hand, man versucht's mit dem kleinen Finger. Einmal gewinnt er, darauf Verlust, der Einsatz wird größer, und nun rollt's abwärts wie die Lawine. Hat er eine Kasse unter sich?“

„Nein.“

„Dann wird er Schulden gemacht haben, die er nicht bezahlen kann. Um aus dem Abgrund sich herauszureißen —“

„Sollte er immer weiter, immer höher spielen? Bedenke doch, ein Wort zu mir, zu dem Grafen würde genügen, ihn aus solchen Verlegenheiten zu befreien.“

„Du würdest Dir die Forderung freilich nicht zweimal sagen lassen. Hast Du doch Dein Geld nur für Andere. Aber es sind nicht Alle so unverschämte Borger wie ich. Der Geheime hat Ehrgefühl.“

„Und darum, aus mißverstandenen Ehrgefühl sollte er sich, seine Familie, sollte er Magdalene in Elend und Schande stürzen?“

„Du vergißt, daß er von einem Dämon besessen ist. Soll er Dir Besserung versprechen, die er doch nicht durchführen kann?“

Egbert stützte den Kopf in die Hand. Wenn ihm auch die Vermuthungen des Freundes über die Wirklichkeit hinauszugehen schienen, ganz konnte sich ein so ruhiger und scharfer Beobachter wie Hugo nicht getäuscht haben. Nun malte ihm die Phantasie, die Sorge für Magdalene die traurigsten Bilder vor.

„Morgen“, sagte er endlich, „werde ich mit ihm reden. Er soll mir nicht ausweichen. Dies ist ja kein verzweifelter Fall, noch ist kein Unrecht geschehen, das nicht wieder gutgemacht werden könnte. Auch Entdeckung braucht er nicht zu fürchten.“

„Der weiße Ritter, der sich zum Kampf gegen den schwarzen rüstet! Laß uns hoffen, daß es noch nicht zu spät ist. Es wäre ein Leid, wenn die schönen, frommen und klugen Augen Magdalenens durch Thränen und kummervoll durchwachte Nächte Schaden nehmen sollten.“

„Das wird nicht geschehen“, betheuerte Egbert, „solange —“

„Die Planeten um die Sonne kreisen, wenn wir's lyrisch nehmen, oder in Prosa: solange der blonde Egbert noch einen Gulden hat. Aber an Deiner Stelle fürchtete ich eins: daß sie zuerst um mich Thränen vergöffen, diese Augen.“

„Gebe ich Magdalenen Ursache zum Kummer, zur Klage?“

„Hast Du nie darüber nachgedacht, was morgen geschehen kann? Glaubst Du, daß Du, daß Ihr beide immer so ohne Wunsch und Sorge still neben einander hingehen werdet? Ah, jetzt dämmert etwas in Dir auf, eine Röthe breitet sich über Dein Gesicht, zum Glück ist es nur die Morgenröthe des Sündenfalls, nicht das Abendroth. Was das Frauenherz an sich ist und in sich birgt, das gehört wiederum zu jenen Fragen, vor denen die reine Vernunft den Hut zieht: Habe die Ehre! und sich eilig aus dem Staube macht. In diesem besondern Falle aber sagt die praktische Vernunft, daß aller Wahrscheinlichkeit nach sich das Mädchen in den jungen Mann verliebt hat.“

„Du ärgerst mich mit solchem Scherz.“

„Wenn es ein Scherz ist, wie kann's Dich ärgern? Und hat sie nicht Recht? Wäre ich ein Frauenzimmer, ich theilte ihren Geschmack. Und warum? Werde nicht schamroth! Dich getraute sich jedes Mädchen am sei-

denen Fäden zu führen. Dieser Punkt ist in den Büchern, welche Philosophen und Dichter über die Ehe geschrieben haben, noch nicht genügend erörtert worden. Ich eifere nicht gegen die Liebe, aber bei jeder Heirath handelt es sich für die Braut ebenso wohl um die Liebe ihres zukünftigen Mannes wie um die Herrschaft in ihrem zukünftigen Hause. Die Liebe ist ein Papiergulden, das Regiment im Hause ein Silbergulden. Meine Freundschaft stimmt nun in ihrem Endurtheil, was Dich betrifft, mit Magdalenens Ansicht überein; nach beiden Richtungen, in Schein und Geld, bist Du ein wünschenswerther Gatte. Aber zum Heirathen sind zwei nöthig, und Du? Wohin steht des Herrn Sinn? Hast Du diese Frage noch niemals als Wolke auf Magdalenens Stirn gefunden?"

„Ich bin nicht eitel genug, sie dort zu suchen.“

„Das ist es nicht, nur Dein Herz hat keine Empfindung dafür. Da Du nicht liebst, was geht's Dich an, daß sie Dich liebt?“

„Magdalene — mich? Wie einen Bruder, einen besten Freund.“

„Auf so wohlfeile Weise möchte sich Mancher verkaufen, der einen großen Brand entzündet hat. Dir schwebt ein anderes Bild vor der Seele.“

„Nichts von der Gräfin! An diesem Orte! Ich

bitte Dich“, sagte Egbert aufbrausend und stieß das Glas so hart auf den Tisch, daß es in Scherben zersplitterte.

„Bravo! Wie der große Bonaparte die Porzellantasse des guten Grafen Cobenzl zerschlug, klingklang! Zu Udine, als wir noch den republikanischen Kalender hatten!“

Das sagte, während ringsum Alle aufschauten und jedes Gespräch an den andern Tischen verstummte, in schlechtem, gebrochenem Deutsch mit überlauter Stimme ein Mann, der seinen Hut mit der französischen Cocarde daran hin und her schwenkend auf die Freunde zutrat. Woher er gekommen, hätten sie nicht sagen können, ob durch den Haupteingang von außen, ob aus den innern Zimmern her.

„Ich sehe da noch einen leeren Stuhl. Ist's erlaubt?“ fragte er und fiel schwerfällig, ohne die Antwort abzuwarten, darauf.

Ein rothes, weinseliges Gesicht, auf dem die Jahre und die Revolution ihr Gepräge gedrückt. Borstenartig standen die grauen Haare empor, die Spur eines Säbelhiebes lief noch in rother Narbe quer über die Stirn. Ueber tiefliegenden grauen Augen wölbten sich buschige Brauen. Sinnlich, kräftig sprachen Mund und Sinn von heftigen Begierden und ihrer rücksichts-

losen Befriedigung. In dem Knopfloch seines lang herabgehenden grauen Rockes schimmerte das rothe Band der Ehrenlegion. Darunter trug er eine langschößige Weste von rothem, ein wenig verschossenem Sammt; die goldene Uhrkette mit dem Petschaft sah aus der einen Tasche hervor. Hoch hinauf, ganz à la Robespierre, hatte er um den Hals ein weißes Tuch mit rothgesäumten Zipfeln geschlungen.

„Johann, bon garçon“, rief er dem Aufwärter zu, „vom besten Tokayer!“

„Und doch scheint er des Guten schon zu viel zu haben“, flüsterte Hugo dem Freunde zu.

An dem Tisch ihnen gegenüber ging indessen der Name des Franzosen in die Runde: Monsieur Anacharsis Lepic, erster Secretär der französischen Gesandtschaft, seit dem Preßburger Frieden in Wien, ein Mann vieler Abenteuer — und vieler Schurkenstreiche, mochte der eine und der andere in dem Saale hinzusetzen.

Aber sowohl das, was die Meisten von Monsieur Lepic wußten, wie das, was ihm Einige noch obendrein mit freigebiger Phantasie andichteten, erhöhte bei ihnen nur die Spannung, wie dieser Auftritt sich entwickeln würde.

In seiner Scheu vor jedem Auffälligen würde sich Egbert, wenn er seiner Neigung hätte folgen können,

mit kurzem Gruß gegen den aufdringlichen Gast schweigend entfernt haben. Allein er mußte fürchten, durch sein Aufstehen erst recht die Blicke Aller auf sich zu ziehen und einen Streit mit dem Franzosen herbeizuführen. Monsieur Lepic sah wie einer aus, der in dieser Bewegung Egbert's eine Verletzung seiner persönlichen Würde gefunden. Nicht nur hatte er der Flasche schon über Gebühr zugesprochen, er schien im innersten Heiligthum dieses Hauses einen Fußtritt von der Göttin Fortuna erhalten zu haben.

Im Uebrigen behandelten ihn die Aufwärter wie einen hochansehnlichen Gast und befriedigten eilig seine Wünsche.

„Auf Ihr Wohl, meine Herren, auf Ihr Wohl!“ erhob Monsieur Lepic sein Glas.

Er war in der redseligen Stimmung des ersten leichten Rausches.

Die Jünglinge dankten.

„Eine schöne Stadt, Ihr Wien! Sie können stolz darauf sein, hier ist Alles, was das Herz begehrt, Wein und Musik, Geld und schöne Weiber. Erst Paris, dann Wien! Das ist wahr, Anacharis Lepic sagt es Ihnen. Und es würde noch viel herrlicher sein, wenn Sie einmal eine Revolution machten. Eine Revolution ist eine Blutverjüngung.“

„Ich dachte bisher, sie wäre ein Aderlaß“, entgegnete Hugo.

„Aderlaß?“ blinzelte Anacharsis. „Sehr gut! Haben Sie Marat gelesen? Der Kaiser liebt diese Erinnerungen nicht. Natürlich, die Revolution köpft, er kartäſcht. Beides auf einmal wäre zu viel. Warum haben Sie hier noch keine Revolution gemacht?“

„Vermuthlich, weil wir keine brauchen“, erwiderte Egbert.

Ihn reizte die hochmüthige Frechheit des Franzosen, die sich unter der angenommenen Gutmüthigkeit doch nur schlecht verbarg.

„Wo Adel, Geistlichkeit und andere Herren in Ueberzahl vorhanden sind, ist eine Revolution immer von nöthen. Liberté, égalité — schöne, erhabene Gottheiten! Und du, strahlende Göttin der Vernunft, mit der phrygischen Mütze! Nichts für ungut, meine Herren! Alte Erinnerungen —“

Er that einen tüchtigen Zug, lachte und sagte:

„Kindern geziemt nicht, was Männern gut steht. Sie sind eine kleine Nation, wir sind la grande nation.“

„Die Kleinen wachsen, die Großen sterben ab; es ist ein Naturgesetz, der Wald kann es Sie lehren“, antwortete Egbert.

„Frankreich stirbt nicht“, entgegnete stolz Anacharsis und richtete sich straffer empor. „Es ist die Sonne der Welt.“

„Und Napoleon der Wagenlenker“, warf Hugo ein. „Aber Phaëton's tragische Geschichte lesen bei uns die Kinder in den Schulen.“

„Darum bleibt sie auch in den Schulen. Holla, meine Herren Deutschen! Glauben Sie, der Kaiser seien blind? Aveugle? Wir wissen genau, daß Sie sich wieder zum Kriege rüsten. Es seien da vielerlei Köche, die das Festmahl bereiten wollen. Aber Sie irren sich, es wird nicht geben un bacchanal des dieux, sondern ein repas pour des corbeaux — Rabenfraß! Ihr Deutschland ist nur dazu da, um von uns geplündert zu werden. Und die Weiber, sie lassen sich gern plündern!“

„Unsere beiderseitigen Völker leben in Frieden“, sagte Egbert, seine Erregung zur Ruhe zwingend; „wir haben dem Kaiser Napoleon oder, wenn Sie lieber wollen, der großen Nation keine Ursache zu solchen Reden, wie die Ihrigen es sind, gegeben. Weder Sie noch ich haben das große Wort für unsere Regierungen zu führen. Das steht nach meiner Ueberzeugung nur den beiden Kaisern und denen zu, die sie damit beauftragen. Auch scheint es mir gegen die angeborene Höflichkeit

der großen Nation zu streiten, daß eins ihrer Mitglieder, der als Gast in unserer Stadt verweilt, sich Aeußerungen erlaubt, die eine Strafe verdienen, wenn wir nicht das Gastrecht ehrten.“

„Eine Herausforderung!“

Anacharsis wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Ich, Anacharsis Lepic, zubenannt Coupe-Tête, aus Nantes — ja so, die Herren haben kitzliche Ohren, Aristokratenohren! Aber Sie gefallen mir, junger Mann, ich liebe die Braven. Wie lange noch, und wir sind alle ein Volk von Brüdern, unter dem großen Napoleon. Und Sie nehmen mir's übel, daß ich schon wieder Blutgeruch wittere? Wer in der Vendée mitgefochten und solch ein Denkzeichen auf der Stirn trägt“ — damit zeigte er auf seine Narbe — „der hat eine feine Witterung.“

Und die plumpe Nase aufwerfend, mit den funkelnden Augen, glich er durchaus einem Bluthund.

„Pulver und Blut!“

Er schwenkte sein Glas, daß die Weintropfen vom Rande herabtröpfelten.

„Was ist's denn auch Besonderes? Ist das Leben etwas Anderes als ein beständiger Kampf? Le verre à la main, vive la guerre! Ihr seid zu bedauern, Ihr habt zu viele Verräther unter Euch.“

Diese Aeußerung hielt Egbert trotz seines Widerwillens gegen den Trunkenen auf seinem Stuhle fest. Es erweckte in ihm eine plötzliche merkwürdige Gedankenverbindung. Anacharsis kam aus dem Spielzimmer, von der Pharobank, an der vielleicht Armhart eben seinen letzten Gulden verspielt, an der er, um weiter spielen zu können, die Geheimnisse des Staates verkaufte! War es Wahrheit? War es eine tolle Ausgeburt seiner Phantasie? Um keinen Preis durfte er das Gespräch abbrechen; der Franzose schien im Zuge, Alles auszulaudern.

„Verrathen! Das sind Beschuldigungen, welche die Verzweiflung den Besiegten ausstoßen läßt“, meinte er.

„Mit Verlaub, junger Herr! Hatte Napoleon nicht schon am Abend vor Austerlitz den russischen Schlachtplan auf seinem Tische? Es gibt keinen großen Staatsmann, der nicht ein wenig Spitzbube und Betrüger wäre, und keinen siegreichen Feldherrn ohne Spione. Paßt auf, drinnen verhandeln sie. Warum trinken Sie nicht?“

„Ich schenke unsere Gläser voll, mein Herr Anacharsis Lepic“, rief Egbert.

Eine gewaltige Aufregung riß ihn fort.

„Auf die Freundschaft und den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich!“

„Ich hab' nichts dagegen“, trank Anacharsis sein Glas leer. „Ich lebe gern in Wien, ich habe die schwere deutsche Sprache gelernt — sehr gut gelernt. Mir schmeckt der Wein — und wenn sie mich heute ausgeplündert —“

„Ausgeplündert? Ist dies eine Diebshöhle?“

„Dieser Zambelli hatte seinen Tag und seinen falschesten Blick. Spielen Sie nie, junger Mann! *A la guerre comme à la guerre!* Wenn Ihr Graf Stadion wüßte, was ich weiß.“

So waren denn die schlimmsten Erwartungen Egbert's in Erfüllung gegangen. Er war aufgesprungen. Und wär' es durch eine Schaar von Feinden, er wollte sich den Weg zu dem Spielsaal bahnen und einen Versuch wagen, Magdalenens Vater vor Schmach und Verderben zu bewahren.

„Hat Sie eine Tarantel gestochen?“ schrie der Franzose. „Oho, klingt auch bei Ihnen der Name Zambelli wieder? Ein listiger Gauner, aber er wird's weit bringen und hoch steigen. *Liberté, égalité!* Das wäre ein Kopf für die Guillotine gewesen! Jetzt hat er einen armen Schlucker, einen —“

Vor Egbert's Augen flimmerte es wie von einem röthlichen Schein. Ehe er den Trunkenen den Namen Armhart hätte aussprechen lassen —

Vielleicht würde er ihn mit einem Schlage zu Boden gestreckt haben. Schon aber war die ganze Gesellschaft umher und in den Nebenzimmern in Aufstand und Bewegung gerathen. Nicht allein des Wortwechsels zwischen Egbert und Anacharsis wegen, der doch nur von den in der Nähe Sitzenden theilweise verstanden werden konnte. Ein schriller, langgezogener Pfiff war vom Hofe heraufgeklungen.

„Die Raderer sind da“, hieß es. „Sie werden Wind bekommen haben und heben nun das Nest aus.“

„Oder es sind gar Verschwörer drinnen, Jakobiner!“

„Warum nicht gar! Der Graf Stadion ist ein freisinniger Mann, ein deutscher Ritter, der riecht keine Jakobiner wie der Thugut!“

Nicht laut — wer konnte sagen, ob ein Raderer nicht irgendwo verborgen? — leise flüsterten sich die guten Bürger diese Vermuthungen zu und harrten der kommenden Dinge. Draußen war es ohne Zweifel gefährlicher als hier, wo Jeder so viele Zeugen seiner Unschuld aufzuweisen hatte. Alle aber hatten sich vor ihren Sitzen erhoben und drängten, die einen nach der Mitte des Raums, die andern nach den Fenstern; sie wollten sich das Schauspiel der verhafteten und fortgeführten Spicler oder Verschwörer nicht entgehen lassen.

Anacharsis hatte seinen Hut aufgestülpt. Einer, der in der Revolution grau geworden ist, kennt einen Pfiff der Polizei, ob es Fouché's Mouches in Paris oder Hager's Raderer in Wien sind. Augenblicklich fast verslog sein Rausch. Konnte er auch seiner Haltung nicht sogleich die wünschenswerthe Festigkeit geben, sein Kopf war wieder frei und hell.

„Da sollte ich eigentlich meinen Unstern preisen“, jagte er lachend zu Egbert und knöpfte seinen grauen Rock, der beinahe bis zu den gelbledernen umgeschlagenen Stulpen seiner Stiefel reichte, langsam zu. „Mit dem Verlust einer Handvoll Napoleonsd'or komme ich um einen Ehrenplatz in dem rothen Buche der Wiener Polizei. So, junger Mann, belohnt sich die Tugend und die Enthaltbarkeit. War mir übrigens eine Ehre und ein Vergnügen, mit Ihnen zu disputiren.“

Der blonde Egbert hatte weder Lust noch Freiheit des Willens genug, ihm zu danken; er überließ die Erfüllung dieser Pflicht, wenn es eine war, dem Freunde, der sich mit einer geschickten Wendung zwischen ihn und Herrn Anacharsis geschoben.

Ihn selbst zog ein stärkerer Magnet. Unter der Menge der Gäste, die sich noch immer vergrößerte, denn aus dem Erdgeschosse strömten die Leute bei der Kunde, daß oben Diebe und falsche Spieler ergriffen

worden seien, herauf, hatte er den Ritter Zambelli erblickt.

War er dem Polizeicommissarius und dessen Dienern entwischt?

Hatte man sich mit seinem Namen begnügt und ihn nicht festgehalten?

Sein Gesicht war undurchdringlich und ehern wie immer, als sich Egbert ihm näherte. Weder Sorge noch Bestürzung drückte es aus.

„Ein Wort, Herr Ritter!“

„Was steht zu Dienst?“

„Ist Herr Armhart dort drinnen? Bei den Spielern? Haben Sie ihn getroffen?“

„Aber ich komme nicht von dort drinnen, wie Sie zu glauben scheinen.“

„O, mein Herr Ritter, die Wahrheit! Es handelt sich um das Lebensglück, um die Ehre einer redlichen, tadellosen Familie.“

„Die doch ich nicht angetastet habe?“

„Wozu die Winkelzüge? Sie verstehen mich nur allzu gut. Auch sollen Sie mir nicht entfliehen.“

„Ich Ihnen?“

Vittorio richtete seinen düstern schönen Kopf empor.

„Sie haben im Spiel gegen einen Herrn Anacharsis Lepic vor einer halben Stunde gewonnen.“

„So habe ich auch hier einen Doppelgänger, der glücklicher ist als ich. Meinen bekannten Doppelgänger aus der Gmundener Gegend vermuthlich! Gute Nacht, mein Herr, ich habe Eile.“

„Sie wollen mir nicht Rede stehen?“

„Allein“, betonte der Ritter, „mit Vergnügen; morgen, übermorgen, wann es Ihnen gefällt, hier nicht. Ich bin kein Komödienspieler, um so viele Zuschauer bei einer Scene zu lieben.“

Ihn aufhalten, wäre kaum möglich und gewiß ohne jeden Nutzen gewesen. Egbert besaß kein Mittel, ihn zum Reden zu zwingen. Auch kam seine Hülfe zu spät, wenn es dem Geheimen nicht schon gelungen war, zu ent schlüpfen. Das Beispiel des Ritters zeigte, daß die langen Arme der Polizei doch nicht jeden Schuldigen zu ergreifen wußten.

Verdroffen wendete er sich mit Hugo dem Ausgange, der großen Flügelthür zu, die nach der Treppe sich öffnete.

Auf der Schwelle stand ein kleiner unscheinbarer Mann, an den Pfosten gelehnt, ein Schreibtäfelchen halb in der Hand verbergend.

Er mochte schon eine längere Weile seinen Platz inne haben.

„Herr Egbert Heimwald?“ fragte er leise, mit der

Rechten die Schulter des jungen Mannes berührend, als die Freunde an ihm vorüber wollten.

„Ja. Wohnhaft auf der Landstraße, bei den Salesianerinnen“, entgegnete Egbert ärgerlich.

Seinetwegen hätte die Polizei morgen seine Anwesenheit in der „Kugel“ öffentlich ausrufen lassen können, so gleichgültig waren ihm in diesem Augenblick, bei dem Fehlschlagen der Hoffnung, die ihn hierher geführt, die Folgen, die sich daran knüpften.

Der kleine Mann lächelte.

„So ist's nicht gemeint. Ich bin der Hofrath Braulick. Wollen Sie mir folgen? Ohne Aufsehen, mein Wagen wartet unten.“

„Ich bin bereit. Darf ich fragen, wohin?“

Der Kleine erhob sich auf den Zehen, um seinen Mund noch näher zu Egbert's Ohr zu bringen.

„Zu Sr. Excellenz dem Minister Grafen Stadion.“

„Ich? Zum Minister?“

Sie waren nun schon draußen und stiegen die Treppe hinab.

„Se. Gnaden der Graf Wolfsegg haben neulich mit der Excellenz von Ihnen geredet. Ein merkwürdiger Vorfall, die Ermordung eines französischen Reisenden —“

„Aha!“ dachte Hugo, der ihnen auf den Fersen folgte.

„Die alte Geschichte von Bourdon's Stiefeln, die auch fortzeugend Böses muß gebären.“

„Aber das ist es nicht, was diese Einladung zu so ungewöhnlicher Stunde hervorgerufen hat. Sie sprachen vorhin angelegentlich mit einem der Secretäre der französischen Gesandtschaft —“

„Steht denn hinter jedem Stuhl ein Spion?“ wollte Egbert ausbrechen; der tiefste Widerwille erfüllte sein Herz.

Gegenüber dem Hause, im Schatten der Peterskirche, hielt der Wagen.

„Der Herr Minister“, sagte Egbert zögernd, „wird es mich entgelten lassen, daß meine Ausfagen nicht entfernt die Wichtigkeit haben, die Sie ihnen zuschreiben, mein Herr Hofrath. Monsieur Lepic hat mir keine Geheimnisse anvertraut.“

Der Andere lächelte wieder.

„Das zu entscheiden ist Sache der Excellenz. In der Politik ist nichts klein, nichts groß. Die Beleuchtung, die thut es. Ein Thautropfen im Sonnenschein schimmert herrlicher als ein Diamant.“

Er schien es für nöthig zu finden, durch diesen poetischen Vergleich das Herz des jungen Mannes zu gewinnen.

„Und zuletzt wird doch immer Se. Excellenz Sie kennen gelernt haben.“

Egbert konnte dem Freunde eben noch die Hand drücken, dann fuhr der Wagen davon.

Auch den lustigen Hugo hatte der rasche Wechsel der Ereignisse nachdenklich gestimmt. Unwillkürlich wendete sich seine Erinnerung jenem ersten Einfall zu, der gleichsam der Kern der ganzen Entwicklung geworden war. Welches Schicksal hatte den Geheimen ereilt? Gewiß, er leistete dem Freunde einen Dienst, wenn er noch einen Versuch machte, Kunde von Armhart einzuziehen. Im Uebrigen, er hatte nichts Besseres zu thun und war zu unfreierwilliger Muße verurtheilt.

Er brauchte auch nicht lange spähend vor der „Kugel“ auf und ab zu gehen, als er den Schatten des Geheimen bemerkte, der in aller Eile, die Beine unter den Armen, meinte Hugo, sich von dem verhängnißvollen Orte entfernte. In aller Eile, aber zugleich mit allen Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung. In Hugo's mitleidiger Seele stieg ein Bild auf von unglücklichen Spielern, die in den Wellen oder durch einen Pistolenschuß Hülfe aus ihrem Elend gesucht. Dann tröstete er sich wieder, daß Armhart als ein bürgerlicher Mann wahrscheinlich auch die bürgerliche Todesart des Erhängens jeder andern vorziehen werde. Und wie manchen Erhängten hat man schon wieder von dem

erlösenden Strick abgeschnitten und in das irdische Thränenthal zurückgeführt!

Dabei lief er dem voranhuschenden Schatten immer nach, trotz der Bindungen, die jener machte, als hätte er eine Ahnung, daß er verfolgt würde, trotz Wagen und Menschen, die Hugo's Eile hemmten.

Unweit des Schottenthores faßte er endlich den Secretarius.

„Das war eine Jagd, Verehrtester! Wenn die hohen Herren sich noch Läufer hielten, das wäre ein Amt für uns gewesen.“

Der Geheime hatte die bleichgraue Farbe des Ertappten.

Er wollte sich losringen, aber Hugo's Hand hatte sich wie ein Schraubstock um seinen Arm gelegt.

„Stillgehalten! Mein Schicksal ruft und macht die kleinste Ader dieses Leibes so fest wie Sehnen des Nemäer Löwen! Sie wissen, aus „Hamlet“! Nebenbei glaub' ich, daß wir uns hier gerade nicht auf dem nächsten Weg zu unserer Wohnung befinden.“

„Herr, lassen Sie mich los! Ich kann meine Straße allein gehen.“

„Sie vielleicht, aber ich nicht. Egbert oder Sie — einer von Ihnen muß mich nach Hause führen. Da Egbert nun zum Minister gefahren ist —“

„Plagt Sie der Teufel?“

„Sie hat er beim Schopf! Ruhig, Geheimer! Wir wissen Alles, wir waren in der Kugel!“

„Bei allen Heiligen, kein Wort weiter!“

Er wollte ihm den Mund mit der Hand verschließen.

„Und wundern uns nur“, fuhr Hugo unerschütterlich fort, „daß wir Sie gerettet und auf freien Füßen sehen.“

„Für eine Nacht nur!“ ächzte Armhart. „Fort! Mit mir ist's aus! Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich! Ein Sprung in die Donau — Ach! ach! meine unglückliche, arme Frau! Sagen Sie Egbert —“

„Warum wollen Sie es ihm nicht selbst sagen, daß Sie ein paar hundert Gulden verspielt haben?“

„Meine Ehre ist verloren! Mein Name in den Büchern der Polizei —“

„Die Ehre theilt er mit dem meinen. Man hat Sie beim Spiel ertappt; man hat sich Ihren Namen gemerkt —“

„Man suchte mehr als die Pharobank.“

„Aber doch nicht bei Ihnen? Nun gibt's einen tüchtigen Verweis. Carcer, sagten wir in Halle, mit Androhung eines consilium abeundi. Aber das verziehen Sie als Wiener wieder nicht. Den Verweis

stecken Sie in die Tasche, die Spielschuld zahlt Egbert, das Uebrige gleicht der Graf aus."

Dies Wort schien die Verzweiflung des Geheimen nur zu vermehren.

„Um Gottes Barmherzigkeit“, flehte er, „was halten Sie mich auf? Nur mein Tod kann Alles ausgleichen. Nur der Tod! Wollen Sie mein Henker sein?“

„Oho, Mann, das wird ernsthaft. Da steckt mehr dahinter.“

Armhart lachte wild auf.

„Ich habe einen kurzen Vorsprung, morgen verhaften sie mich — und dann — Ça ira. A la lanterne! Da ist es besser, ich gehe auf meine Art ins Dunkle!“

„Morgen fürchten Sie“, sagte überlegend Hugo. „Von morgen trennen uns noch acht volle Stunden. Ihr Oesterreicher seid langsame Leute!“

Sie waren aus dem Schottenthor hinausgeschritten und stießen auf einen leeren heimkehrenden Miethwagen.

Hugo rief ihn an.

„Geheimer, da hinein!“

Armhart wußte nicht, wie ihm geschah. Aber er saß schon drinnen, Hugo an seiner Seite.

„Und nun fahr' zu! Einen Ducaten, wenn wir an Ort und Stelle sind!“

Viertes Kapitel.

„Wer will mich sprechen? So früh! Welch schlechte Sitten! Die Demoiselle muß gar keine Erziehung haben oder mich für eine Krämerfrau halten.“

Es war in den Morgenstunden des andern Tages, und die Marquise von Gondreville trank mit ihrer Tochter die Frühstückschocolade, als ihr ein Diener die Meldung gebracht, ein junges Mädchen in bürgerlicher Kleidung wünsche sie zu sprechen. Wenn sie bei ihren Mahlzeiten eine Störung erfuhr, pflegte die Marquise stets in eine gereizte Stimmung zu gerathen; heute trugen obendrein noch manche Zufälligkeiten dazu bei, ihren Aerger zu erhöhen. Sie befand sich nach ihrer Meinung noch nicht in der passenden Toilette, den Besuch eines Bürgermädchens anzunehmen. Solchen

Plebejerinnen muß eine vornehme Dame schon durch ihren Anzug den nöthigen Respekt einflößen. Es gehörte zu den Glaubenssätzen Leopoldinens, daß die französische Revolution durch die Lockerung der „Etiquette“ und der „Convenances“ herbeigeführt worden sei. Sie wollte durch ein Erscheinen im Hauskleide nicht ähnliche schlechte Ansichten in Wien verbreiten helfen. Dazu plagten sie noch andere Sorgen. Es galt, das Haus zu einem Festabend einzurichten. Sogar einer der Erzherzoge ward für die heutige Abendgesellschaft erwartet.

„Weise Er das Mädchen ab“, sagte die Marquise und rührte mit dem Theelöffel in der Chocolate herum. „Ein andermal. Was wird's auch sein! Eine Bettelei!“

„Hat sie denn ihren Namen nicht genannt?“ fragte Antoinette.

„Ja, Demoiselle Armhart, gräfliche Gnaden.“

Dieser Name änderte wenn nicht die Stimmung, doch den Entschluß der Dame.

„Demoiselle Armhart!“

Die Marquise setzte die Tasse, die sie eben zum Munde führen wollte, nieder und war nahe daran, vor Erstaunen ihre Würde zu verlieren und sich zu einem wenig schmeichelhaften Ausruf über die Besucherin hinreißen zu lassen, wäre ihr Antoinette nicht

zuvorgekommen. Sie verständigte sich durch einen schnellen Blick mit der Mutter und befahl dem Diener:

„Geleite das Mädchen in mein Zimmer; die Frau Marquise ist verhindert, aber ich wäre bereit, sie zu empfangen.“

„Du wolltest?“ fragte Leopoldine, als der Diener gegangen, hochroth vor Zorn und die Bänder ihrer stattlichen Haube flogen. „Mit einem solchen Geschöpf! Wagt sich in unser Haus!“

„Vergiß nicht, liebe Mutter, es ist das Haus des Grafen. Und wenn sich die Demoiselle an uns wendet, hast Du ihr doch wohl mit Deinem Verdacht Unrecht gethan.“

„Vielleicht hat sie sich mit ihm überworfen, und wir sollen das Loch wieder zuslickern.“

„Du wirst Alles nach wenigen Minuten erfahren“, sagte aufstehend Antoinette.

Für sie war es schon ein Triumph, daß dies Mädchen, an das der Oheim durch ein geheimes Band unlösbar gefesselt schien, offenbar als Bittende zu ihr kam. Sie hatte den ersten Schritt ihr entgegen thun wollen, halb aus Neugierde und Eifersucht, halb in der Gewißheit, dadurch dem Grafen einen Gefallen zu erzeigen; jetzt wurde ihr dieser Schritt, der ihrem Stolz

ein schweres Opfer gekostet, durch einen glücklichen Zufall erspart.

Wenn Magdalenens Gemüth frei und ihre Augen unbewölkt genug gewesen, um die unbarmherzigen Blicke zu erkennen, mit denen die junge Gräfin sie musterte! Die Schilderung, die Vittorio neulich von der Demoiselle Armhart entworfen, hatte Antoinettens Neid entzündet. Keinem Andern, nicht einmal sich selbst würde sie es zugestanden haben, sie konnte das Lob einer fremden Schönheit nicht hören. Noch tiefer hatte es sie gekränkt, daß der Ritter zwischen ihr und diesem Mädchen eine Vergleichung anzustellen sich erühnt. So stand Magdalene, ohne es zu ahnen, vor der strengsten Richterin.

„Ich bin doch schöner“, mochte sich die leicht bestechliche Eigenliebe Antoinettens nach geschener Prüfung sagen, denn ihre Züge verloren die Spannung und Erregung und erschienen in jener idealischen Ruhe, in dem ätherischen Glanz, die Egbert, bei ihrer ersten Begegnung im Schlosse am See, entzückt und hingerissen hatten. Neidlos hätte Magdalene das Urtheil der Gräfin bestätigt. Antoinettens Schönheit hatte etwas Erhabenes und Liebliches; Magdalene mußte an die Göttinnen des Olymps denken, wie sie in Schiller's Gedichten leben. Dorthier schien die junge Gräfin zu stammen.

Eine andere Erziehung und Lebensweise, die Arbeit des Hauses hatten Magdalene ihr Gepräge aufgedrückt. Ohne Mühe würde ein Maler die beiden Mädchen als Venus und Minerva, als die Schönheit des Adels und des Bürgerthums, des Müßiggangs und der Thätigkeit haben symbolisiren können.

Erst als Antoinette die Demoiselle Armhart zum Sigen eingeladen hatte, bemerkte sie die Angst und die thränenfeuchten Augen ihrer Besucherin. Der steife und förmliche Ton, den sie angeschlagen, verwandelte sich in einen herzlichern. Magdalene erzählte, welches Geschick sie hierher geführt. Ihre einfache, kunstlose Weise hatte den Goldklang der Wahrheit und eines tiefen Gemüths. Wie Vittorio ward auch Antoinette davon ergriffen. In diesem jungen Mädchen waltete ein fester, ruhiger Sinn und ein freies Herz, ein Herz, das bei aller Mitleidenschaft und Sorge, in Rührung und Schmerz, sich seinen Muth, seine Besonnenheit und Zuversicht bewahrte.

Sie war gekommen, die Damen des Hauses zu bitten, sich ihrer bei dem Grafen anzunehmen. Ihr Vater war über Nacht ausgeblieben, die schlimmsten Nachrichten hatten sich verbreitet; entweder sei er wegen eines schweren Vergehens verhaftet worden oder habe verzweifelnd Hand an sich selbst gelegt. Vor einer

Stunde seien Beamte in ihrer Wohnung gewesen, die Alles untersucht, die Papiere des Vaters mit sich genommen und sein Arbeitszimmer versiegelt hätten. Die Mutter habe zu dem Grafen Wolfsegg eilen wollen, ihrem gnädigen Beschützer, der sich ihnen immer hülfreich erwiesen, aber der Schmerz habe sie übermannt und niedergeworfen. Da habe sie sich zu dem Gange entschlossen, in der Hoffnung auf die Güte und den Schutz der gnädigen Gräfin, die ihre Bitte dem Grafen mittheilen würde.

„Sogleich —“ wollte Antoinette, die längst jede Mißgunst vergessen und ganz Mitleid und Rührung geworden, sagen und dem Diener schellen, als der Graf zu ihrer Ueberraschung ins Zimmer trat.

Zu einem Ausritt bereit, hatte er Antoinette einen guten Morgen wünschen wollen und gehört, daß sie nicht allein sei, daß sie die Demoiselle Armhart bei sich habe.

Es ging wie ein Stich durch das Herz der stolzen Gräfin. „Er hat's eilig, sie zu sehen“, flüsterte die Eifersucht in ihr, „nicht deinet-, ihretwegen ist er gekommen.“

Sie hatte Lust, sich zu entfernen; ihr altes Mißtrauen war wieder erwacht. Mit so sonderbarem Ausdruck von Zärtlichkeit und Schrecken weilten Wolfsegg's Blicke auf Magdalenen.

„Was ist Dir — was ist Ihnen, meine liebe Demoiselle?“ verbesserte er sich. „Doch nichts Aeußerstes?“

Und Antoinettens Hand ergreifend, setzte er hinzu:

„Ich danke Dir, daß Du Dich des armen Kindes so freundlich annimmst. Dank — o, Du weißt nicht, wie Du mich dadurch erfreust.“

Er brauchte des Aufathmens, um seine Bewegung zu bemeistern. Magdalenens Mittheilung, während deren er den Kopf in den Händen vergrub — „Die Sonne blendet mich“, sagte er, und Antoinette beeilte sich, die Vorhänge der Fenster herabzulassen — gewährte ihm Frist und Muße, seine Geisteskräfte zu sammeln und seinem Gesicht den gewohnten Ausdruck der Sicherheit und Undurchdringlichkeit zu geben.

„Welch betäubende Kunde!“ äußerte er dann, im Gemach auf und nieder gehend. „Aber lassen Sie sich nicht zu sehr erschrecken und niederdrücken, liebe Demoiselle. Der Armhart wird ein geringes Versehen verschuldet haben, und die Behörde nimmt's ernster und strenger, als es nöthig wäre. Er selbst — nun, weinen Sie nicht! Er ist ja ein verständiger Mann, der sich nicht so weit vergessen wird! Er mag geflüchtet sein. Was thut denn Herr Heimwald bei der traurigen Geschichte?“

„O, Sie kennen ihn, Herr Graf“, sagte Magda-

lene mit leuchtenden Augen. „Er ist voll Eifer und Aufopferung für uns. Da die Mutter wegen ihrer Schwäche es zu thun nicht im Stande war, hat er die Beamten empfangen und ihnen das ganze Haus gezeigt. Darauf hat er uns getröstet und ist fortgegangen, die Spur des Vaters aufzusuchen.“

„Ja, ja! In dem steckt ein irrender Ritter. Hast Du es nicht auch gesagt, Antoinette?“

Die junge Gräfin verzog ein wenig das Gesicht; was brauchte die Demoiselle Armhart es zu erfahren, daß sie ein so günstiges Urtheil über Egbert Heimwald gefällt?

Bei den Worten des Grafen hatte Magdalene zusammenfahrend Antoinette angesehen. Egbert war von dieser herrlichen Schönheit gekannt, geschätzt! Ein kalter Schauer beschlich ihr Herz. „Was bist Du neben ihr?“ sprach die bange Furcht und jagte alle Röthe aus ihren Wangen.

„Wie bleich sind Sie!“

Wolfsegg nahm ihre Hand zwischen die seinen.

„Sie dürfen mir den Kopf nicht hängen lassen, mein liebes Kind! Nicht krank werden! Sie sind jetzt die einzige Stütze Ihrer Mutter! Das Leben schüttelt den Baum eines Jeden. Früher oder später, ohne Sturm geht es für Niemand ab. Ich will sogleich

zum Minister, um aus seinem Munde zu hören, was dem geheimen Secretarius vorgeworfen wird. Er nahm manchmal ein wunderliches Wesen an. Haben Sie in den letzten Tagen an dem — an dem Vater eine Veränderung, etwas Außerordentliches bemerkt?“

Magdalene konnte sich keiner bestimmten Thatsache entsinnen; ermüdet, überarbeitet sei ihr der Vater erschienen. Dabei fiel ihr der Besuch des Ritters Zambelli ein, sie erwähnte ihn; die Unterredung hätte den Vater tiefer aufgeregt, als wünschenswerth gewesen.

Während Antoinette sich hastig dem Fenster zuwendete und mit halbem Rücken gegen sie stand, stampfte Ulrich in Aerger und Sorge mit dem Fuß auf den Boden.

„Muß ich das erst heute erfahren! Der Ritter Zambelli bei Ihnen! Ich dachte, sein Besuch hätte nur Herrn Heimwald gegolten. Eine böse Geschichte! Wo der Ritter Zambelli ist, da mischt der Teufel die Karten.“

Aber er bereute schon seine Heftigkeit, als er ihre Wirkung sah. Magdalenens Muth war ganz gebrochen, ihre Augen standen voll Thränen.

„Was schiltst Du mich?“ schien der rührende Ausdruck ihres Gesichts zu sagen. „Bin ich die Schuldige?“

„Gehen Sie nach Hause, liebes Kind“, sagte er

begütigend, „richten Sie Ihre würdige Mutter auf! Weinen Sie nicht! Es ist nichts verloren, für Sie nichts verloren! Möglich, daß Ihnen Herr Heimwald gute Nachrichten bringt. Ich hoffe, ihn am Abend bei mir zu sehen.“

Wolfzegg warf seiner Nichte einen halben, verlorenen Blick zu; es schien, als hätte er einen Wunsch auf dem Herzen, den er nicht auszusprechen wage.

Diese Verlegenheit des sonst so entschiedenen und durchgreifenden Mannes hatte eine komische Seite, die Antoinette zu einem Lächeln herausforderte.

„Aber, mein Oheim“, kam sie ihm zu Hülfe, „Sie ängstigen die Demoiselle mit Ihren Fragen. Was sie bedarf, ist weniger Trost als Ruhe. Darum, Herr Graf, lassen Sie uns allein. Wir Mädchen werden uns schon zusammen- und zurechtfinden. Nun, mein Herr, zögern Sie noch? Auf Wiedersehen!“

Und dicht an ihn herantretend, flüsterte sie ihm zu:

„Ich werde sie selbst in unserem Wagen nach ihrer Wohnung zurückführen.“

„Du bist ein Engel“, antwortete Wolfzegg scherzend, und zu Magdalene gekehrt: „Sie sehen, liebe Demoiselle, Widerstand ist unmöglich. Also, leben Sie mir wohl, trocknen Sie Ihre Thränen, ich übergebe Sie der Obhut einer herrischen, aber guten Fee.“

Darin hatte Antoinette ihre Kraft nicht unterschätzt, daß es ihr besser gelingen würde, Magdalene zu beruhigen, als dem Grafen mit seinen Fragen, bei seiner eigenen, nur schwer gebändigten Bewegung. Für sie war die That Armhart's gleichgültig; die Folgen, die sein Verbrechen, mochte es nun eine Unterschlagung oder der Bruch eines Amtsgeheimnisses sein, für den Staat haben konnte, berührten sie nicht, nur um seine unglückliche Tochter handelte es sich für sie. Und indem sich Antoinette nun ganz dieser Aufgabe, das arme Mädchen zu trösten und ihm die Zukunft in hellern Farben zu malen, widmete, genügte sie unbewußt zugleich dem selbstsüchtigen Drang ihres Gemüths, Magdalenen's Verhältnisse und Gesinnungen kennen zu lernen.

So listig und verschlagen ist unser Herz; es macht uns glauben, daß wir aus Mitleid und Uneigennützigkeit uns fremdem Glücke opfern, während wir doch nur unsern eigensüchtigen Zwecken dienen.

Am Ende des langen, mit Küffen und Umarmungen beschlossenen Gesprächs, als Antoinette allein in ihrem Wagen von dem Giebelhause bei den Salesianerinnen zurückfuhr — auszusteigen und Magdalene hinaufzubegleiten, hatte sie unter dem Vorwand dringender Geschäfte abgelehnt — war sie selbst darüber erstaunt, daß sie zugleich die Thränen des Mädchens

getrocknet und ihr Vertrauen gewonnen hatte. Nicht absichtlich hatte sie es darauf angelegt, nicht mit künstlich verwirrenden und bestrickenden Reden die Arglose gefangen; indem Magdalene von dem bisherigen ungetrübten Frieden und dem Glück ihres elterlichen Hauses gesprochen, hatte sie der jungen Gräfin, die ihr so liebevoll und zärtlich entgegenkam, die Tiefe ihres Herzens geöffnet. War es doch so rein und klar, wie der Bergquell in der Waldeinsamkeit, der des Himmels Blau und die Sonne widerspiegelt. Nur ein Bild hatte Antoinettens scharfer Blick auf seinem Grunde gefunden: das Bild des blonden Egbert.

„Welch eine Thörin warst du doch“, mußte sie sich jetzt, an ihre Besorgnisse zurückdenkend und sie weglächelnd, sagen, „daß dir dies große Geheimniß nicht gleich einfiel! Konnte sie so lange in einem Hause mit ihm zusammenwohnen und ihn täglich sehen, ohne ihn zu lieben?“

Antoinette gelobte sich, diese Liebe fortan unter ihren besondern Schutz zu nehmen.

„Zulezt fürchtet das gute Mädchen gar, dieser irrende Ritter, wie ihn der Oheim nennt, könnte sich ernstlich in mich verlieben“, dachte sie. „Ich werde ihm ohne Rückhalt meine Meinung sagen, noch am heutigen Abend — Magdalene ist meine Schutzbe-

fohlene, er soll ihr keinen Grund zur Klage mehr geben.“

Und bei dieser Entfagung, dieser Aufopferung eines Verehrers kam sie sich selbst als eine Märtyrerin der Freundschaft vor. Wenn es aber auch gewiß war, daß zwischen dem Grafen und Magdalenen nicht der Schatten eines zärtlichen Verhältnisses bestand, eher schien er geneigt, die Verbindung des jungen Mädchens mit Egbert zu begünstigen, so blieb doch Ursprung und Ursache seiner Freundschaft für die Armharts unenträthfeln. Antoinette mochte sich damit trösten, daß auch Magdalene dafür keine Erklärung wußte. In ihrer kindlichen, hoffnungsfreudigen Seele hatte sie die Neigung des vornehmen angesehenen Mannes wie ein Geschenk des Himmels, ohne ihr ängstlich nachzusinnen, aufgenommen.

Einen Augenblick beschäftigte Antoinette der Gedanke, daß der Graf in früherer Zeit ein Abenteuer mit Armhart's Frau gehabt. Aber würde er sich dann nicht zurückhaltender und vorsichtiger zeigen? Würde zwischen den beiden Ehegatten eine so herzliche Eintracht walten?

„Warum sind wir doch immer geneigt“, unterbrach Antoinette hier ihr Selbstgespräch, „jede Handlung, die uns unerklärlich erscheint, aus einer unlautern

Ursache herzuleiten? Ist es nicht natürlich, daß der Graf die Treue, die ihm der Vater bewiesen, an dem Kinde belohnt? Daß er sich der Schönheit und Anmuth Magdalenens freut und, wie er früher für ihre Erziehung gesorgt hat, so jetzt für das Glück ihrer Zukunft sorgen möchte? Der Oheim ist ein edler großherziger Mann, und wir sind schlecht und niedrig gesinnt, die wir ihm unsere eigenen kleinlichen Schwächen andichten und seine Hoheit nach der Erbärmlichkeit der Andern beurtheilen.“

Eine wunderbare Freudigkeit erfüllte Antoinettens Seele und ließ sie am Abend den zahlreichen Gästen des Wolfsegg'schen Hauses als die glänzende, liebenswürdige, Alles hold belebende Göttin des Festes erscheinen.

Es war nicht nur der Widerschein einer guten That, die auf ihrem Antlitz ruhte, es war das erhebende Bewußtsein, den Mann, den sie vor allen Andern verehrte, fleckenlos und tadellos dastehen zu sehen. In dieser Frist hegte sie keinen Wunsch. Wie ungestüm sie sonst Phantasie und Leidenschaft, in Stunden des Mißmuths und der Hoffnungslosigkeit, über die Schranken ihres Geschlechts und ihrer Stellung in das grenzenlose Reich ehrgeiziger Träume entführt, jetzt fand sie das höchste Glück in dem demüthigen Ausschauen

zu ihm. Still hätte sie zu seinen Füßen sitzen und ihm dienen mögen.

Wo blieb denn nur der Ritter Zambelli? Es drängte sie, triumphirend zu ihm zu sagen:

„Du hast Dich doch getäuscht, es gibt für mich noch ein Glück außerhalb des Kreises, den der große Zauberer an der Seine gezogen!“

Aber der Ritter kam nicht. In dieser auserlesenen Gesellschaft, wo die Träger so vieler erlauchter Namen, die schönsten und reizendsten Blüten der Frauenwelt des österröichischen Adels versammelt waren, konnte die Abwesenheit eines unbedeutenden Edelmannes im Grunde nicht auffallen. Und dennoch richteten sich immer wieder die Blicke gerade der ältern Männer nach den Flügelthüren, so oft sie sich einem neuen Gaste öffneten, ob Vittorio Zambelli der Eintretende sei.

Die Jüngern mochten sich in diesen glänzenden Sälen dem Liebesgetändel und harmlosein Zeitvertreib hingeben, die Frauen und Mädchen lachen und kichern, einige Unverbesserliche die Spieltische aussuchen, unter den politischen Männern war nur von einem Gegenstand die Rede: von dem Verschwinden des geheimen Secretarius Armhart und der Aufhebung der Pharo-bank im Gasthause zur Kugel.

Die Betroffenen wären zu „vornehm“ gewesen, als daß die Polizei gewagt hätte, sie festzunehmen, erzählten die Einen. Dazu machten Andere, die für „eingeweihter“ gelten wollten, ein ungläubiges Gesicht; man hätte einen bessern „Fang“ beabsichtigt, aber das Netz hätte ein Loch gehabt. Einer der Secretäre der französischen Gesandtschaft, Anacharsis Lepic, und der Ritter Zambelli verkehrten häufig in der Kugel.

Wenn die Unterhaltung an diesem Punkt angelangt war, senkten sich alle Stimmen zum Flüsterton herab.

„Wo bleibt er nur?“

Durch die Gruppen, diese begrüßend, jene ermunternd, hier Bekanntschaften vermittelnd, dort das Kleid, den Kopfschmuck, das blühende Aussehen einer schönen Frau in zierlichem Scherz bewundernd, ging geschäftig der Graf.

„Was gilt die Wette, Buchheim? Er kommt nicht“, sagte er zu dem langen Baron.

Der wollte ihn festhalten und um nähere Auskunft bitten, aber Wolfzegg war schon am andern Ende des Saales.

„Der Graf hat Euch eine wichtige Neuigkeit vertraut?“ wendete sich ein Neugieriger an ihn.

„Nichts da! Ein Sturmvogel ist ausgeflogen.
Hütet Eure Tauben!“

„Ihr habt närrische Vorstellungen, Puchheim. Ist
Oesterreich ein Taubenschlag?“

„Je nun, wollen sehen, was es ist, wenn der
Adler drüber schwebt.“

Der Eintritt des Erzherzogs Maximilian ließ eine
Weile die verschiedenen Gespräche, die in den Sälen
auf und nieder schwirrten, verstummen. Vor dem
Wunsche, von dem Mitgliede des Kaiserhauses be-
merkt, wohl gar angeredet zu werden, trat jede andere
Beschäftigung zurück. Wie die Kaiserin Marie Louise
Beatrix, eine Tochter des Erzherzogs Ferdinand von
Modena-Breisgau, gehörte auch der Erzherzog Maxi-
milian, einer ihrer Brüder, voll leidenschaftlichen Hasses
gegen Frankreich, der Kriegspartei an. Er brannte
vor Begierde, sich in einer Schlacht denselben Lorbeer
zu holen, der die Schläfe seines Verwandten, des
Erzherzogs Karl, des Moreau-Besiegers, kränzte. Seit
einigen Monaten stand er an der Spitze der neu ein-
gerichteten Landwehren in den Landschaften ob und
unter der Enns, rastlos bemüht, die Leute einzuüben
und auf den Entscheidungskampf vorzubereiten.

Zum ersten Mal nach jener unheilvollen Stunde,
wo das Herz Joseph's II. brach, waren Fürst und

Adel, Bürgerthum und Volk in Oesterreich wieder von einer Strömung dahingetragen, von einem Willen erfüllt, von einer Begeisterung beseelt. Je nach der Stellung und Stimmung der Einzelnen waren die Gründe, die sie vorwärts trieben, verschieden.

Der Kaiser, seine Familie, der Hof und das Heer konnten die Schmach von Marengo und Ulm nicht verschmerzen; den Adel spornte sein angeborener Haß gegen die Revolution; das Volk verwünschte den Druck und die Herrschaft der Franzosen; in Allen aber lebte wieder, dunkler hier, feuriger dort, der Gedanke eines österreichischen Staates, das Gefühl des Deutschthums, die Erinnerung an die uralte glorreiche Kaiserkrone auf, die nicht nur den Habsburgern, die jedem Oesterreicher ein stolzeres Gefühl seines Werthes gegeben hatte. Für die herrschenden mächtigen Männer handelte es sich um die Wiedergewinnung des verlorenen Uebergewichts in Deutschland, für das Volk um die Zusammengehörigkeit mit den andern deutschen Stämmen.

Ueber die Kluft, die so lange Preußen und Oesterreich getrennt, hatte das gemeinsame Unglück eine Zauberbrücke gewölbt. Gegen Frankreich richteten sich alle Gemüther, alle Geister. Wohl mochten einige Heißsporne der Ritterschaft und der Geistlichkeit nach der Besiegung Napoleon's darauf hoffen, die Welt um ein

halbes Jahrhundert wie eine schlecht gehende Uhr zurückstellen zu können; in der Mitte der Bürger gab es eine Anzahl jugendlich heißblütiger Köpfe, die mit der Befreiung des Vaterlandes von den fremden Unterdrückern auch die Beseitigung innerer Schäden und der Mißbräuche der Verwaltung, die Aufrichtung eines Rechtsstaats, die Freiheit und ein goldenes Zeitalter ersehnten; für alle war zu so entgegengesetzten Zielen doch nur ein Weg vorhanden: Krieg mit Napoleon!

Selbst heute, in diesem Festsaal, unter der rauschenden Musik, mit der von der Musikantengallerie herab der Eintritt des Erzherzogs begrüßt wurde, in den lauten, freudigen Willkommenrufen, die ihn empfangen, schien, wie Buchheim seinem Nachbar zuraunte, dumpf ein kriegerischer Donner zu grollen.

Die Oberfläche freilich ließ die unterirdische Bewegung nicht ahnen. Sie war glatt, glänzend und eben, und wenn einmal eine Woge höher emporschlug, so war es die Welle der Freude, die bligende Schaumperlen umherspritzte.

Für Egbert ein ungewohntes, prächtiges, immer aufs neue fesselndes Schauspiel! Wenn er sich auf sich selbst zurückbesinnen, sich fragen wollte: Wie komme ich nur hierher? so wurde er schon von dem Strome aus seiner ruhigen Lage gerissen und sah sich neuen

Erscheinungen gegenüber, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Der weite Saal strahlte im Glanz vieler hundert Kerzen. Die reichen Vergoldungen, das farbenbunte Deckengemälde, die krystallinen Kronleuchter mit den schimmernden Lichtreflexen vermehrten noch den Eindruck des Hellen und Heitern. In den vier Ecken des Raumes waren von kostbaren Blumen und Blattpflanzen kleine Bosquets geschaffen worden. Auf ihrer Gallerie spielten die Musikanten halb hinter einer Blumenterrasse verborgen.

Der Graf hatte mitten im November seine Gäste mit dem Schein des Frühlings täuschen wollen. Egbert's Phantasie spiegelte ihm in dieser Umgebung eine Art Zaubergarten vor. Die schönen Mädchen wurden zu Nymphen und Feen und Antoinette zu ihrer Königin. Aus ihrem feurigen Gebrause war die Musik allmählig wieder in eine sanftere Weise übergegangen, welche die Unterhaltung unten im Saale nicht störte, sondern von oben her, wie Ariel's Gesang aus der Luft, melodisch begleitete. Das Einzelne verklang so in dem Strom gefälliger Harmonien.

Viel Schlimmes sagte man dem Adel und der vornehmen Gesellschaft Wiens nach, und manche harte Anklage hatte Egbert noch aus dem Munde seines

Vaters über sie gehört. Seine ganze Erziehung und Denkungsart richtete sich mehr auf ein Leben strenger Pflichterfüllung als auf ein Dasein in Müßiggang und Genuß. Aber dieser erste Anblick der obern Himmelsphäre, wie Hugo ironisch meinte, der sich ihm so voll und glänzend wie an dem heutigen Abend, so stern- und blumenreich nie in seinem Traume dargestellt, berauschte, verwirrte, bezauberte ihn. Wohl fiel ihm, als er sich bei einer Wendung plötzlich seinem Ebenbilde in einem großen Wandspiegel gegenüber befand, sein altes Symbol: Hercules am Scheidewege, ein, aber es hielt ihn nicht auf. Die Trunkenheit war zu süß, eine unsichtbare Hand stieß ihn weiter. Wohin? Er freute sich, daß er keine Antwort darauf zu geben wußte, gerade das Unbestimmte war das Verlockende, vielleicht blühte am Ende der Bahn die blaue, namenlose Blume, das höchste Glück. War er doch, wenn er zurückdachte, wie durch eine Reihe von Wundern in diesen Saal geschritten.

„Hier ist die höchste Schönheit, hier ist Poesie!“ rief es in seiner Seele.

Auf den Grund dieser Dinge und Verhältnisse konnte er nicht schauen, aber die Form, in der sie sich ihm zeigten, entzückte seinen künstlerischen Sinn.

Daß ihm, dem bürgerlichen, jungen, unberühmten

Manne, diese erlesene Gesellschaft mit solcher Liebenswürdigkeit, mit einer Anerkennung seiner Verdienste, deren er sich kaum bewußt war, begegnete, erhöhte zwar nicht sein Selbstgefühl, doch sein Wohlbefinden. In seiner Unbefangenenheit hatte er kein Arg darüber, daß die Männer sich an ihn drängten, die Frauen freundliche Augen für ihn hatten. Ein Wort des Grafen Wolfsegg hatte diesen Zauber vollbracht und den harmlosen Egbert Heimwald in eine wichtige politische Persönlichkeit verwandelt, das geheimnißvoll durch die Gesellschaft zitternde Wort: Er wurde gestern zum Minister gerufen und verweilte bis nach Mitternacht bei Sr. Excellenz!

Für diejenigen, welche geschäftig aus jeder Thatsache einen unendlichen Faden spannen, knüpften sich an diesen Besuch die wichtigsten Folgen; Egbert erschien als der Vertraute des Ministers, der Einschlag in einem künstlichen Gewebe. Wenn man eine unbewachte Aeußerung von ihm erhaschen konnte, welches Licht würde dann das politische Dunkel erhellen! Andere, welche diese Angelegenheiten gleichgültiger betrachteten, empfanden doch eine romantische Theilnahme für den jungen schönen Mann, der in die abenteuerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht in so außerordentlicher Weise verwickelt war.

Von der Bedeutung des Freundes fiel ein schwacher Abglanz auch auf Hugo. Max Aueršperg wich nicht von seiner Seite und stellte ihn allen seinen jungen Freunden als einen der berühmtesten Künstler Norddeutschlands vor, einen Schüler und Nebenbuhler des großen Jffland. Aber mit einem Ton, mit Blicken! Hugo wußte nicht, ob er ohne Absicht seinen freundlichen Führer zum Narren hielt oder von demselben zum Narren gehalten wurde. Den jungen Aueršperg hatte es indessen längst verdrossen, daß die Aelteren ihn in politischen Dingen nur für halbwüchsig ansahen und von jeder wichtigen Berathung entfernten; er wollte heute sein Probestück in der diplomatischen Kunst ablegen.

Egbert beim Minister! Die Schlußfolgerung war kaum abzuweisen, daß der „harmlose“ Reisende aus Preußen, der sich für einen wandernden Schauspieler ausgab, eine geheime Sendung hatte, vom Hofe oder doch aus dem Kreise der „Tugendbündler“ kam. Mit einem Stolze, als führe er die schönste Dame umher, ging Max Aueršperg Arm in Arm mit ihm, zum höchsten Ergötzen Wolfšegg's, und gab sich die vergebliche Mühe, den tiefen Sinn der geistvollen und witzigen Aeußerungen Hugo's aufzuklären.

Einen Gewinn hatte er immer davon, denn er

schaute in eine ihm gänzlich unbekannte Welt von Begriffen und Vorstellungen. Aus dem Sande der Mark Brandenburg, von den Vorbergen des Thüringer Waldes, aus Berlin und Jena war die romantische Provinie noch nicht in die Salons von Wien und in die Adelschlösser Oesterreichs gedrungen. Hugo schilderte ihm diese neue Entdeckung, die halb wissenschaftlicher, halb poetischer Natur sei, mit schwärmerischer Begeisterung als ein wahres Jungbad der Seele.

So weit Max Auerzperg diese Erläuterung verstand, fühlte er sich befriedigt; es war offenbar die Geheimsprache des Tugendbundes.

Sein Erstaunen wuchs, als er von einem Philosophen Fichte hörte, der in Berlin mächtig ergreifende und erschütternde Reden an die deutsche Nation gehalten, während unter den Fenstern des Saales, auf der Straße, französische Kanonen vorüberfahren und das Gerassel französischer Trommeln die Worte des Redners übertönte.

Eine letzte Enthüllung riß ihn zu stürmischem Jubel hin; er hätte Hugo umarmen mögen. Einige Gläser Wein hatten diesem Muth gemacht, dem neuen Freunde zu vertrauen, daß „er nicht nur ein fahrender Künstler, sondern ein echter Enkel Hermann's, ein Franzosenhasser“, sei, und mit schauspielerischem Pa-

thos hatte er ihm in einem der Nebengemächer, wohin die Woge der Gesellschaft nur in Ausläufen reichte, eine Ode declamirt, die seit einem Jahre in der studentischen Jugend Norddeutschlands von Lippe zu Lippe flog und alle Herzen entflammte.

„Da möchte man ja gleich dreinschlagen!“ schrie Max Auersperg und griff an seinen Degen. „Und das dichtet Ihr da oben! Was seid Ihr für herzige Kerls!“

Und Hugo mußte ihm noch einmal die Strophe wiederholen:

„Doch trifft vom niemals fehlenden Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferse Napoleon's,
Und wär' er dreimal, wie sein frevelnd
Herz, in der stygischen Flut gebadet.“

Indessen hatte Egbert, als sich alle, die auch nur den geringsten Anspruch auf Beachtung erheben konnten, dem Erzherzoge entgegendrängten, still und unmerkelt den Gang durch den Saal und die daranstoßende Flucht kleinerer Gemächer vollendet. In allen war es einsam. Die Spieler an den Spieltischen hatten ihre Karten im Stich gelassen, um sich in dem Glanz der Fürstlichkeit zu sonnen. So lauschig und verschwiegen, wie zum Träumen oder zum Liebesgespräch eingerichtet, auch hier und dort ein Plätzchen erschien, die Sessel zum Sitzen einladend, bei dem milden Licht,

das von der Decke aus einer nach antiken Mustern geformten Ampel fiel, bei den leise verfliegenden Tönen der Musik: Egbert vertrieb oder störte Keinen. Die Anziehungskraft der Hoheit war stärker gewesen als der sanfte Zauber der Schönheit.

Beinahe wollte Egbert diese Verlassenheit unbegreiflich bedünken; er vergaß, daß diese ganze Gesellschaft einen Fürsten mit andern Augen betrachtete als er, der sich nie einem genah und die Herrscher und Volk trennende Schranke als eine Schutzwehr seiner Unabhängigkeit pries. An sein Ideal eines gewaltigen königlichen Mannes ragte keiner dieser Erzherzoge heran, er widmete seinem Kaiser die Ehrerbietung und die Treue eines Unterthanen, aber seine Bewunderung sparte er für Napoleon auf, in ähnlicher Stimmung, wie sein Vater Friedrich II. den größten und letzten König Europas genannt hatte.

Allein diese Einfälle hafteten nicht in seinem Sinn, gefälliger verschleuchten sie. Er hatte auf einem Sessel Platz genommen und ließ sich von den Klängen einwiegen.

Ein durchsichtiges Netz von silbernen und goldenen Fäden schien Musik und Licht um die Gestalten zu spinnen, die in dem großen Saale auf und nieder wandelten. Aus dieser Entfernung gesehen, erschienen

sie ihm noch einmal so glänzend und lieblich, gleichsam schwebend. Es war ihm, als würde dies herrliche Schauspiel einzig für ihn aufgeführt, der verborgen in einer Ecke säße und von Niemand erkannt würde. Ob es nicht das höchste Glück wäre, so von einer sichern Höhe aus dem Treiben und der Bewegung der Welt zuzusehen? Ob die Ruhe und der Genuß dieser Betrachtung nicht tausendfach den Rausch der Leidenschaft und die Freude an der That aufwöge? Er selbst war nur ein Atom, eins der unbedeutendsten in dem Strom des Lebens, und wie war er in diesen vierundzwanzig Stunden hin und her geschleudert worden, mit welchen Personen war er in Berührung gekommen, in welche Tiefen des Daseins und des Menschenherzens hatte er hinabsteigen müssen!

Wie wohl that ihm hier der Gegensatz des Edler, Anmuthigen und Formschönen! In dieser Gesellschaft führten die Grazien die Heiterkeit und den Scherz an ihrem Rosenbunde, hier brauchte die Freude nicht zu fürchten, in ein wüstes bacchantisches Toben auszuarten, noch in dem Sumpf alltäglicher Gemüthlichkeit zu ersticken.

Die Freude — rauschte da nicht ein Gewand? Schwebte die Göttin selbst daher?

Als sorgsame Wirthin eilte Antoinette durch die

Gemächer, um irgend einen vereinsamten Gast in den Saal zurückzuführen, in dem ihre Mutter, die Anmuth der Tochter durch Würde ersetzend, die Ehre des Hauses und daneben den Ruhm des Hofes der Königin Marie Antoinette in unvergleichlicher Grandezza, mit der stattlichen Haarfrisur von Blumen und Federn, aufrecht erhielt.

„So entziehen Sie sich unserem Fest, Herr Heimwald?“ lachte sie. „Da lob' ich mir Ihren Freund, der ist mit dem Vetter Aueršperg und den jungen Offizieren schon ein Herz und eine Seele. Sie schließen eben Waffenbrüderschaft zwischen Oesterreich und Preußen.“

„Doch wohl nur für das erste Auftreten Hugo's auf der Bühne der Hofburg.“

Beschämt, so von ihr überrascht zu werden, und doch zugleich beglückt über ihre Nähe und ihre freundliche Anrede, hatte er sich erhoben.

„Was mich betrifft, gnädige Gräfin, ich war ganz bei Ihrem Fest, ich genoß es nur in meiner Weise.“

„Aber das ist eine schlechte, träumerische Weise. Die Gesellschaft will etwas von Ihnen haben, und Sie ziehen sich in sich selbst zurück. Was ist denn Geselligkeit? Daß einer die andern zum Gegenstand einer beschaulichen Betrachtung oder einer spöttischen

Beobachtung wählt? Nein, daß er sich mittheilt, von seinem Wissen, seinem Geiste ausgibt. Sie jedoch schließen die Schalen nur fester zu, statt die Perle zu zeigen.“

„Ja, wer behaupten dürfte, daß er eine Perle in sich verschließt!“

„Ueberbescheiden und doch so stolz! Ich hab' einmal von einem griechischen Philosophen gelesen, der gelehrt: es gäbe wohl Götter, allein sie thäten nichts und litten nichts, sie ließen die Welt an sich vorüberlaufen und lachten darüber. In Ihnen steckt ein — nein, kein ganzer, aber doch ein halber Olympier.“

„Dann wäre weder der Himmel noch die Erde der richtige Platz für mich, und ich schwebte in einem Zwischenreich. Sie mögen schon Recht haben, gnädige Gräfin. Mich überfällt gerade in dem Gedränge der Menschen ein Gefühl des Fremdseins, der Verlassenheit. So Viele bewegen sich mit dir nach einem Ziele, verkehren mit dir, scheinbar so nahe, und doch, wie weit bist du von ihnen, wie weit sind sie von dir entfernt!“

„Die Gleichgültigen, die Lästigen — ja. Aber unsere Freunde? Und ich bin so eitel, meinen Oheim und mich ein klein wenig zu den Ihrigen zu rechnen!“

„Der Graf hat keinen größern Verehrer, keinen

treuern Schüler, wenn ich so sagen darf. als mich. Allein wie beschränkt sind die Mittheilungen von Seele zu Seele! Können wir uns überhaupt einander verständlich machen? Ist in dieser Hinsicht nicht Alles nur Versuch, Selbsttäuschung, wie das Stammeln eines Kindes, welches zu reden glaubt, weil es das Bedürfniß und den Willen, sich mitzutheilen, empfindet? Bleibt nicht in allen Bekenntnissen der Freundschaft unabsichtlich ein dunkler, unaufgeklärter Punkt? Auf dem unendlichen Meere begegnen sich zwei Schiffe, sie rufen sich an, erkunden das Land, aus dem sie kommen, den Hafen, dem sie zusteuern; eine Weile fahren sie neben einander hin, tauschen aus, was das eine bedarf, woran das andere Ueberfluß hat; sie zählen ihre Masten, ihre Segel, unter tausend andern Fahrzeugen werden sie sich wiedererkennen, wenn sie der Zufall noch einmal zusammenführt. Ja, der Zufall! Aber am Morgen nach einer stürmischen Nacht sucht das eine Schiff vergebens das andere auf der öden Wasserwüste. Es ist verschwunden und hat das Geheimniß, das es in sich barg, mit sich genommen.“

„Und damit wollen Sie die Freundschaft vergleichen?“

„Nur die Unzulänglichkeit des Irdischen. Wir enthüllen uns alle nur stückweise. Und wie könnte es

anders sein? Sind wir uns selbst doch im Fühlen und Wollen unklar und verworren. Durch welche Schwankungen kommen wir zu einem Entschlusse, oder einer Handlung, wenn uns nicht unmittelbar die Leidenschaft, die Noth des Augenblicks dazu fortreißt, indem sie uns die Freiheit des Willens raubt! Wer sich dieses Mangels bewußt ist, wie sollte der, in der Mitte welterfahrener Männer, vor einer Schönheit, die wie alles Erhabene stumm macht, nicht gern auf das Wort verzichten? Was wäre auch eine Geselligkeit, in der es keine Hörer gäbe?"

„Ja, ich müßte dem Herrn wohl glauben, wenn man mir nicht heute schon ein anderes Bild von ihm entworfen hätte.“

„Ach, Demoiselle Armhart!“

Er merkte, daß er bei Nennung dieses Namens erröthete

„Ihre Güte, gnädige Gräfin, hat das Herz des armen, schwer getroffenen Mädchens wie mit himmlischem Troste erfüllt.“

„Und Sie haben ihr gewiß gute Nachrichten gebracht von ihrem Vater?“

Egbert zögerte mit der Antwort; seine Wahrheitsliebe kämpfte mit der Nothwendigkeit, das Geheimniß eines Andern zu verschweigen.

Antoinette verstand ihn und wehrte mit beiden Händen ab, als er sprechen wollte.

„Es war eine thörichte Frage!“

„Benigstens konnte ich der Demoiselle ein sicheres Zeichen geben, daß Armhart noch lebt.“

„Das genügt! Und ich darf es auch dem Grafen mittheilen, der mir doch mehr in Sorgen zu sein scheint, als er uns merken lassen will? Schade, daß die Demoiselle nicht in diesen Räumen ist! Sie besitzt das Zauberwort, um das Schloß Ihres Mundes zu lösen.“

„Wir bewohnen eben ein gemeinsames Paradies, das der Jugenderinnerungen. Dahin können wir uns flüchten, wenn eine feindlich fremde Welt um uns braust.“

„Demoiselle Armhart sieht nicht aus, als ob sie sich vor dem, was Sie die Welt nennen, fürchtete.“

„In diesem Kampf sind die Frauen muthiger als die Männer, denn sie haben bessere Waffen als wir.“

„Ist die Schönheit oder die Anmuth siegreicher als der Geist?“

„Ja, denn die Schönheit stürmt zum Angriff, während der Geist sich in der Vertheidigung hält.“

„Um so schwieriger für die Schönheit, wenn sie seine Verschanzungen nehmen will!“

„Nicht doch! Es kostet ihr ein Lächeln, und Helden

und Weise sinken zu ihren Füßen. Die Schönheit und der Genius sind himmlische Gaben, sie werden nicht erworben und errungen, ein freies Geschenk der Gottheit, schmücken sie die Glücklichen, und wo sie erscheinen, siegen sie ohne Kampf. Wie traurig wäre es um uns bestellt, wenn dem nicht so wäre, wenn über aller Arbeit, allem Streben nicht etwas Unerreichbares stände, was der Mühsal und der Gewaltthat spottet! In kleinlichen Geschäften, in des Lebens ängstlicher Nothdurft irren wir hin und her, unbefriedigt von dem, was wir erschauen und fassen, unsicher unseres Besitzes und immer von der Hoffnung betrogen. Da zeigt sich eine göttliche Gestalt unsern Blicken und schreitet an uns vorüber, eine Lichtwolke um sich. Es wäre ein Frevel, sie halten zu wollen, aber ein Strahl ihres Lichtes bleibt uns und erhellt das Düstere des Daseins mit unvergänglichem Schimmer."

Mit stiller Betroffenheit hatte ihm Antoinette zugehört.

„Hab' ich dich so begeistert?“ stand in ihrem glänzenden Gesicht. Ihre Augen schwammen in Entzücken und Rührung. Diese selbstlose Hingabe an das Ideal übte auch auf ihre Seele trotz aller ehrgeizigen Wallungen eine ergreifende Wirkung.

„Und richtet sich unsere Sehnsucht nicht nach der höchsten Schönheit?“ fragte sie leise.

„Ja, wie wir zur Sonne emporsehen! Aber doch nicht mit dem Wunsch, sie in unsere Sphäre hinauszuziehen! Denn was wären wir Menschen, wenn wir von den höchsten Gütern mehr als ihren Schatten besäßen!“

„Doch immer nur Götter einer Stunde; Sie vergessen, daß die Schönheit altert und das Feuer des Genius verglimmt.“

„Eine Stunde ist auch eine Unendlichkeit; nicht auf das Maß der Zeit, auf den Inhalt, der es erfüllt, kommt es an.“

„Aber wird mit der Minute nicht auch ihr Inhalt weggespült? Mit den rinnenden Tropfen der Zeit ver rinnt auch die herrlichste Erscheinung.“

„Nein“, und wie betheuernd hob er die Hand auf; „sie lebt in unserem Herzen, in unserer Erinnerung weiter, eine Weile vielleicht vergessen, vergraben unter Trümmern, die jeder neue Tag zu den schon vorhandenen fügt. Plötzlich aber richtet sie sich vor uns auf, strahlend, wie wir sie zuerst gesehen. Sie ist nicht verändert, nicht gealtert. Die Erinnerung ist köstlicher als aller Balsam Egyptens; nicht als Mumien, sondern in voller Jugendschöne bewahrt sie uns die geliebten Gestalten.“

„Und auch diese Stunde“, entschlüpfte es ihr.

Seine Antwort wartete sie nicht ab. In der Thür des Saales stand ihr Oheim, er schien sie zu suchen und winkte ihr. Mit einem leichten Gruß gegen Egbert eilte sie durch die Gemächer. Ihm war es, als zöge ein Lichtstreif ihr nach, dem er folgen müsse.

Die hartnäckigsten Spieler hatten ihre Plätze an den Tischen schon wieder eingenommen. In den Saal war unlängst der leitende Minister, der Graf Philipp Stadion, eingetreten und stattete den Damen des Hauses seine Begrüßung ab. Ein Mann, hoch in den vierziger Jahren, ein Aristokrat von Charakter und Erscheinung; seitwärts gesehen, wie ihn jetzt Egbert betrachtete, im Schnitt des Gesichts, in dem Glanz der blauen Augen, mit der stolzen Stirn dem Kaiser Joseph auffallend ähnlich.

Bei seinem Rundgang durch den Saal kam der Graf Stadion auch an Egbert vorüber, erkannte ihn wieder, lächelte und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen noch einmal, Herr Heimwald; Sie hatten richtig gerathen und trafen zur rechten Stunde ein, um Alles wieder ins Gleiche zu rücken.“

Diese merkwürdigen Worte erregten bei den Umstehenden die größte Spannung. Jeder bemühte sich, sie in seiner Weise zu deuten und durch leiseres oder

stärkeres Anklopfen bei Egbert die ganze Wahrheit zu erfahren.

„Alles?“ sagte indessen halblaut, in zweifelndem Ton, Ulrich zu dem Minister.

Sie hatten sich in eine Wandnische zurückgezogen, wo auf einem porphyrnen Sockel die Marmorbüste Joseph's II. stand; hell bestrahlten sie die Kerzen zweier in die Wand eingelassenen Armleuchter.

„Soweit eben noch der Fehler gutzumachen war“, entgegnete Stadion. „Wie gewöhnlich war die Polizei zu spät gekommen. Durch ein Wunder, sagen die Herren, ich meine, durch ihre Ungeschicklichkeit war ihnen Zambelli entgangen. Und wir würden gar nichts wissen, wenn der Hofrath Braulich nicht das lange und heftige Gespräch Ihres Schüglings, des jungen Heimwald, mit Monsieur Lepic beobachtet hätte. Eine glückliche Eingebung — wer möcht's glauben, daß ein österreichischer Hofrath aus der guten alten Zeit auch seinen Dämon haben kann! — trieb ihn dazu, den jungen Mann auf der Stelle zu mir zu führen.“

„Und wie fanden ihn Excellenz?“

„Ganz, wie Sie ihn mir geschildert, Herr Graf. Voll Aufrichtigkeit und Wärme und doch verständiger und scharfblickender, als ich vermuthet. In seinem Weinrausch und weil er Heimwald für einen unbe-

deutenden Schwäger, ein reiches Mutterföhnchen nahm, hatte sich Lepic zu den unvorsichtigsten Aeußerungen hinreißen lassen. Heimwald durchschaute ihn; es war nicht allein gespielt, der Staat war verrathen worden. Bestimmtes konnte Heimwald nicht wissen, aber er ahnte, daß irgend ein wichtiges Geheimniß dem Ritter Zambelli mitgetheilt worden wäre."

„Er ist gefangen?“

„Bis zur Stunde noch nicht. Er hat wahrscheinlich in der Frühe Wien verlassen und ist auf dem Wege nach Paris.“

„Nach Paris?“

„Was setzt Sie in Erstaunen? Er wird weiter gehen, nach Burgos, nach Madrid, bis er Napoleon findet. Das Papier, das er bei sich trägt, ist zu werthvoll, als daß er nicht das Aeußerste versuchen würde, es selbst in die Hand des Kaisers zu legen.“

„So haben wir denn wieder verspielt!“ rief der Graf schmerzlich aus.

Stadion's Stirn blieb unbewölkt.

„Ich hab's gewagt! Es war Hutten's und Sickingen's Wahlspruch in der Reformationzeit. Ich spüre etwas von ihrem Geiste, von dem Geiste der deutschen Reichsritterschaft in mir, deren letzte Ausläufer wir sind. Was ist's denn auch Großes? In wenigen Ta-

gen hätte er es doch erfahren. Ganz Oesterreich, ganz Deutschland ist überschwemmt von seinen Spähern. Ich bin ein Fatalist; es gilt die Freiheit Europas oder die Weltherrschaft eines Einzigen, schrecklicher, als die römische es war. In solchem Kampfe, wie gering wiegt der Mensch, wiegt der Zufall! Ueber Napoleon wie über uns ist das Fatum. Aber Sie wissen noch immer nicht. Es war ein chiffirter Brief an Wessenberg, unsern Gesandten am preussischen Hofe. Ich unterrichtete ihn von unsern Rüstungen, unserem Bündnisse mit England, legte ihm ans Herz, Preußen zu uns herüberzuziehen, im März des kommenden Jahres brächen wir los."

„Die Iden des März! Nur werden sie diesmal nicht den Fall Cäsar's, sondern den Tod des Brutus sehen."

„Und wenn der Erdkreis zusammenstürzt“, recitirte Stadion den Vers des Horaz, „einen Unererschrockenen werden seine Trümmer treffen. Was auch geschieht, dies Deutschland wird für Napoleon immer dasselbe Schreckgespenst sein, wie für Jupiter der gefesselte Prometheus. Da wir uneins waren, konnte er uns besiegen; wenn Fürst und Adel und Volk wieder eins sein werden, Jeder ein ganzer Mann und ein echter Deutscher, rund für sich, frei und selbstherrlich an seiner

Stelle — aber Sie sind gedrückt, niedergeschlagen, lieber Graf, tiefer, als der böse Zufall es bewirken sollte!“

„Mir ist unheimlich zu Muth wie vor einem Gewitter! Doch achten Excellenz nicht auf diese Stimmung. Dieser Brief kam in Armhart's Hände —“

„Ja, er hatte ihn zu copiren; er kennt den Schlüssel, nur nahm er, statt einer, zwei Copien. Mit der letztern versucht der Ritter Zambelli sein Glück, vorausgesetzt, daß ihn unsere Polizei nicht noch innerhalb unserer Grenzen verhaftet. Diesen Glücksfall ziehe ich nicht in meine Rechnung. Noch in der Nacht habe ich einen Kurier an Metternich nach Paris gesendet und ihn auf den Sturm vorbereitet, der ihm droht. Er soll hinhalten, Ausflüchte machen. die Depesche für untergeschoben erklären. Gewiß, das ist wenig, ein Mittel ohne nachhaltige Wirkung! In welcher Lage die Nachricht Napoleon erreichen wird, darin liegt die Entscheidung. Wenn er die Engländer in Spanien noch nicht geschlagen hat, der Widerstand der Spanier selbst von seinen alten Kriegsbanden noch nicht gebrochen ist, dann — ja, dann!“

„Aus Spanien sind noch keine Nachrichten da?“

„Nur unbestimmte Gerüchte. In den ersten Tagen dieses Monats hatte er die Grenze überschritten, er richtete seinen Marsch auf Burgos. Aber was hel-

jen alle Vorzeichen, ob günstige, ob ungünstige? Wir vertheidigen das Vaterland, die deutsche Freiheit und die deutsche Ehre. Zurück können wir nicht mehr, darum vorwärts. Dies Oesterreich ist unererschöpflich an Männern und Rossen; schlägt nur eine gewaltige Hand auf den Boden, so springen gewaffnete Legionen empor.“

„Ja, Excellenz, eine gewaltige Hand!“ meinte Wolfsegg bedeutend. „Hat der Kaiser Franz eine solche Hand? Er hat im Grund seiner Seele immer Lust, Krieg zu führen, unter der einen Bedingung, daß er Sieger bleibt. Einem großen Unglück wird er kaum Stand halten, wir wissen's von Austerlitz. Jetzt beherrscht ihn seine Umgebung; die Kaiserin mit ihrer Begeisterung, Sie, Excellenz, mit der Ueberlegenheit Ihres Geistes, die Erzherzoge mit ihrem brennenden Eifer nach kriegerischen Kränzen, sie alle reißen ihn mit sich. Auf wie lange? Bis zur ersten verlorenen Schlacht! Mit seinem gutmüthigsten Gesicht wird er dann sein ewiges: „Nu, nu! Werden's schon machen!“ jagen und über Ihren Kopf hinweg um jeden Preis Frieden schließen, um jeden Preis!“

„Er soll eben nicht jeden Preis bezahlen können. Seine eigene Ehre soll ihm einen Friedensschluß verbieten.“

„Die Ehre und —“

Wolfsegg ließ die erhobene Hand sinken.

„Nein, Sie thun ihm Unrecht, lieber Graf. Sie verzeihen ihm nicht, daß er das Werk des herrlichen Mannes —“ er wendete sich zu der Büste Joseph's — „zur Hälfte wieder zerstört hat. Das Nachtgethier der Thugut und Cobenzl ist verbannt, Morgenwind weht durch Oesterreich. An Deutschland hat es wieder seinen Anhalt, im deutschen Wesen seinen Schwerpunkt gefunden. Nicht den Slaven und nicht den Ungarn, dies Reich gehört den Deutschen. Die einzelnen Landschaften sind im Besitze verschiedener Stämme, der Staatsgedanke aber wie die Hand, die sie alle einigt, ist deutsch, wie deutsch die Kraft war, die sie ehemals gebändigt hat. Ich verzweifle nicht; noch ist es nicht Morgen, aber es glüht in allen Herzen und Köpfen. Die Welt erwartet etwas wie einen neuen Schöpfungstag. Wie verändert ist der Anblick Wiens! Aus der Stadt schwelgender, festfeiernder Phäaken ist ein unbezwingliches Ilion geworden, das hämmert, schmiedet, rüstet. Wieder richten sich die Blicke aller Deutschen hierher —“

„Der General Andréoffy ist eingetreten, Excellenz!“

„Er soll uns nicht überraschen. Ihre Frau Schwester nimmt ihn in Beschlag. Da fangen die jungen Leute

zu tanzen an. Das ist brav. Lustig, lustig! Unsere Truppen brauchen sich nur in Baiern, in Sachsen zu zeigen und diese Rheinbunds-Schmachkomödie ist vorbei. Eine elende Fastnachtssposse! Daß deutsche Fürsten so tief herabsinken konnten, Kronen von Napoleon's Gnaden anzunehmen! Welche Sühne ist groß genug, diesen Flecken von ihrem Wappenschild abzuwaschen? Nur Geduld bis zum Frühjahr! Wenn das Eis der Donau aufgeht! Von den Bergen braust es hinab in die Ebenen! Bis weit nach Norddeutschland hinein faust dieser Märzwind. In dem preußischen Heere gährt es; die besten Männer, Schill, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, erwarten nur unser Signal. Ist die deutsche Reichsfahne einmal entfaltet, werden ihr alle folgen, alle! Bis dahin Schweigen! Metternich mag seine feine Kunst beweisen, indem er die Franzosen mit Vorwänden abspeist."

„Sie werden sie bald genug durchschauen.“

„Ihre Nichte ist doch ein herrliches Frauenzimmer! Welche Anmuth, welche vornehme Leichtigkeit im Tanz! Da tritt sie mit dem jungen Heimwald an! Drollig; so bürgerfreundlich schon, lieber Graf?“

„Die jungen Leute haben sich auf dem Lande kennen gelernt.“

„Ich werde dem Grafen Metternich eine eingehende

Darstellung unserer Lage, unserer Absichten zugehen lassen — durch einen vertrauten Boten, welcher der französischen Polizei keinen Argwohn einflößt. Was meinen Sie? Ich hab' an den Herrn Heimwald gedacht."

„Wie sich das trifft, Excellenz! Auch ich möchte die Angelegenheiten meiner Schwester in Paris durch einen sichern Mann ordnen lassen; meine Wahl ist längst auf Egbert Heimwald gefallen. Er ist reich, unabhängig, warum sollte er sich nicht zu seinem Vergnügen, zu seiner Ausbildung Paris ansehen und dabei ein paar Briefe für uns abgeben? Dabei schwärmt er für den Kaiser Napoleon.“

„Für Napoleon!“

„Wie wir Deutschen es zu thun lieben, für Napoleon als Heros, als tragischen Helden! Wir beten die fremde Größe an, weil wir um uns nur Jammergestalten sehen. Diese Begeisterung, die für uns durchaus ungefährlich ist, ein Ausfluß poetischer Stimmungen, wird ihn in den Augen Fouché's über jeden Verdacht erheben.“

„Sie wollen mit ihm reden?“

„Nach Ihrem Wunsch, Excellenz, schon morgen.“

„Im voraus meinen Dank, lieber Graf. Und nun vorwärts, bis zum letzten Athemzuge kämpfend!“

Kann man schöner sterben als im Dienst des Vaterlandes? Warum schauen Sie mich mit so seltsamen Blicken an?"

„Unser verklärter Monarch sah so aus, wenn er —“

„Sie halten inne? Von Plänen sprach, die an der Jämmerlichkeit der Menschen und an versteinten Einrichtungen kläglich scheitern sollten? Sie glauben mir ein ähnliches Loos aufbewahrt? Ach, Wolfzegg, es wird sich wohl erfüllen! Ich werde wie Joseph an gebrochenem Herzen sterben. Aber dem tapfern Manne sind Sieg und Niederlage nur wie seine rechte und seine linke Hand. Eine Heilige hat es gesagt, daran lassen Sie uns festhalten.“

Weiter nahm das Fest seinen ungestörten, fröhlichen Verlauf. Tanz und Scherz wechselten mit einander, hell wie die Gläser schienen die Herzen zusammenzuklingen. Durch die bunte Gewimmel irrte kein ernster Schatten. Selbst Max Auersperg hatte seine politische Grillenfängerei aufgegeben und war der flotteste Tänzer.

„Bäschen“, sagte er mit geheimnißvollem Augenzwinkern zu Antoinette, „Diplomatie und Tanzkunst sind Geschwister und ich werbe um beide.“

„Dann Sorge nur, daß Dir nicht beide entchlüpfen“, antwortete sie lachend.

Ueberall Munterkeit und strahlende Gesichter, zuweilen ein geistreiches Wort, das wie auf Engelsflügeln durch den Saal fliegt; eine frische, durch keine Gedankenschwermuth angekränkelte Empfindung der Lust, eine schöne Sinnlichkeit in den Banden der Anmuth, als ob die Mahnung: „Freuet euch des Lebens!“ hier in jedem Einzelnen Gestalt und Verwirklichung gefunden hätte.

Nur Buchheim, der nicht wegen seiner Jahre, denn mit fünfzig Jahren ist man noch nicht um einen großen Schritt über das Alter der Thorheit hinaus, sondern wegen seiner langen Beine und der Schleppen der Damen nicht tanzte — „Ich bin aus lauter Rücksichten zusammengesetzt; ich spiele nicht, weil ich Glück mit den Karten habe; ich tanze nicht, weil ich ein Duzend Spizengarnituren zerreißen würde, und ich spreche nicht, um mit meinem schlechten Französisch Andréossy's Ohren nicht zu beleidigen und so den Presburger Frieden zu brechen“, sagte er zu Hugo — Buchheim hatte bemerkt, daß der General Andréossy Wolfzegg beiseite genommen, lange eindringlich mit ihm gesprochen; daß Wolfzegg sich verfärbend, schwankend nach der Lehne eines Sessels gegriffen und erst nach einer Weile, durch den begütigenden Zuspruch Andréossy's, sich gesammelt habe.

Den andern Gästen, sogar den Mitgliedern der Familie war nichts aufgefallen. Nach der Ueberwindung des plötzlichen Schreckens hatte sich der Graf mit Meisterschaft zu beherrschen gewußt.

Antoinetten hatte er zugerant:

„Wenn Alles vorüber ist, komme noch einmal in die Bibliothek, ich habe mit Dir zu reden.“

Nun sind die letzten Gäste längst gegangen, die Diener sind beschäftigt, die Kerzen zu löschen. Nach dem lauten lustigen Lärm ist eine tiefe Stille in das Haus eingekehrt. Die Blumen hat Antoinette aus dem Haar genommen, die Halskette gelöst, die Armspangen abgestreift. Mit einem weißen Tuche über den Kopf tritt sie in den Büchersaal. Eine einzige Ampel brennt. Im Kamin verglimmen die letzten Kohlen. Unruhig, die Hände auf dem Rücken, ganz in Gedanken versunken, geht der Graf langsamen Schrittes auf und nieder. Jetzt bleibt er stehen, wie einer, der bedenkliche Vorsätze hin und her wägt, und setzt dann seine Wanderung wieder fort. So sehr ist er von seinen Vorstellungen in Anspruch genommen, daß er Antoinette erst gewahr wird, als sie dicht vor ihm steht, bleich und zitternd; seine Aufregung hat sie angesteckt.

„Ich bin es, mein Oheim. Ist ein großes Unglück geschehen?“

„Du bist's, Antoinette! Komm an den Kamin, es ist kalt!“

Er schiebt einen Armsessel an das Feuer, zwingt sie mit sanfter Gewalt sich zu setzen, stört in den Kohlen, um sie wieder zum Glühen anzufachen.

„Sind Deine Eltern zu Bett?“

„Vermuthlich; sie waren sehr ermüdet, ich habe ihnen eine gute Nacht gewünscht.“

„Um so besser, da werden sie uns nicht stören. Du bist ein starkes Mädchen, Antoinette. Du wirst nicht aufschreien bei — bei einem Dolchstoß!“

„Nein!“

Sie hat beide Hände auf die Lehnen ihres Stuhls gelegt und starrt ihn an.

„Dein Bruder ist gefangen.“

„Ach!“

Sie bedarf jetzt doch keiner Stütze, um nicht umzufinken.

„Franz gefangen!“

„Bei einem Gefecht im Schlosse Verin am siebenundzwanzigsten October. Andréoffy brachte mir die Nachricht, ich weiß nicht, ob aus Mitleid, ob aus Rachsucht. Mit einem Briefe des Unglücklichen an uns! Er nimmt Abschied, Abschied für immer! Mit den Waffen in der Hand gefangen, ein Franzose von Fran-

zosen! Ein Emigrant im Dienste der aufständischen Spanier!"

„Sie sagen mir nicht Alles, mein Oheim! Er ist todt!"

„Andréossy versicherte auf seine Ehre, daß er keine weitem Nachrichten hätte. Franz ist nach Vittoria in das Hauptquartier des Königs Joseph geschickt worden. Einflußreiche Spanier haben sich für ihn verwendet, durch Vermittlung des Königs ist der Brief an Andréossy geschickt worden. Aber für alles Weitere könne der König nicht einstehen. Am fünften November wurde Napoleon in Vittoria erwartet, heute schreiben wir den siebzehnten —"

„Sie haben keine Hoffnung mehr! Wie sollte der Mörder des Herzogs von Enghien meines Bruders schonen! O, daß ich ein Weib bin und ihm nur ohnmächtige Thränen nachweinen kann!"

„Es wird ein Kriegsgericht eingesetzt werden. Ein Franzose, der die Waffen gegen Frankreich, gegen den Kaiser getragen! Der Spruch ist leicht zu fällen."

„Tod!" haucht Antoinette.

In dem Kamin steigt eine kleine letzte Flamme auf, um einen Augenblick zu leuchten und dann für immer zu verlöschen.

Wolfsegg beginnt wieder seinen Gang.

„Nein, er wird ihn nicht erschießen lassen. Er ist nicht durstig nach dem Blut eines Einzelnen. Nur wenn es in Strömen auf einem Schlachtfelde fließt, sättigt es ihn. Er wird ihn zur Kerkerhaft, zu den Galeeren verurtheilen.“

„Ein Gondreville ein Galeerensklave!“ braust sie auf. „Eher den Tod!“

„Ich habe keinen Sohn, er sollte mein Erbe, meines Namens und Wappens Erbe werden. Und nun dies Ende in Aussicht!“

„Und hatte Andréoffy keinen Vorschlag, wußte keinen Ausweg, das Schicksal zu wenden?“

„Er deutete an, daß ein Schritt, eine Bitte um Gnade beim Kaiser, zur rechten Stunde angebracht, nicht vergeblich sein würde. Der Kaiser achte die alten Geschlechter Frankreichs, er würde die Strenge des Gesetzes nicht gegen einen Gondreville walten lassen.“

„Erwiderten Sie ihm ein freundliches Wort?“

„Ich bat ihn, den Unglücklichen, seine Eltern und mich zunächst der Gnade des Königs Joseph zu empfehlen und ihm unsern ehrfurchtsvollen Dank für die Huld, die er uns bisher bewiesen, zu Füßen zu legen. Im Uebrigen, was konnte ich ihm sagen? Dein Vater, Deine Mutter, sie würden den Sohn sterben sehen und ihm nachsterben, ehe sie vor dem Usurpator ein Knie

beugten. Vergiß auch nicht, daß Keiner den Erfolg dieser Demüthigung verbürgen kann."

Antoinette richtete sich auf; das Tuch ist von ihrem Haupt zurückgefallen, ein höheres Roth glüht auf ihren Wangen.

„Ich will's wagen, ich will zu dem Despoten gehen und das Leben und die Freiheit meines Bruders von ihm fordern.“

„Mädchen! Welch ein Einfall!“

Aber ist es die Größe und Hochherzigkeit des Entschlusses, ist es die Hoffnung, die sich ihm von fern darin zeigt, Wolfsegg findet keine Entgegnung.

„Mich bindet keine Pflicht gegen die Bourbonen“, redet Antoinette weiter und sich selbst immer mehr in Begeisterung hinein. „Ungefährdet, ohne ein Gesetz zu verletzen, kann ich den Boden Frankreichs betreten. Wer sollte mir den Zugang zum Kaiser weigern? Eine Schwester, die um das Leben ihres Bruders fleht, ist auch einem Tyrannen heilig. Und Sie sagen selbst, er ist kein Tyrann. Meine Kniee werden sich willig vor ihm beugen, keinen ererbten Haß wird er in meinen Zügen lesen. Was ich ihm sagen werde, weiß ich nicht, aber Mitleid und Liebe werden ihre Worte auf meine Zunge legen. So ganz Erz und Marmor ist er nicht, daß ein Herz, das um Erbarmen schreit, ihn nicht rüh-

ren sollte! O, lassen Sie mich ziehen, mein Oheim! Jede Minute, die wir hier versäumen, brennt auf meiner Seele! Ich fühle einen Muth in mir, selbst seinem Zorn zu trotzen, wie sollte ich nicht seine Gnade ersehen!"

„Großherziges Mädchen!"

Er hat ihre Hände gefaßt und drückt sie gegen sein Herz.

„Wenn eine, so wirst Du ihn retten!"

„Nein, wir sind nicht hoher Thaten unfähig, wir armen Frauen! Auch wir sind zu Besserem berufen, als nur für das Haus, für den Schmuck des Lebens zu sorgen!" sagt sie mit stolzem Lächeln. „Stellt uns nur auf eine größere Bühne, gebt uns nur Raum, zu schaffen und zu wirken!"

Noch lange sitzen Oheim und Nichte zusammen und besprechen die Einzelheiten der Reise, die Möglichkeit des Gelingens. Während es sich für ihn einzig um das Leben seines Neffen handelt, verbinden sich in Antoinettens Innerem die verschiedensten Regungen zu demselben Drang. Die Liebe zu dem unglücklichen Bruder, die Lust nach Abenteuern — nun wirken doch Vittorio's Schilderungen nach — das Verlangen, durch eine ungewöhnliche Handlung das Lob, die Bewunderung des Oheims zu verdienen, der Wunsch nach einer

größern Freiheit der Bewegung: in diesem einen Plan befriedigen sich alle Hoffnungen und Antriebe.

Einen und den andern Einwurf erhebt noch Wolfs-egg, aber mit einem Ton, aus dem schon die Neigung herausklingt, sich widerlegen zu lassen. Mit siegreicher Beredtsamkeit weist denn auch Antoinette jeden Einwand ab; ihre Reise nach Paris, an den Hof des Imperators wird beschlossen.

Fünftes Kapitel.

Der großen Erschütterung war eine dumpfe Ruhe gefolgt. In diesen drei Tagen hatten sich Magdalene und ihre Mutter schmerzlich fassen und in das Unabwendbare fügen gelernt. Von seiten Egbert's war Alles geschehen, ihnen diese Ergebung leichter zu machen. Wie es ihm gelungen, den Aufenthalt Armhart's zu erfahren, sagte er nicht, und sie hüteten sich wohl, forschend in ihn zu dringen, aber er brachte ihnen einige wenige Zeilen des Unglücklichen. Er beschwor sie darin, nicht von ihm zu sprechen und bis auf glücklichere Tage ihn als einen Todten zu beweinen. Auch leuchtete es den Frauen ein, daß die Gerüchte über ihn eher verstummen, sein Asyl sicherer bewahrt bleiben würde, wenn sie sich den Anschein gäben, ihn als verschollen oder todt zu beklagen, als wenn sie durch ihre unruhigen

Bemühungen die Späher in beständiger Bewegung hielten und bald auf diese, bald auf jene Spur leiteten.

Ihrerseits hatte die Polizei jede fernere Belästigung der Frauen eingestellt und selbst auf ihre nochmalige Vernehmung verzichtet; sei es nun, daß der Einfluß des Grafen Wolfsegg diese Mäßigung bewirkt, sei es, daß man in den „obern Regionen“ keinen Werth mehr auf die Verfolgung einer Angelegenheit legte, in der nichts zu bessern oder zu ändern war. Was hätte auch die sorgfältigste Untersuchung an das Licht bringen können als die Schadhastigkeit der ganzen Staatsmaschine? Die Verderbtheit der Beamten, die Sorglosigkeit der leitenden Männer, eine blinde und wilde Genußsucht, die, von den adeligen Kreisen ausgehend, nun auch die Bürgerschaft zu zersetzen anfing. Darum zog man es vor, nur das einzugestehen, was nicht abgeleugnet werden konnte: der geheime Secretarius Armhart habe in der „Kugel“ unglücklich gespielt, habe eine bedeutende Summe verloren und sei verschollen.

Bei Frau Armhart brach allmählig wieder der Lebensmuth durch; sie gehörte zu den Naturen, die das Schicksal leicht niederschlägt, die aber ebenso schnell wieder aufstehen. Es wäre doch auch zu thöricht und gegen die Schicklichkeit gewesen, wenn sie den Grafen Wolfsegg mit Geschrei, Klagen und Thränen empfangen!

Sie zeigte ihm ein gefasstes Gesicht, und die lange Unterredung, die er mit ihr hatte, malte ihr vollends die nächste Zukunft in einem rosigen Lichte. Magdalene hatten beide von ihrem Gespräch ausgeschlossen, und die Mutter schien nach Beendigung desselben durch verdoppelte Zärtlichkeit diese Ausschließung wieder gutmachen zu wollen.

Der Graf war inzwischen zu Egbert hinabgestiegen.

„Ich habe Ihnen nach Kräften Ruhe im Hause geschafft, mein lieber junger Freund“, sagte er. „Nichts stört mehr das innere Gleichgewicht in uns als der unaufhörliche Jammer einer Frau. Ein arger Streich, den uns der Secretarius gespielt hat! Wenn Ihre Mutter noch lebte, ich würde ihren stummen Vorwurf nicht ausgehalten haben! Ihr einen solchen Mann ins Haus zu führen!“

„Verurtheilen Sie ihn nicht zu streng, Herr Graf. Die Größe seines Verlustes hat ihm die Besinnung geraubt. Da ist der Versuchter an ihn herangetreten —“

„Jawohl, dieser Zambelli hat die Zunge des Dämons.“

„Ich stuzte gleich, als ich von der Demoiselle Armhart hörte, daß der Ritter längere Zeit bei dem Secretär verweilt. Es ist Unrecht, solch grundlose Abneigung gegen einen Mann zu hegen, der uns, wie wir auch Umstände und Vorfälle überlegen mögen,

nichts zu Leide gethan hat, aber ich kann sie nicht überwinden. In der Nähe des Ritters wird mir immer unheimlich zu Muth.

„Unrecht nennen Sie solche Antipathie? Ich denke doch, sie folgt wie die Sympathie dem geheimen Gesetze unseres Wesens. Aus unserem innersten Selbst geboren, rathen und führen sie uns immer sicher; wehe dem, der ihnen nicht gehorchen will!“

„Heißt das nicht freiwillig auf die verständige Leitung unseres Lebens verzichten und dunklen Mächten unterwürfig werden? Wohin haben mich die Abneigung und das Unbehagen, die mir der Ritter erregt, schon gebracht! Sie werden erschrecken, Herr Graf! Wider meinen Willen setzt sich in mir, von dem ersten peinlichen Eindruck anhebend, eine finstere Grübelelei fort: der Ritter Zambelli sei in irgend einer Weise an dem Morde und der Beraubung Jean Bourdon's mitschuldig. Nun ist's heraus, ich bin einer Last ledig. Aber Sie werden mir nicht ferner bestreiten, daß es mit diesen Antipathien für schwache und träumerische Gemüther seine eigene gefährliche Bewandniß habe. Sie treiben uns dazu, auf der Stirn eines Menschen das Rainszeichen eines Mordes zu finden, aus keinem andern Grunde, als weil wir ihn hassen, weil sich unsere Seele scheu vor ihm zurückzieht.“

Der Graf war unbeweglich auf seinem Sesselfitzen geblieben und schien von der Aeußerung des jungen Mannes nicht sonderlich betroffen.

„Sie sind zu weichmüthig, lieber Egbert. Ihr Argwohn tödtet nicht, ja verlegt nicht einmal. Auch klingt die Anklage unwahrscheinlicher, als sie vielleicht ist. Kann es Sie aber beruhigen, in Ihrer schlimmen Meinung von dem Ritter Zambelli einen Genossen zu haben: an Buchheim und mir haben Sie zwei.“

„Herr Graf!“

„Den blödsinnigen Florian hat das Linzer Gericht freigelassen. Er hat die rothseidene Börse Bourdon's in der That auf der Straße abseits in einem Gebüsch gefunden. Denjenigen, die den Mann tödteten, kam es freilich nicht auf die Handvoll Goldstücke an. Sie leerten seine Taschen, behielten die Briefe, die Börse warfen sie fort. War der Ritter an dem Raube theiligt, so war das Letztere gewiß sein Werk; es konnte den Verdacht nach einer ganz andern Seite lenken.“

„Aber warum klagten Sie ihn nicht an, Herr Graf?“

„Kind! Können Stimmungen einen solchen Fall entscheiden? Jean Bourdon ist das Opfer eines großen Kampfes geworden, nicht das erste, noch das letzte. Der Ritter Zambelli dagegen hat die Partie gewonnen,

er spielt ein hohes Spiel. Ein politischer Abenteurer, den das Glück Bonaparte's gelehrt hat, kein Mittel zu scheuen, keinen Treubruch zu fürchten, kein Gewissen zu haben. Auch in der Welt der Thatfachen mag es eine Gerechtigkeit, eine Nemesis geben, aber zunächst hat der Gewaltthätige den Vorsprung vor der nachhinkenden Vergeltung."

Egbert entsann sich des Gesprächs mit dem Grafen in der Fichtenallee des Schloßgartens und wollte nicht wieder auf die politischen Gegensätze, die sie damals so lebhaft gegenseitig verfochten hatten, zurückkommen.

„Haben der Herr Graf“, sagte er, den Gegenstand der Unterhaltung wechselnd, „Kunde von dem Sohn jenes unglücklichen Mannes, von Benjamin Bourdon?“

„Nein; er hat auf den Brief, in dem ich ihm die traurige Begebenheit erzählte, noch nicht geantwortet. Wenn er überhaupt mein Schreiben erhalten! Die französische Post überwacht und öffnet alle Briefe, die aus Oesterreich nach Paris gehen, sobald sie verdächtig riechen. Und ich besorge, daß mein Siegellack sich nicht durch kaiserlichen Geruch auszeichnet. Indessen, ich werde bald auf das genaueste in dieser Beziehung unterrichtet sein. Meine Nichte denkt in den nächsten Tagen nach Paris zu reisen.“

„Die Gräfin Antoinette?“

„Ja, die Gelegenheit ist günstig. Der Graf und die Gräfin Sandor beabsichtigen die nächsten Monate in der französischen Hauptstadt zuzubringen, sie haben Antoinette bestürmt, sie zu begleiten. Es wird eine Zerstreung für sie sein. Ihr Vater, der Marquis, hatte schon lange den Wunsch, daß sie einmal ihre Verwandten, die sich dem Kaiser Napoleon angeschlossen haben, besuchen möchte. Da sich die Umstände über Erwarten gut zusammensügen, habe ich mit Freuden meine Zustimmung zu der Reise gegeben. Ich wollte nur, daß ich dabei sein könnte! — Sie haben etwas auf dem Herzen, heraus damit!“

„Nicht doch, Herr Graf. Wie stände es mir zu, in einer Angelegenheit, in der Sie entschieden haben —“

„Anderer Meinung zu sein? Und so weiter, die Litanei der stolzen Bescheidenheit! Oder glauben Sie, daß ich keinen Widerspruch ertragen könnte?“

„Mir fiel es nur auf, daß die gnädige Gräfin in einem Augenblick eine so weite Reise unternehmen will, wo, wie man sagt, ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich bevorsteht.“

„Wer sagt? Gerüchte, Wünsche, Besorgnisse, nichts mehr! Wie manch Gewitter hat schon am Himmel gestanden, ohne sich in Donner, Blitz und Regen zu

entladen! Wir Oesterreicher fühlen uns in der neuen Weltlage ungemüthlich, aber wir sind nicht mehr die Wettermacher Europas. Bonaparte steckt tief in Spanien und schlägt sich mit Guerrillasbanden und mit den Engländern herum. Er hat uns vergessen, eine Weile vergessen. Zuletzt, wir leben ja nicht mehr im Zeitalter der Barbarei und üben das Gastrecht auch gegen den Feind. Damit ist nicht gesagt, daß ich ohne jede Furcht bin. Ein junges Mädchen, allein in der fremden großen Stadt, allein, denn der Graf Sandor ist ein alter, seine Ruhe liebender Mann, der in Fährlichkeiten Antoinetten doch nur eine sehr schwache Stütze bieten würde. Die Verwandten des Marquis, den Grafen Mortigny, seine Gattin und seine Tochter, kenne ich zu wenig, um jeder Sorge überhoben zu sein. Jedoch, Alles trifft sich eben nicht in vollkommener Harmonie zusammen. Entweder die Gelegenheit ergreifen oder auf manches Jahr, in eine ungewisse Zukunft hinaus, dem Wunsche entsagen. Halt da, haben wir beide nicht einmal von einer Reise nach Paris gesprochen?"

Im raschen Wechsel erglühete und erblaßte Egbert. Hatte er durch einen wunderbaren Zufall sein Schicksal in der Hand?

„Ja, Herr Graf“, antwortete er zögernd; er hatte

die Empfindung, auf einem steilen Pfade gleitenden Fußes bergabwärts zu eilen. „Es war ein herrlicher Traum.“

„Warum ein Traum? Daß ich mich jetzt erst daran erinnere! Hat Sie Seine Excellenz der Graf Stadion nicht wieder zu sich bescheiden lassen? Noch nicht? Nun, dann seien Sie für einen der nächsten Tage auf diese Einladung gefaßt. Sie haben den günstigsten Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er ist ein vollkommener Aristokrat, und Sie sind ein vollkommener Bürger, schlicht, aufrichtig, pflichttreu und, was dem Minister besonders gefallen haben wird, ohne jeden politischen Ehrgeiz.“

„Ich meine, gerade dieser Mangel hätte ihn von mir zurückschrecken müssen. Der Staat braucht Arme und Köpfe, aber um Diener zu sein, bin ich zu eigenwillig und weder fähig noch ruhmfüchtig genug, als Werkmeister auch nur das kleinste Rad der Staatsmaschine zu drehen.“

„Sie fassen den Staat zu eng, daher Ihr Irrthum. Zu Zeiten sind die Träumer und Schwärmer — Ideologen pflegt der Kaiser Napoleon zu sagen, und Herr Spring hat mich belehrt, daß man sie im Reich transcendente Philosophen nennt — zu Zeiten sind gerade diese uneigennütigen Ritter der Wahrheit und Freiheit

die mächtigen Arme und Hebel, welche den starren ungefügigen Block in Bewegung setzen. In solchem Sinne gedenkt der Minister Ihre Kraft, Ihren Geist zu verwenden, zum Nutzen des Allgemeinen, ohne Ihre schöne Freiheit und Selbstherrlichkeit anzutasten.“

„Was hat er mit mir vor?“

„Nichts Böses“, lachte Wolfzegg. „Er mag mir verzeihen, wenn ich ihn verrathe! Sie machen ein so komisches Gesicht, als ob Sie nach dem verrufenen Munkacs geschickt werden sollten und nicht —“

„Und nicht?“ wiederholte Egbert.

„Nun ja, nach Paris. Sie sollen dem Minister einen Kurier an den Grafen Clemens Metternich ersparen. Sie reisen gemächlich, wie Sie wollen, Ihr eigener Herr, nicht im Dienst. Der Brief, den Sie dem Gesandten zu überreichen haben, hat keine Eile; der Minister wünscht nur, Metternich vor dem Ritter Zambelli zu warnen, durch einen Mann warnen zu lassen, der mit der höchsten Unbescholtenheit eine tiefe Menschenkenntniß verbindet.“

„Ich und Menschenkenntniß, Herr Graf!“

„Als ob Sie in unserem Falle den Ritter und Monsieur Lepic nicht durchschaut, tiefer durchschaut hätten, als die beiden Herren es wünschen mögen.“

„Aber —“

Wolfssegg drängte ihn auf seinen Stuhl zurück.

„Mir haben Sie nicht zu antworten, lieber Egbert, mir nicht! Sie sind nun vorbereitet und werden die Excellenz beim halben Wort verstehen. Glauben Sie nach reiflicher Ueberlegung aller Verhältnisse das ehrenvolle Anerbieten ablehnen zu müssen, so können Sie jetzt dem Minister zuvorkommen und ihn abhalten, seine Bitte auszusprechen. Es ist immer peinlich, großen Herren nein zu sagen. So hat meine Schwachhaftigkeit nach beiden Seiten hin ihr Gutes. Sie werden aus einer schiefen Stellung befreit, und der Minister bleibt vor einer kleinen Demüthigung bewahrt.“

„Jeden Tag aufs neue, Herr Graf, erweisen Sie mir Ihre Freundschaft, genieße ich den unschätzbaren Vortheil Ihrer Leitung. Daß mir doch immer ein solcher Lebensführer zur Seite, über mir bliebe! Aber wehe dem armen Telemach, wenn er seinen Mentor verliert und sich selbst überlassen —“

„Nach Paris gehen muß! Als ob Sie nicht auf eigenen Füßen stehen könnten! Ja noch mehr, wie wollen Sie die Kunst und Uebung erlernen, nicht zu fallen, wenn Sie niemals strauchelten? Daß diese Reise in jeder Beziehung für Sie vortheilhaft sein würde, gestehen Sie mir ohne Einwand zu. Welch angenehme Ueberraschung ich Antoinetten bereitete, wenn

ich ihr sagen könnte: Du wirst in der ungeheuren Stadt nicht einsam, nicht schutzlos sein, Du wirst dort einen guten treuen Freund, Egbert Heimwald, treffen, auch das bedarf keiner Auseinandersetzung.“

„Ich besorge nur, Herr Graf, Sie überschätzen mein Können, nicht mein Wollen.“

„Die Probe wird's lehren. Wir gleichen Fackeln: weiß die Fackel, wie weit sie leuchtet? In uns allen schlummern geheimnißvolle Kräfte, aber der Funke sprüht erst aus dem Stein, wenn der Stahl auf ihn schlägt. Für einen solchen Stein halt' ich Sie.“

„Und könnt' ich der Gräfin Antoinette, könnt' ich Ihnen in der That dort nützlich sein?“

Der Graf erkannte, daß er einen großen Schritt vorwärts gethan.

„Mehr, als Sie glauben“, sagte er eifrig. „Ich schenke Ihnen reinen Wein ein. Solange Jean Bourdon lebte, hielt sich mein Schwager für den einzig rechtmäßigen Besitzer seiner Familiengüter in Lothringen und den Kauf derselben, den Bourdon während der Schreckenszeit, zum Theil mit dem Gelde meines seligen Vaters, gemacht, für einen Scheinkauf. Wir wissen nicht, ob Bourdon ein Testament hinterlassen, wissen nicht, wie sein Sohn und Erbe sich in dieser ganzen Angelegenheit uns gegenüberstellen wird. Ob Antoinette

die geeignetste Vermittlerin sein wird? Sie hat adelig Blut in den Adern und ist ein Weib, das sich von der Laune und dem Augenblick hinreißen läßt. Ein Unterhändler wie Sie würde nicht nur mir, sondern auch Benjamin Bourdon größeres Vertrauen einflößen.“

„Aber der Herr kennt mich nicht und hat nie von mir gehört.“

„Als ob es nicht genügte, daß er Sie sieht! Sie, der Sie ihm die letzten Grüße seines sterbenden Vaters bringen! Sie, dem er verpflichtet ist, wie nur je ein Mensch einem andern verpflichtet sein kann! Selbst wenn Ihre beiderseitigen Charaktere und Gesinnungen nicht übereinstimmen sollten, so hat doch das Schicksal Sie einander in einer Weise genähert, die nicht ohne Einfluß auf Ihren Verkehr bleiben wird. Die Stelle, die an der Seite des Vaters dem Sohne zukam, haben Sie eingenommen, wie vermöchte Benjamin Bourdon das je zu vergessen! Und wiederum haben Sie schon seit jenem Octobertage die lebhafteste Theilnahme für den Sohn des unglücklichen Ermordeten.“

„Ich würde lügen, sagte ich nein! Zu deutlich steht das Bild des beklagenswerthen Mannes vor meiner Seele, der durch die unerwartete Nachricht von dem Tode, der Ermordung seines Vaters in der Fremde,

auf öder Haide, vielleicht mitten in einem Festgelage wie von einem Blitzstrahl niedergeschmettert wird, als daß ich seinen Schmerz nicht wie meinen eigenen empfinden sollte! Unwillkürlich verseze ich mich in seine Lage, ich schmachte nach jedem Wort, das mir Aufklärung, das mir etwas von dem letzten Hauch des Vaters bringen könnte! In dieser Stimmung begreifen Sie wohl, Herr Graf, daß ich Benjamin Bourdon mit offenen Armen und offenem Herzen begrüßen würde. Wie ehrenvoll ist überdies Ihr Antrag für mich! Von dem des Ministers schweige ich ganz. Seit wann bin ich denn ein so merkwürdiger Mensch geworden? Welche Beweise von meinen Fähigkeiten habe ich gegeben? Aber Sie wollen das nicht hören, ich bescheide mich. Gewiß, viele Gründe und die eigene Lust treiben mich zu dieser Reise, allein gibt es keine Pflichten, die mich hier festhalten, gebieterisch festhalten?“

„Ihre eigenen Angelegenheiten, Ihr Bau in Sieking?“

„Nicht doch, Herr Graf, das würde Hugo, das könnte zur Noth jeder Verwalter zu Ende führen. Aber Frau Armhart und Magdalene. Wie darf ich sie jetzt in ihrer Trauer und Einsamkeit verlassen? Mannichfaltige Prüfungen werden an sie herantreten, nicht nur äußerliche, die mit einer Handvoll Geld abzuwenden sind.

Mit verdoppelter Gewalt wird sich die üble Nachrede gegen den Gatten und Vater, die auf eine kurze Frist verstummt war, wieder erheben. Ihre Güte und Freundschaft, Herr Graf, für die armen Frauenzimmer ist doch nur wie seltener warmer Sonnenschein im März. Die täglichen kleinen Kümmernisse vermag sie nicht zu beseitigen, dazu muß man mit den Betroffenen zusammenleben, das Leid schon vorfühlen, ehe es naht. Wenn einem, so liegt mir diese Aufgabe vor. Was sind Auszeichnungen, Genüsse gegen eine solche Pflicht?"

Mit stiller Befriedigung hatte ihm Wolfzegg zugehört.

„Nur sollen Sie mir diese Pflicht nicht übertreiben, mein junger stoischer Freund. Eine Gelegenheit wie diese, nach Paris zu gehen, durch den Einfluß unseres Gesandten dem Kaiser vorgestellt zu werden, bietet sich Ihnen niemals wieder.“

„Ich würde es vorziehen, den großen Mann wie bisher aus bescheidener Ferne zu bewundern.“

„So sprechen Sie heute und werden nachher sich selbst anklagen, diese einzige Gelegenheit muthwillig verscherzt zu haben. Pflicht und Neigung auszugleichen, darin beruht die wahre Lebensklugheit. Lassen Sie den ältern Mann für Sie denken. Ich nehme den

wärmsten Antheil an Magd — an den Armhart'schen Frauenzimmern. Die Leni ist mein Pathkind. Seien Sie versichert, ich werde nicht zugeben, daß sie gekränkt, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werde. Uebrigens bleibt ja Herr Spring im Hause, der sich gewandt im Leben und in der Welt bewegt. Oder erscheint er Ihnen zu gefährlich?"

Die letzte Aeußerung hatte er mit eigenthümlichem, wie ausforschendem Ton und Lachen gethan.

„Gefährlich?“ fragte Egbert arglos.

„Nun, man pflegt nicht gern dem Freunde die Freundin anzuvertrauen. Ja, Sie müssen mir schon eine kleine Freiheit gestatten. Es ist sonst nicht meine Art, den Gewissensrath zu spielen. Aber in diesem Falle, Ihnen und der Leni gegenüber! Daß Sie dem Mädchen nicht gram sind —“

„Nicht gram! Welch ein Wort! Eine Schwester könnte mir nicht theurer sein.“

„Und was empfinden Sie, wenn Sie diese Schwester verlieren, an einen Andern verlieren würden? Daran haben Sie nie gedacht. Allein es ist doch wahrscheinlich, daß Magdalene einmal heirathen wird — Sie oder einen Andern. Hui, da hab' ich wohl ins Feuer geschlagen! Sie werden roth wie ein verschüchtertes Kind!“

Egbert stockte der Athem.

„Ich liebe Magdalene ja nicht, wie Du meinst“, wollte er sagen, „ich werde niemals ein Weib lieben können wie — Thor, darfst du Antoinettens Namen vor ihm nennen! Willst du den gütigen Mann durch solche Tollheit verlegen?“

So schwieg er und der Graf fuhr fort:

„Ich störe Amor's Geheimnisse nicht. Zuweilen leidet das zarte Blümchen Liebe durch die Trennung, aber zuweilen bricht die Knospe auch dadurch erst zur vollen Blüte auf. Die Erinnerung malt das Bild des geliebten Gegenstandes auf Goldgrund; schätzen lernen wir erst einen Besitz, wenn wir seiner lange nicht habhaft und bewußt geworden sind. Und Herr Spring —“

„Ich bitte Sie, Herr Graf, Hugo ist mein Freund.“

„Abgemacht!“ schnitt Wolfzegg jede weitere Erklärung, die, wie er merkte, Egbert schwer fiel, rasch und bestimmt ab. „Auch sieht die Leni nicht aus wie ein Mädchen, das einen Liebhaber leicht erhört. Nur wird sich der Herr mit seinem Wunsch, die Breter zu betreten, noch gedulden müssen bis nach Ihrer Rückkehr aus Paris, dann mag er über meinen ganzen Einfluß verfügen. Ein Schauspieler paßt nicht zum Haus-

genossen für zwei einzelne Frauenzimmer. Das gibt einen bösen Leumund. Auch hat mir der Lobkowitz gesagt, es gäb' jetzt keine Vacanz am Burgtheater."

"Hugo wird nicht allzu betrübt darüber sein. Wenn er in Haus und Garten meine Rolle übernehmen soll, findet er jeden Tag neue Arbeit."

"Vortrefflich! Und in Bezug auf den Secretarius —"

"Er weiß Alles, er hat Armhart gerettet."

"So, so! Auch ein Politicus also, dieser Herr Spring! Es weht doch eine andere Luft in Deutschland als in meiner Jugend, eine schärfere, kräftigere! Damals lebte Jeder für sich hin, eingebaut im engen Raum, von Nebeln und Dünsten umgeben. Nur an das Nächste und Geringste dachte er. Jetzt fühlt der Herrscher wie der Unterthan, daß es ein Vaterland gibt. Ueber seine Kunst hinaus gewahrt der Künstler das Gemeinwesen, das ihm den Boden für seine Leistungen schafft. Freut mich; da werd' ich ja meine Gedanken mit Ihrem Freunde manchmal austauschen können und die Lücke weniger empfinden, die Ihre Abwesenheit in dem Verlauf meiner Tage verursacht."

"Ihre Unterhaltung wird ihm eine Ehre und zugleich die genussreichste Belehrung sein."

"Und so wären wir denn am Ende und ich könnte

Sie mit meinem Segen entlassen“, sagte der Graf, indem er aufstand, und suchte die Rührung, die ihn zu beschleichen drohte, in dem scherzhaften Ton zu erstickten. „Sie werden dem Ritter Zambelli begegnen, ganz ohne Zweifel, in St.-Cloud, in Paris —“

„Mir wär' es lieber, ich hätte ihn nie gesehen.“

„Ja, das ist nun Ihr Schicksal! Er wird nicht von Ihnen lassen, denn er fürchtet Sie, und nicht von Antoinetten, denn er möchte die reiche, die einzige Erbtöchter der Gondreville und Wolfszegg heimführen.“

„Einzig? Und der Bruder der Gräfin?“

„Mein Nefse Franz ist Soldat“, erwiderte der Graf mit gepreßter Stimme. „Des Soldaten Loos ist die Kugel. Wie sagt unser großer Dichter? Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! So wird's mir ergehen. Sie, mein lieber, mein theurer Egbert —“

Ein anderer Gedanke erhob sich in ihm.

„Und Sie glauben, daß Armhart dem Ritter nur ein Staatsgeheimniß verrathen hat?“

„Welch anderes Geheimniß hätte der Ritter erkaufen, nach welchem andern Verlangen tragen sollen?“

„Vittorio hat Magdalene gesehen. Wer weiß! Aber damit werf' ich nur eine Grille, eine grundlose Beängstigung in Ihr Gemüth. Wenn der Zufall Sie

in Paris mit einer Dame, mit der Sängerin Dechamps in Beruhung bringen sollte — und Sie haben Glück in solchen Abenteuern, Sie sind ein Sonntagskind — vermeiden Sie's nicht. Ich erführe gern Näheres und Ungetrubtes über diese Dame. Auch für Sie möchte es einst wunischenswerth sein. Sie kennen gelernt zu haben. Doch das heißt schwagen! Gerade als ob wir diese Stunde die letzte für uns nennen müßten! Nicht wahr, darüber sind wir einig, Sie geben morgen der Excellenz keinen Korb? Nach der Audienz sehe ich Sie bei mir. Meinen Gruf an die Leni, die ich heute nur im Fluge gesprochen."

Auf der Schwelle der Thür, zu der ihn Egbert begleitet hatte, blieb er noch einmal stehen.

„Wiedersehen werde ich Sie, mein Freund“, sagte er. „Darin trügt mich mein Herz nicht. Aber wie werden Sie aus der Stadt Lucifer's zururckkommen? Keinen Sinnes, ein echter Sohn Deutschlands, oder werden Sie dem beruckenden Zauber erliegen und Ihre freie Seele vor dem gewaltigen Imperator beugen?“

„Ich sehe zwei Sterne über mir“, entgegnete Egbert ergriffen, „das Vaterland und die Pflicht. Mein Herz wird sich niemals von ihnen wenden.“

„So sei es!“

Wolfzegg umarmte ihn.

„Der Imperator kann uns zermalmen, aber nicht den kategorischen Imperativ.“

Egbert befand sich, nachdem ihn der Graf verlassen, in einem wunderbaren Zustand, zugleich der Betäubung und der Verzückerung. Nach Paris reisen! Mit einem Auftrage des Ministers! In Antoinettens unmittelbarer Nähe verweilen! In ernstesten Angelegenheiten mit ihr verbunden sein! Welch eine Fülle des Glückes für ihn, die sich gar nicht ausschöpfen, gar nicht ausdenken ließ! Dann tauchten wieder Bedenken auf; er sah sich in ein Irrsal von Beziehungen und Geheimnissen verstrickt, das keinen Ausgang hatte. Zu welchem Dienste hatte er sich verpflichtet? Er wußte nichts von diplomatischen Bräuchen, von politischen Verhandlungen. Der Minister, der Graf schienen sich die größten Erfolge von seiner Sendung zu versprechen. Ihm war es viel wahrscheinlicher, daß in seinen Händen alle Geschäfte mißlingen würden. Auf diese Frage blieb er aus Unkenntniß, auf jene aus Verlegenheit die Antwort schuldig. Hier ließ ihn seine Befangenheit im Stich, dort riß ihn sein Eifer zu weit fort. Ein Gegengewicht gegen solche niederdrückende Betrachtungen bildete der Ehrgeiz, den doch, wie fern auch sonst ehrgeizige Wünsche seiner Seele gewesen, das Lob des Grafen, die ihm zugedachte Auszeichnung unwill-

fürlich erweckt hatten. Wie lange hatte er nach einer großen That geschmachtet! Hier war sie, und er sollte nicht zugreifen? Aus Feigheit, aus Rücksicht auf sein Wohlbehagen? Nein, seine ganze Kraft und Fähigkeit mußte er anbieten, um das Vertrauen zu rechtfertigen, das so edle Männer in ihn gesetzt, um den Auftrag, der ihm ertheilt worden, tapfer auszuführen.

Es war gut, daß Hugo einen Ausgang gemacht; wie würde der über den Grillenfänger gespottet haben! Egbert fing selbst an, sich seiner Bedenklichkeiten zu schämen. Antoinette sehen, mit ihr reden, ihr helfen — und er hatte zögern können!

Dennoch fühlte er das Bedürfniß, ehe er sich ohne Rückhalt entschied, den Rath der Jugendfreundin einzuholen. Wohl würde ihr sein Bekenntniß einen tiefen Schmerz bereiten, aber er traute ihr die Selbstüberwindung zu, nicht nach ihrem Verlust, sondern nach seinem Vortheil ihr Urtheil abzugeben.

Ohne daß er es sich bewußt wurde, rechnete sein Egoismus auf ihre Entsagung. Oft hatte er schon Magdalenens klaren und ruhigen Sinn in verwickelten Weltgeschäften erprobt. Wie wenig sie sich auch bisher im Getümmel des Lebens bewegt, aus der Gradheit ihres Herzens und der Klugheit ihres Verstandes heraus traf sie das Richtige. Besser als er, den Mei-

gung fortzog und Hoffnung verblendete, würde sie in diesem Falle Gefahren und Gewinn abwägen.

„Guter Freund“, hätte ihm vielleicht Hugo zugerufen, als er jetzt die Stiege zu der Wohnung der Armharts hinaufstieg, „wie betrügst Du Dich selbst! Du bist zu feig, ihr den Entschluß Deines Willens anzukündigen und suchst ihren Lippen das verhängnißvolle Wort: *Reise!* zu entlocken, gleichsam als Schild gegen ihren Schmerz und ihre Thränen.“

Wenn uns die Grausamkeit einer großen Lebensentscheidung erschreckt,bürden wir sie am liebsten denen auf, die am schwersten darunter zu leiden haben, unbekümmert, daß wir dadurch die Herbigkeit ihres Wehs noch vermehren.

Er traf Magdalene ahnungslos.

Bei seinem Eintritt entfernte sich die Mutter unter dem Vorwande eines häuslichen Geschäfts. Vielleicht schützte sie es nur vor, um die jungen Leute allein zu lassen.

„Hat der Graf Sie auch mit einer Glücksbotschaft heimgesucht?“ begann Magdalene. „Die Mutter ist in einer so freudigen Aufregung. Es ist ja wahr, der Graf hat etwas Fürstliches und Herzgewinnendes in seinem Wesen, nicht leicht wird Jemand ungetröstet von ihm gehen. Heute aber muß er über einen be-

sondern Zauber verfügt haben, so munter ist die Mutter, als könnte eine schwarze Wolke gar nicht mehr am Himmel heraufziehen.“

In das Lob Wolfsegg's stimmte Egbert mit vollem Herzen überein; auch das gab er zu, daß ihm der Graf eine wichtige Kunde, einen ehrenvollen Auftrag überbracht habe.

„Und doch blicken Sie finster und nachdenklich“, warf sie ein.

„Weil ich unentschieden zwischen Annahme oder Ablehnung hin und her schwanke. Ja, liebe Demoiselle“ — sie schaute bei der förmlichen Anrede befremdet auf, er fand gerade in der Förmlichkeit einen Damm gegen die Hochflut seines Herzens — „ich bin zu Ihnen gekommen, mir Rath's zu erholen. So manchen sauern Tag haben wir nun schon zusammen durchlebt, so manchen Berg zusammen Hand in Hand überstiegen —“

„Stehen wir jetzt wieder vor einem solchen Berge?“ fragte sie, eine heitere Miene erzwingend, obgleich das Ungewohnte in seiner Weise und Rede sie auf ernste Dinge vorbereitete.

„Vor einem Berge, der steil und schwer zugänglich ist, aber von seiner Höhe herab eine Aussicht in ein sonnenbeglänztcs Land verspricht“, antwortete er und schilderte ihr den Vorschlag, den ihm der Graf gemacht, die

Hoffnungen wie die Bedenklichkeiten, die sich für ihn an eine Reise nach Paris knüpften.

Er wunderte sich im Stillen über seine eigene Beredsamkeit, so glatt und leicht floß ihm das Wort von der Zunge. War es, weil sich die Stimmung und der Wunsch seines Herzens darin verriethen, oder übte das Wohlwollen, die herzliche Freude, mit der Magdalene ihn anhörte und die sich in ihrem Gesicht deutlich widerspiegelte, ihre unwiderstehliche Wirkung auf ihn?

Wie hätte Magdalene auch in dem ersten Augenblick der Ueberraschung ein anderes Gefühl bezeigen können, als das der lebhaftesten, uneigennützigsten Theilnahme! Von den bedeutendsten Männern sah sie das Verdienst des Jünglings, den sie liebte, anerkannt. Mit der raschen Hoffnungslosigkeit eines liebenden Herzens überslog sie die ruhmvolle Laufbahn, die sich vor ihm aufgethan, und begrüßte ihn am Ende als Helden und Sieger. Ueber und über glühte sie, als gälte es jetzt schon, ihn mit dem Lorbeer zu krönen. Aus ganz anderem Stoffe hätte sie gemacht sein müssen, um ihrem eigenen Loose auch nur einen flüchtigen Gedanken zu widmen. Nicht einmal die Erinnerung an Antoinette beunruhigte sie. Das Bild der schönen Gräfin hatte für sie mehr die Bedeutung einer schirmenden Gottheit,

die um Egbert waltete, als daß es ihr eifersüchtige Sorge gegen eine Nebenbuhlerin eingeflößt.

„Reisen Sie, Egbert“, sagte sie mit glänzenden Augen, „zeichnen Sie sich aus! Lassen Sie Ihre großen Gaben nicht länger ungenutzt und verborgen bleiben. Ich weiß nicht, zu welchem Dienst Sie der Graf Stadion beruft, aber es muß ein höchwichtiger sein, da er Sie wählt, da er den Grafen Wolfsegg zu seinem Bevollmächtigten macht.“

„Ein Botendienst, liebe Magdalene, nichts mehr!“

„Erniedrigen Sie doch nicht selbst den Auftrag, den Ihnen nicht der Minister, den Ihnen das Vaterland gibt. Sie werden etwas wie ein Ritter und ein Held werden, von denen Sie mir so oft erzählt. Ja, Sie müssen fort, aus all den kleinlichen Verhältnissen heraus, die Sie hier einengen.“

„Und auch von Ihnen scheiden, Magdalene! Ach, daß wir jedes Glück mit einem Opfer erkaufen!“

„Ist denn von mir die Rede?“ wehrte sie ab und blickte zur Erde. „Könnte das Gepolter eines thörichten Mädchens auch nur einen der mächtigen Eindrücke aufwiegen, die Ihrer in jener gewaltigen Stadt harren? Wie freue ich mich schon auf Ihre Briefe! Denn Sie werden zuweilen an mich denken und still bei sich sagen: Wenn die Leni die bunte Herrlichkeit

mit anschauen möchte! Ich sitze indessen hier am Fenster und schicke Wolken und Sterne mit meinen Grüßen Ihnen zu. Da wird sich die große, die weite Welt vor Ihnen aufrollen, die Straßen und Plätze, auf denen so Erhabenes und Furchtbares geschieht. O, ich entsinne mich noch recht gut, wie Sie zusammenfuhren und auffprangen, als mein armer Vater uns den Sturm der Bastille und den Ueberfall des Versailler Schlosses beschrieb. Was mir damals durch die Seele ging, ich habe es Ihnen noch nicht gesagt. Es klingt zu läppisch. Aber mir war's in meinem kindischen Herzen, als würden Sie doppelt so groß und stark werden, wenn Sie jene Orte beträten. Mir erscheint die französische Revolution wie ein ungeheures Schreckbild; nur der wird zum Manne, der ihr ins Angesicht geschaut."

„Und wenn der Anblick versteint?“

„Mich machen Sie nicht ängstlich, Egbert. Ich werde niemals an Ihrem Heldenmuth und, bekenn' ich es nur, an Ihrer Freundschaft für mich zweifeln.“

„Ja, liebe Magdalene, Sie haben keinen treuern Freund als mich.“

Ein seelenvoller Blick aus ihren blauen Augen lohnte seine Betheuerung.

„Warum malen Sie sich also Gefahren aus, wo nur eine Bereicherung Ihres Wissens, Ihres ganzen

Lebens Sie erwartet? Sie nützen dem Vaterlande, Ihren Freunden, sich selbst.“

Sie hatte leichte Mühe, einen zu bereden, der weder in seinem Verstand noch in seinem Gemüth einen Grund zum Widerspruch fand. Aber er ließ sie sprechen; mit Entzücken schlürfte er die Worte, die seinen Ehrgeiz anspornten. Es war eine so süße Genugthuung für ihn, auf den Weg, den er einschlagen wollte, von der Freundin selbst vorwärts getrieben zu werden. Hatten doch weiblicher Rath, weibliche Zustimmung auf seine Seele immer ihre Macht geübt. Jetzt räumte ihm Magdalenens Begeisterung die Hindernisse fort, die seine grüblerischen Gedanken vor ihm aufgethürmt. Für sie aber gab es in der ganzen Angelegenheit einen einzigen leuchtenden Punkt: den Ruhm und die Ehre des Freundes. Wohl fuhr es ihr einmal durch den Sinn, daß sie, seiner Nähe beraubt, wie im beständigen Schatten leben würde, einer Blume gleich, der das Sonnenlicht fehlt, allein sie wies jede Klage zurück. Von seinem Glück, seiner Ehre fiel ein Abglanz auf sie. Lag doch auch ein schwermüthiger Reiz darin, in der Winternacht zum Sternenhimmel, zum Monde emporzuschauen und von ihm zu träumen, der in der fernen Stadt, unter fremden Menschen einsam, durch die widerhallenden Gassen wandelnd, zu

denselben Gestirnen hinaufblickt und an das stille Haus bei den Salesianerinnen denkt!

Halde Liebe, immer aufs neue erfinnst du Sommernachtsträume und Wintermärchen! Du umspinnst die irdische Bedürftigkeit mit goldenem Schimmer und täuschest uns freundlich über die Größe der Opfer, die wir dir bringen. Selbst wenn du uns eine Dornenkrone auf das Haupt setzest, zauberst du Rosenglanz darum.

Der Eintritt Christel's, die Magdalene um ein häusliches Geschäft befragte, lenkte das Gespräch wieder zu dem unmittelbar Nächsten herab.

Wer sich auf eine so weite, in ihren Vorfällen und Ereignissen ungewisse Reise begibt, thut wohl, sein Haus zu bestellen. Manche Anordnungen waren zu treffen, daß in Egbert's Abwesenheit, deren Dauer sich zunächst noch nicht bestimmen ließ, Alles seinen gewohnten Gang ohne Störung und Irrung ginge. Hier erschien Magdalene mit ihrer Umsicht und heitern Sicherheit als freundliche, helfende Fee. Leicht entwirrte sie den Knäuel verwickelter Verhältnisse und löste die schlimmsten Knoten.

Dabei fehlte es nicht an scherzhaften Bemerkungen und Einwendungen. Beide suchten einander über den Ernst der getroffenen Entscheidung durch Lächeln hinwegzutäuschen.

Ueber die „Stellung“ des „Herrn von Spring“ im Hause konnte Magdalene die tollsten und launigsten Vorschläge erfinden. Bald sollte er von Egbert eine förmliche Vollmacht als Vicekönig erhalten, bald von allen Geschäften ausgeschlossen und als Gast und Müßiggänger betrachtet und behandelt werden.

„Letzteres“, behauptete Magdalene, „ist sein eigentlicher Beruf, Müßiggang ist nach ihm nicht aller Lafter, sondern aller Kunst und Dichtung Anfang. Darum bleibt er auch immer Anfänger.“

Eine Weile dauerte das fröhliche Geplauder.

So haschen Kinder nach Schmetterlingen, während drohend das Gewitter heraufzieht.

„Eins ist nicht bedacht“, rief Egbert unbesonnen. „Wenn Hugo sich in die Demoiselle verliebt —“

„Wie Golo in Genoveva“, lachte sie. „Aber ich ließe mich nicht in den Thurm sperren. Und dann ist auch kein Pfalzgraf da, der mich bei seiner Rückkehr ungerecht und unbarmherzig zum Tode verurtheilte. Ihr thätet es nicht, Egbert, Ihr seid viel zu gut.“

„Den armen Pfalzgrafen verblendete die Eifersucht und der verrätherische Freund schürte seinen Ingrimm.“

„Die Eifersucht!“

Sie wollte einen fragenden Blick mit ihm austauschen, aber die Scham ließ sie die Wimpern noch

schneller über die Augen senken, als die Liebe sie erhoben hatte.

„Ist es den Männern denn so schwer“, sagte sie darauf — sie fürchtete sich vor ihrem eigenen Schweigen — „an die Treue der Frauen zu glauben? Und doch ist sie unser schönster Schmuck und unsere beste Waffe im Kampf des Lebens.“

„Ja, für die edelsten! Wie wenige jedoch vermögen die Leidenschaft zu überwinden und dem Leichtsinne zu widerstehen.“

„Wollten uns die Männer doch nur mit gutem Beispiel vorangehen! Die arme Geneveva wird in den Wald zum Tode hinausgeschickt, davon aber, ob der Herr Pfalzgraf im Lager und im Krieg ihr die Treue bewahrt hat, ist keine Rede.“

Sie hatte gehofft, das Gespräch in seiner heitern Stimmung zu erhalten; zu spät erkannte sie, wie verhänglich in ihrer Lage eine Anspielung auf die alte romantische Geschichte gewesen.

Ging Egbert nicht in die Ferne, in die verführerische Stadt der Sirenen? blieb sie nicht mit dem Freunde allein zurück? Ach, ihres Herzens, ihrer Treue war sie schon sicher und fühlte sich gegen jede Anfechtung gefeit. Aber würde er ihr seine Liebe unverletzt und unverkürzt zurückbringen? Seine Liebe? Ja, wußte

sie denn, empfand sie es denn, daß er sie liebte? Verdiente seine freundliche und doch fühle Weise, mit ihr zu verkehren, diesen heiligen Namen? Wenn sie seine Schwester gewesen, hätte er ihre Hand anders ergreifen, anders an sein Herz pressen können?

Sie hatte es nicht beabsichtigt, nun stand sie doch vor dem großen Fragezeichen ihres Lebens. War es weise, an der Sphinx vorüberzueilen oder sie um ihr Räthselwort zu befragen?

„Wie hätte der Graf seine Gemahlin zum grausamen Tode verdammen können, wenn er nicht selbst ein reines Bewußtsein gehabt?“ entgegnete darüber Egbert.

„Sie treten für ihn ein —“

„Weil ich an seiner Statt Genoveva's nicht vergessen hätte.“

„O Egbert!“

„Magdalene, liebe Magdalene!“

Sie war aufgestanden; es war etwas in ihr, das aufschreien wollte und doch von einem stärkeren Gefühl zurückgehalten wurde. Aber ihr Herz konnte nicht stumm bleiben, es verlangte nach einer Offenbarung.

Sie hatte ihr Klavier geöffnet, ein Weihnachtsgeschenk des Grafen Wolfsegg, und begann die Tasten zu rühren. Erst führen ihre Finger nur wie irrend

und träumerisch darüber hin, allmählig gestaltete sich das Spiel voller, inniger, harmonischer. Es war eine jener lieblichen Sonaten Haydn's, die sie und Egbert mehr liebten als die neumodische, tiefsinnige Musik Beethoven's. Ein Glanz lag darauf wie Frühlings-sonnenschein, ein Duft hauchte aus diesen Tönen wie von Wald und Wiese. Einfache und doch herzbefriedigende Weisen, wie aus dem Garten Eden herüberklingend, den noch kein Sündenfall entweicht.

Egbert steht hinter Magdalenens Stuhl und schaut ihr über die Schulter. Wie oft hat er so gestanden und ihr das Notenblatt umgewendet! Heute bedarf sie seiner Hülfe nicht, sie spielt das Musikstück ohne Noten. Er sieht nur dem anmuthigen Spiel ihrer zierlichen rothigen Finger auf den Tasten zu. Wohin ziehen die Töne, wohin seine Gedanken? Für Magdalene spricht sich in diesen Klängen das süße Geheimniß ihrer eigenen Brust aus; nicht laut und heftig in überwallender Leidenschaft, sondern zart und duftig, wie der Wohlgeruch des Veilchens, das tief verborgen im Grase blüht. Verstehst er diese Sprache, rührt sie ihn? Mögen die Melodien ihn begleiten und zuweilen in der Ferne mahnend und tröstend sein Ohr umschmeicheln — eine unsichtbare Musik guter Genien.

Die Sonate ist geendigt; ganz leise beben die

Tasten noch nach. Magdalene's Hände sind in den Schooß gesunken. Starr und still, in ihren Anblick versunken, steht Egbert. Mit den Gebilden aus der Jugendzeit vermischen sich die phantastischen Gesichte, welche die Hoffnung voreilig von der Zukunft entwirft. Sie fühlt, wie ihre Haare sich unter seinem Athem ein wenig bewegen. Sie springt vom Stuhle auf.

„Ach, Egbert! Herzliebster Egbert!“

Mit beiden Armen hat sie ihn umfangen, ein heißer Kuß brennt auf seinen Lippen. Im nächsten Augenblick ist sie aus dem Gemach geeilt. Er hat nicht Zeit gehabt, Magdalene zu rufen, sie festzuhalten. Es dunkelt bereits. Hier saß sie, hier ruhte ihre Hand. Nun ist sie dahin und nichts ist von der lieblichen Erscheinung geblieben als ein schwacher feiner Wohlgeruch, der ihren Haaren entströmte.

So ist das Glück; es nähert sich dir, es berührt deine Stirn, du aber bist so betroffen von seiner Gegenwart, so befangen und machtlos, es zu ergreifen, daß du die Göttin erst erkennst, wenn sie entschwinden ist.

Ende des zweiten Bandes.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Das Vermächtniß der Millionärin.

Roman

von

E. Waldmüller-Duboc.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

König August und sein Goldschmied.

Roman

von

Franz Carion.

3 Bände. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Der große Baron.

Eine Geschichte

von

Edmund Höfer.

Zwei Bände. 16°. Geheftet. 1 Thlr. 10 Ngr.

No. 17389

1/3 17389

